S. D. Germ.
195-La-1 Bruckner

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Augenärztlicher
deutscher Claffiker

Jugendbibliothek
deutscher Classiker.

Gesammelt, angeordnet und mit Erläuterungen versehen

von

Friedrich Konrad Bruckner,
Subrector der lateinischen Schule zu Neustadt an der Haardt.

Erster Band:
Erzählungen, Parabeln, Fabeln.

Vierte Auflage.

Neustadt a. d. Haardt,
Verlag von A. H. Gottschick.
1841.

249. C

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede

zur ersten Auflage.

Um das Wesen der mit diesem Bande beginnenden Sammlung deutscher Classiker und ihr Verhältniß zu andern Schriften der Art kenntlich zu machen, wiederholt der Herausgeber das, was er schon in der Allgem. Schulzeitung 1830, Abth. I., Nr. 78, als „Plan zur Herausgabe einer Jugendbibliothek deutscher Classiker" der Prüfung und Beurtheilung Sachkundiger vorlegte.

„Es ist allgemein anerkannt — sagten wir an der angeführten Stelle, — daß zur Entwickelung des jugendlichen Geistes überhaupt und zur Ausbildung der Sprache und des Geschmacks insbesondere die Bekanntschaft mit den classischen Schriftstellern unsers Volkes das vorzüglichste Bildungsmittel sei. Wenn es sich aber darum handelt, wie die Jugend in das Gebiet unserer classischen Literatur einzuführen sei, so wird man leicht zugeben, daß nicht damit dürfe begonnen werden, dem Zöglinge ganze Schrift-

steller oder einzelne Werke derselben in die Hand zu geben, theils weil sich überall in ihnen zu Vieles findet, was dem Verständnisse der Jugend verschlossen ist, oder von ihr leicht mißverstanden werden kann, theils weil dies ein Weg wäre, der, wollte er sein Ziel auch nur einigermaßen umfassend erreichen, viel zu weit wäre, als daß er der Jugend, die ihre Zeit und Kraft zur Erwerbung von so mancherlei Kenntnissen und Fertigkeiten zersplittern muß, einen Begriff von dem Umfange und dem Wesen unserer classischen Literatur zu geben vermöchte."

„Für die Zwecke der Bildung bedürfen wir darum eben so gut eine Auswahl aus unseren classischen Schriftstellern, als wir deren zum Unterrichte in den Sprachen des Alterthums für nöthig erachten, ja, sie ist zum Bekanntwerden mit unserer Literatur um so nöthiger, je größer der Reichthum und der Umfang derselben im Verhältnisse zu jenen ist. Auch ist dieses Bedürfniß nicht unerkannt geblieben, und in einer Unzahl von Chrestomathieen, Anthologieen ꝛc. wurde seine Befriedigung versucht. Aber dennoch hören wir immer noch die Klage, daß keine dieser Sammlungen den Forderungen entspreche, die man an sie, namentlich vom Standpunkte des Pädagogen, zu machen habe, und daß dies nicht bloß eine leere Entschuldigung sei, mit der die Herausgeber solcher Sammlungen es zu rechtfertigen suchen, wenn sie die große Anzahl derselben mit einer neuen vermehren: dafür mag Niemeyers Wort zeugen, der

noch in der neuesten Ausgabe seiner Pädagogik eine den Zwecken der Bildung angemessene Auswahl aus den classischen Schriftstellern unsers Volkes vermißt."

„Frägt man aber nach den Mängeln, welche die bisherigen Sammlungen, von denen einige von ausgezeichneten und als Literatoren und Pädagogen allgemein verehrten Männern veranstaltet worden sind, bei vielen unläugbaren Vorzügen, für die Zwecke der Bildung weniger tauglich machen, als zu wünschen wäre, so möchten sich diese im Wesentlichen auf folgende Punkte zurückführen lassen:

„1) Als auffallendsten Mangel nennen wir die gänzliche Planlosigkeit, mit der die Herausgeber mancher Sammlungen verfahren sind, indem sie Stücke aller Redegattungen bunt durcheinander darbieten, ohne in der Anordnung auch nur die Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren zu beobachten. Als Grund dieses Verfahrens gibt man an, daß dadurch vor Allem Material gewonnen und Sinn und Geschmack für unsere classische Literatur geweckt werden solle. Aber warum soll dieses Material nicht sogleich lieber in bestimmter Ordnung, als in solcher chaotischer Gestalt dem jugendlichen Geiste übergeben werden, und wird der Geschmack für das Schöne und Erhabene in unseren classischen Schriftwerken nicht leichter und gewisser durch ein methodisch richtiges Verfahren geweckt werden?"

„2) Ein anderer Mangel vieler Sammlungen ist, daß sie in ihrem Umfange zu beschränkt sind, als daß sie einen auch nur einigermaßen hinreichenden Begriff von dem Reichthum unserer Literatur zu geben vermöchten, oder daß sie mit Rücksicht auf specielle, z. B. oratorische, asketische und andere Zwecke veranstaltet sind, wodurch ihre Auswahl, Anordnung und Behandlung auf eine Weise bedingt werden, die sie zur Erreichung des allgemeinen pädagogischen Zweckes untauglich machen."

„3) Wir vermissen ferner an vielen Sammlungen die zum Verständnisse schwieriger Stellen nöthigen Erläuterungen, wogegen wir an andern die Weite und Breite tadeln, in der in ihnen die aufgenommenen Stücke commentirt werden, indem dadurch nicht bloß das eigene Nachdenken unnöthig gemacht, sondern auch die Aufmerksamkeit auf oft ganz anderweitige Dinge hingerichtet wird."

„4) Bei vielen Sammlungen, und zwar gerade bei einigen der vorzüglicheren, bemerken wir endlich, daß sich die Herausgeber bei der Auswahl und Anordnung derselben mehr von einem wissenschaftlich richtigen, als pädagogisch zweckgemäßen Gesichtspunkte leiten ließen, wobei sie wohl für eine schon vorgerückte Bildungsstufe ihren Werth behaupten, aber zum ersten Bekanntwerden mit dem Wesen und dem Reichthum unserer Literatur sich eben nicht tauglich erweisen möchten. So befolgt man z. B. bei

der Anordnung vorzüglich zwei Methoden, von denen sich die eine auf die chronologische Reihefolge der Schriftsteller und die Entwickelungsgeschichte unserer Literatur, die andere auf das System der Theorie des Styls gründet. Wir erkennen es an, daß beide Methoden auf wissenschaftlich richtigen Principien beruhen, aber pädagogische Zweckmäßigkeit können wir ihnen schon darum nicht zuerkennen, weil nach beiden das Schwierigste und der Jugend am fernsten Liegende zuerst mitzutheilen ist. Dies fühlend, gehen daher einigen Sammlungen sogenannte Elementar- und Vorbereitungskurse voran, die aber in ihrer chaotischen Gestalt wieder die Mängel an sich tragen, die wir oben zu rügen hatten.

Sollen diese Fehler vermieden werden, so ist vor Allem der Zweck festzustellen, den unsere Sammlung erreichen soll. Nach unserer Ansicht soll durch dieselbe die Jugend auf eine umfassende, planmäßige Art, stufenweise in das Gebiet unserer classischen Literatur eingeführt werden, um an ihr die kräftigste Nahrung für ihren Geist und das wirksamste Mittel zur Ausbildung der Sprache und des Geschmacks zu finden, und um zugleich das Bedürfniß zu veranlassen, in künftigen Jahren die classischen Schriftsteller unseres Volkes im Zusammenhange zu lesen und sich ihres Geistes zu bemächtigen. Soll dieser Zweck erreicht werden, so hängt dies von der Auswahl, der Anordnung und der Behandlung

der aufzunehmenden Stücke ab, denn in diesen drei Stücken ist das ganze Geschäft enthalten, dem sich der Herausgeber einer solchen Sammlung unterzieht."

„Die Auswahl anlangend, so können nur von solchen Schriftstellern Stücke aufgenommen werden, die in dem Theile der Literatur, den sie angebaut haben und aus dem das fragliche Stück gewählt ist, als classisch gelten, und die dabei der Bildungsstufe unserer Zeit nicht zu ferne liegen. Alle Schriftsteller, deren Blüthe vor die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fällt, müssen daher ausgeschlossen bleiben, denn so viel Vortreffliches sie auch im einzelnen enthalten, so verrathen sie dennoch überall zu sehr, daß unsere Literatur noch in ihrem ersten Werden war, und tragen zu viele grammatische und ästhetische Mängel an sich, als daß sie den Bildungszwecken dienen könnten, die wir im Auge haben. Wenn wir dagegen in Beziehung auf einige neuere Schriftsteller den Begriff der Classicität nicht so streng nehmen, so glauben wir, daß dieses Verfahren Entschuldigung finden werde, wenn sich für irgend eine Redegattung nicht hinreichend passende, dem pädagogischen Zwecke angemessene Musterstücke in unseren anerkannt classischen Schriftstellern finden ließen, das gewählte Stück dagegen, sowohl der Form, als dem Inhalte nach, Nichts enthielte, was es unwürdig machte, eine Stelle zu finden. Im Besonderen soll bei der Auswahl der Grundsatz gelten, daß das

Nützliche mit dem Schönen verbunden werde, d. h. solche Stücke gewählt werden, die, vollendet in der Form, ihrem Inhalte nach zugleich belehrend für den Verstand und stärkend für das Gemüth sind. Die stäte Rücksicht auf die Zwecke der Bildung gebietet überdies, für die niederen Bildungsstufen mehr die Beschaffenheit des Inhalts, für die höheren mehr die Vollendung der Form als Bestimmungsgrund zur Aufnahme gelten zu lassen. Jedes aufzunehmende Stück muß ferner, selbst wo es Bruchstück eines größeren Werkes ist, ein in sich abgeschlossenes Ganzes ausmachen. Daß das sittliche Zartgefühl der Jugend nirgends auch nur im geringsten verletzt werden dürfe, versteht sich von selbst, „denn die Seele des Kindes ist heilig, und was vor sie gebracht wird, muß wenigstens den Werth der Reinigkeit haben" (Herder, Vorrede zu den Palmblättern). Was endlich die Anzahl der auszuwählenden Stücke angeht, so sollen so viele gewählt werden, als nöthig sind, um das Wesen einer jeden Redegattung und ihre durch die verschiedenen Schriftsteller erhaltene individuelle Gestaltung kenntlich zu machen."

„Von gleicher, ja, vielleicht von noch größerer Wichtigkeit ist zweitens die Anordnung der gewählten Stücke, denn von ihr hängt es hauptsächlich ab, ob die Bildungszwecke, die wir beabsichtigen, auf eine plangemäße Weise erreicht werden sollen. Die Mängel, die wir in dieser Beziehung an den

vorhandenen Sammlungen zu rügen hatten, glauben wir am besten zu vermeiden, wenn die verschiedenen Gattungen der prosaischen und poetischen Schreibart, ohne Rücksicht auf die Stelle, die sie in dem Systeme der Theorie des Styls einzunehmen haben, so geordnet werden, wie sie nach Form und Inhalt vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten, die gewählten Stücke einer jeden Redegattung aber dann vereinigt werden, jedoch nicht so, daß die Stücke desselben Verfassers neben einander gereiht würden, sondern wiederum, wie es ihr Verhältniß in der Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren erheischt. Denn um in das Gebiet unserer classischen Literatur eingeführt zu werden, handelt es sich noch nicht um die Kenntniß von der Eigenthümlichkeit der einzelnen Schriftsteller und ihrem Verhältnisse zu einander, sondern nur um eine Bekanntschaft mit den einzelnen Gattungen schriftlicher Darstellung und eine allgemeine Kenntniß der Schriftsteller, die sich in ihr ausgezeichnet haben. Erzählungen werden daher die Reihe eröffnen, denn sie liegen der Jugend am nächsten, an sie schließen sich in natürlicher Ordnung Fabeln und Parabeln an, und in diesen Abtheilungen mögen Stücke in gebundener und ungebundener Rede neben einander ihre Stelle finden, indem sie größtentheils gemischt poetischer und prosaischer Natur sind und die Verschiedenheit der Form nicht als hinreichender Eintheilungsgrund in prosaische und poetische Stücke gelten

kann. Nach ihnen theilt sich das ganze Gebiet unserer Literatur in einen poetischen und einen prosaischen Theil, deren einzelne Unterabtheilungen nach der Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren zu ordnen und so einzutheilen sind, daß für eine jede der zu berücksichtigenden Bildungsstufen eine prosaische und eine poetische Abtheilung bestimmt wäre. Nehmen wir solcher Bildungsstufen vier an, und bestimmen wir für jede derselben je einen Band unserer Sammlung, so wird der erste die schon erwähnten Erzählungen, Fabeln und Parabeln enthalten; der zweite hätte dann in seinem poetischen Theile die epischen Formen der Dichtkunst und in seinen prosaischen Beschreibungen, Schilderungen nebst Muster des Briefstyls zu umfassen. Ein dritter Band müßte dann zur didaktischen und dramatischen Poesie übergehen, und aus der Prosa Stücke aus dem geschichtlichen Style mittheilen. Ein vierter Band würde endlich Formen der lyrischen Poesie und aus der Prosa den Lehrstyl und die redneriſche Schreibart enthalten und das Ganze beschließen. Auf diese Weise glauben wir auf der einen Seite dem Vorwurfe der Planlosigkeit zu entgehen, auf der andern aber auch die Nachtheile zu vermeiden, die aus der auf die Theorie des Styls sich gründenden Anordnung für die Erreichung der Zwecke der Bildung hervorgehen, und indem wir letzteren auf eine plangemäße Weise genügen, bereiten wir durch das Zusammenstellen der Stücke einer jeden

Redegattung das Verständniß ihrer Eigenthümlichkeit und ihres gegenseitigen Verhältnisses vor."

„Wir haben drittens die Grundsätze zu nennen, die in Beziehung auf die Behandlung der mitzutheilenden Stücke zu befolgen sein möchten. Vor Allem fordern wir, daß die gewählten Stücke nach dem Texte der besten Ausgaben wiedergegeben werden, und Weglassungen, Zusätze und Veränderungen des Textes nur da stattfinden, wo es der pädagogische Gesichtspunkt durchaus erheischt. Den Stücken einer jeden Redegattung müßte in einer kurzen Einleitung die Darstellung ihres Wesens vorangehen, der Text selbst aber mit Anmerkungen begleitet werden, die zum Zwecke haben, grammatische, ästhetische, geschichtliche Schwierigkeiten aufzuhellen und auf den Gedankengang des gewählten Stückes, wenn derselbe nicht deutlich vor Augen liegt, aufmerksam zu machen. Um ferner eine nähere Bekanntschaft mit der Persönlichkeit unserer classischen Schriftsteller vorzubereiten, wäre einem jeden Bande ein alphabetisches Verzeichniß der Schriftsteller, von denen Stücke aufgenommen sind, nebst kurzen Notizen über ihre Lebensverhältnisse und ihren schriftstellerischen Charakter beizugeben."

„Irren wir uns nicht, so könnte auf diesem Wege auf eine plangemäße Weise das ganze Gebiet unserer classischen Literatur nach und nach an dem Auge des Zöglings vorübergeführt werden, und er wäre dann vorbereitet, um das Ganze derselben in

seinem systematischen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung zu erfassen."

So viel aus dem vorläufig mitgetheilten Plane. Nach öffentlichen und Privatmittheilungen hatte er sich einer beifälligen Aufnahme zu erfreuen. Der vorliegende Band gibt eine Probe von seiner Ausführung. Weitere Beurtheilungen wird der Herausgeber gern vernehmen und Winke für die Fortsetzung seines Unternehmens mit Dank benutzen.

Neustadt a. d. Haardt, den 1. März 1831.

F. K. Bruckner.

Vorrede
zur zweiten und dritten Auflage.

Die Veränderungen, die der Herausgeber mit diesen neuen Auflagen vorgenommen hat, beschränken sich, außer einigen Berichtigungen und Erweiterungen in den Anmerkungen, hauptsächlich auf eine größere Correctheit und Gleichförmigkeit der Rechtschreibung und der Interpunktion. Zwar hätte er gern einige Stücke durch andere ersetzt, oder diesem und jenem eine passendere Stelle angewiesen, aber die Rücksicht auf die Unterrichtsanstalten, in denen diese Sammlung bisher als Lesebuch gebraucht

wurde, veranlaßten ihn, von solchen Veränderungen abzustehen, indem sie nicht bedeutend genug gewesen wären, um den Mißstand aufzuwiegen, der für den öffentlichen Unterricht aus dem Vorhandensein wesentlich verschiedener Ausgaben desselben Lehrbuchs in einer Schule erwächst. Diese Auflagen sind daher bis auf wenige Ausnahmen Seite für Seite übereinstimmend mit der ersten, und der Herausgeber wünscht nur, daß sein Unternehmen auch ferner dieselbe freundliche Aufnahme finden möge, die ihm bisher zu Theil wurde.

Neustadt a. d. Haardt, den 1. Januar 1837.

F. B.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

Erzählungen.

		Seite
	Einleitung.	3
1	Die ungleichen Brüder. Campe.	5
2	Der Knabe und sein Vater. Pfeffel.	7
3	Heldenmuth. Tiedge.	8
4	Kindesdank. Hebel.	10
5	Der Lügner. Gleim.	11
6	Das Kind mit der Scheere. Gellert.	11
7	Seltsamer Spazierritt. Hebel.	12
8	Der Esel und die drei Brüder. Nicolay.	13
9	Aesop. Nicolay.	14
10	Ein gutes Recept. Hebel.	15
11	Till. Gellert.	17
12	Die beiden Bauern. Pfeffel.	18
13	Die Pfirsichen. Krummacher.	19
14	Der arme Greis. Gellert.	21
15	Die Beförderung. Langbein.	23
16	Der Grenadier. Pfeffel.	24
17	Die Kuh. Krummacher.	24
18	Der Vater und der Sohn. Gellert.	27
19	Der kluge Richter. Hebel.	29
20	Der entdeckte Mord. Jacobs.	30
21	Die Milchfrau. Gleim.	33
22	Der Vater und die drei Söhne. Lichtwer.	35
23	Suwarow. Hebel.	36
24	Der Reisende. Gellert.	37
25	Philemon und seine Nachbarn. Gellert.	38
26	Der Hirtenknabe. Palmblätter.	40

		Seite
27	Die Eichel und der Kürbis. Gleim.	45
28	Der Zahnarzt. Hebel.	47
29	Das verlorne Kind. Jacobs.	50
30	Der arme Schiffer. Gellert.	54
31	Damon und Pythias. Lichtwer.	56
32	Der kleine Gelehrte. Campe.	58
33	Das Paar Pantoffeln. Palmblätter.	62
34	Das Mittagessen im Hof. Hebel.	67
35	Damokles. Gellert.	69
36	Die Tabakspfeife. Pfeffel.	70
37	Der gute Rath. Palmblätter.	73
38	Der Wilde. Seume.	75
39	Moses auf dem Berge Horeb. Gellert.	79
40	Der kleine Töffel. Lichtwer.	80
41	Tai und Scherik. Palmblätter.	83
42	Der Fischerknabe. Jacobs.	86
43	Das große Loos. Langbein.	91
44	Der baronisirte Bürger. Gellert.	95
45	Der Christ und der Muhamedaner. Houwald.	97
46	Der Scheerenschleifer. Pfeffel.	111
47	Leander und Selin. Kloist.	113
48	Die ewige Bürde. Palmblätter.	116
49	Der treue Reuter. Kind.	117
50	Die beiden Wächter. Gellert.	118
51	Der Gerichtsverwalter. Langbein.	119
52	Der Krieg. Jacobs.	121
53	Der kleine Gernegroß. Langbein.	130
54	Der gehoffte Ruhm. Gellert.	132
55	Die Freunde. Herder.	134
56	Der Gastfreund. Herder.	139
57	Johann, der Seifensieder. Hagedorn.	140
58	Der getreue Hund. Göckink.	144
59	Das Christgeschenk. Rochlitz.	148
60	Die Traube Nicolay.	153
61	Der reiche Mann. Jacobs.	155
62	Der Schlangenbändiger. Kind.	167
63	Der Vogelsteller. Herder.	169
64	Die seltsamen Menschen. Lichtwer.	170
65	Der Reisende und sein Wegweiser. Weiße.	172
66	Der Friedensstifter. Herder.	174
67	Der persische Bauer. Nicolay.	177
68	Georg Neumark und die Gambe. Kind.	180
69	Alexander in Afrika. Engel.	183
70	Der Sturm. Nicolay.	185
71	Das Kind und der Spiegel. Pfeffel.	186
72	Die wiedergefundenen Söhne. Herder.	188

		Seite
73	Die Reise durch's Leben. Moritz.	191
74	Der Minnesänger. Nicolay.	194
75	Die wüste Insel. Palmblätter.	197
76	Der Ring. Lessing.	202
77	Walther von Geroldseck. Pfeffel.	205
78	Die Rast auf der Flucht. Fouque.	213
79	Der dankbare Sohn. Kind.	223

Zweite Abtheilung.

Fabeln.

	Einleitung.	233
1	Die Henne mit den Küchlein u. d. Habicht. Krummacher.	235
2	Der Wolf und der Schäfer. Lessing.	236
3	Der Esel. Pfeffel.	237
4	Der Kukuk. Gellert.	237
5	Der Esel und der Hund. Nicolay.	238
6	Die Gemse und die Ziege. Gleim.	239
7	Der Hirsch, der sich im Wasser sieht. Gleim.	240
8	Die Katze, die alte und die junge Maus. Willamov.	241
9	Das Pferd und der Esel. Gleim.	242
10	Die Gans. Lessing.	243
11	Der Wiedehopf und die Nachtigall. Gleim.	244
12	Zeus und das Schaf. Lessing.	244
13	Die beiden Hunde. Pfeffel.	246
14	Der Dornstrauch. Lessing.	247
15	Der Pfau und der Kranich. Zachariä.	247
16	Das junge Roß. Weiße.	248
17	Der treue Dogge. Pfeffel.	249
18	Der Knabe und der Stieglitz. Zachariä.	250
19	Die drei Goldfischchen. Campe.	250
20	Das Johanniswürmchen. Pfeffel.	253
21	Der Zeisig und die Nachtigall. Gellert.	253
22	Der Fuchs ohne Schwanz. Hagedorn.	254
23	Der Löwe und der Fuchs. Gleim.	255
24	Der Affe mit der Uhr. Lichtwer.	256
25	Die Schlange und der Aal. Gleim.	256
26	Der Löwe und die Mücke. Hagedorn.	257
27	Der Affe und das Eichhorn. Krummacher.	259
28	Der Hecht und der Hai. Zachariä.	260
29	Die zwei Kaninchen. Lichtwer.	261
30	Die Schnecke, der Esel und das Füllen. Herder.	262
31	Der aufgeblasene Frosch. Michaelis.	263

		Seite
32	Der Hahn und der Fuchs. Hagedorn.	264
33	Der Wolf auf dem Todbette. Lessing.	264
34	Der Affe. Tiedge.	265
35	Der Löwe und der Wolf. Lichtwer.	266
36	Die Biene und die Henne. Gellert.	267
37	Die Klugheit. Pfeffel.	268
38	Die Thiere und die Sonne. Willamov.	269
39	Der Hänfling. Lichtwer.	269
40	Die beiden Hunde. Gellert.	271
41	Der Schmetterling und die Biene. Weiße.	272
42	Der Hund und der Wolf. Gleim.	274
43	Der junge Adler. Tiedge.	276
44	Der Rabe und der Fuchs. Lessing.	277
45	Die Fliege und die Biene. Tiedge.	278
46	Die Wespen im Honigtopf. Meißner.	279
47	Der Hirsch, der Hase und der Esel. Gleim.	280
48	Der Reiche und die Cicade. Krummacher.	280
49	Die Wachtel und ihre Kinder. Langbein.	282
50	Die junge Ente. Gellert.	283
51	Der Papagey. Pfeffel.	284
52	Die Wachtel und der Hänfling. Gellert	285
53	Die Wünsche des Esels. Nicolay.	286
54	Die Flinte und der Hase. Lichtwer.	287
55	Die Taube und die Biene. Michaelis.	288
56	Die Bienen und die Maus. Weiße.	290
57	Die Schlange. Lichtwer.	291
58	Der Wolf und die Ziege. Gleim.	292
59	Die Fliegen. Willamov.	292
60	Das Glück des Esels. Pfeffel.	293
61	Der Leopard und das Eichhorn. Meißner.	294
62	Die Wohlthaten. Lessing.	295
63	Der Tanzbär. Gellert.	295
64	Der Rabe und der Fuchs. Hagedorn.	296
65	Die großen und die kleinen Raubthiere. Krummacher.	298
66	Der gelähmte Kranich. Kleist.	299
67	Der Hase. Pfeffel.	300
68	Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr. Nicolay.	301
69	Der Mensch, das Vergnügen und der Schmerz. Willamov.	302
70	Das Füllen. Gellert.	302
71	Die treue Freundschaft. Grimm.	304
72	Der gewarnte Hirsch. Meißner.	307
73	Die Stufenleiter. Pfeffel.	308
74	Die Rebe. Lichtwer.	309
75	Der Knabe und die Schlange. Lessing.	310

		Seite
76	Der Knabe und die Quelle. Krummacher.	311
77	Zeus und das Pferd. Lessing.	312
78	Die junge Schwalbe. Lessing.	313
79	Der Fischreiger. Gleim.	314
80	Der Sturmvogel u. die Schiffenden. Krummacher	316
81	Der Hund. Gellert.	317
82	Die alte und die junge Forelle. Krummacher.	319
83	Der alte Hofhund. Grimm.	321
84	Das Heupferd. Gellert.	323
85	Der Fuchs und die Trauben. Haller.	324
86	Die beiden Pflugschare. Meißner.	325
87	Die Nachtigall und die Schwalbe. Weiße.	325
88	Die Fische im Schutze des Menschen. Weiße.	327
89	Der Löwe und der Bär. Pfeffel.	329
90	Der Löwe und der Hase. Lessing.	331
91	Der Rohrspatz, der Gimpel und der Truthahn. Pfeffel.	331
92	Die Berathschlagung der Pferde. Gleim.	332
93	Die Raupe und der Schmetterling. Krummacher	335
94	Die Geschichte des alten Wolfs. Lessing.	336
95	Das Chamäleon und die Vögel. Pfeffel.	341
96	Die Esel. Lessing.	342
97	Die Raben und der Fuchs. Kretschmann.	343
98	Der Lorbeer und der Schwan. Kind.	344
99	Das Pferd und der Stier. Langbein.	345
100	Nacht und Tag. Herder.	346

Dritte Abtheilung.

Parabeln.

	Einleitung.	351

A. Parabeln von Krummacher.

1	Samuel und Eli, oder das erste Erröthen.	353
2	Die Freundschaft.	355
3	Die Eichel.	357
4	Der Apfel.	360
5	Der Tulpenbaum.	362
6	Das Rothkehlchen.	363
7	Die beiden Wege.	364
8	Die Kanarienvögelchen.	366
9	Die Namen Gottes.	368

Seite

10 Der Maler und sein Meister. 370
11 Die Reue. 371
12 Der unfruchtbare Baum. 373

B. Parabeln von Herder.

1 Waffen und Wissenschaften. 375
2 Die Flecken. 376
3 Viel und Wenig. 377
4 Sonne und Mond. 378
5 Das Kind der Barmherzigkeit. 380
6 Der Weinstock. 382
7 Der Rabe Noah's. 383
8 Die Morgenröthe. 384
9 Weingefäße. 385
10 Alles zum Guten. 386
11 Drei Freunde. 387
12 Der Lohn zur künftigen Welt. 388

Anhang.

Kurze Schilderung der Schriftsteller, von denen in diesem Bande Stücke aufgenommen worden sind, in alphabetischer Ordnung. 389

Erste Abtheilung.

Erzählungen.

Einleitung.

Thatsachen, die sich in der Vergangenheit zugetragen haben, Andern, die davon nichts wissen, oder die eine genauere Kenntniß davon erhalten wollen, mittheilen, heißt erzählen, und die zusammenhängende und vollständige Darstellung einer solchen Begebenheit ist eine Erzählung. Sind die, denen wir etwas erzählen wollen, gegenwärtig, so geschieht unsre Mittheilung vermittelst der Sprache; sind sie abwesend, so vertritt die Schrift die Stelle des lebendigen Worts. Die Thatsache, welche den Inhalt einer Erzählung ausmacht, hat sich entweder wirklich ereignet, und soll, so wie sie sich zugetragen hat, auch wieder mitgetheilt werden, oder sie ist von dem Erzähler selbst erfunden oder nach Willkühr von ihm verändert. In dem ersten Falle muß die Erzählung geschichtliche Wahrheit an sich tragen, d. h. sie muß die Begebenheit, um die es sich handelt, gerade so darstellen, wie sie sich zugetragen hat, ohne daß ein wesentlicher Umstand übergangen wäre, oder ein fremdartiger Zusatz die Sache in einem falschen Lichte zeigte. Im zweiten Falle hat der Erzähler die Freiheit, die Thatsache selbst zu erfinden, oder eine vorgefundene dem Zwecke gemäß, den er im Auge hat, zu verändern. Hat er z. B. die Absicht zu belehren, so wird er seine Erzählung so gestalten, daß die Lehre, welche er im Auge hat, recht deutlich und bestimmt

hervortrete; derselbe Inhalt kann vielleicht auch dazu dienen, zu erheitern und zu belustigen, aber dann muß das Ganze eine andere Gestalt erhalten. Um geschichtliche Wahrheit hat sich der Erzähler in diesem Falle nicht zu kümmern, sondern nur darum, daß seine Erzählung ihrem Zweck angemessen sei und nichts enthalte, was an sich unmöglich ist, oder mit andern Theilen der Erzählung im Widerspruche steht.

Eine Erzählung ist ferner ernst oder scherzhaft. Jene hat die Erregung, Rührung und Bildung unsers sittlichen Wesens, diese unsere Erheiterung und Belustigung zum Zweck. Beide Arten können in ungebundener Rede oder in bestimmtem Sylbenmaß vorgetragen werden, nur muß die Darstellung immer leicht, einfach, fließend und ihrem Gegenstande angemessen sein.

Die Deutschen haben in dieser Gattung schriftlicher Darstellung viele und ausgezeichnete Muster. Wir nennen hier nur: Hagedorn, Gellert, Gleim, Lessing, Pfeffel, Göckingk, Langbein, Nicolay, Herder, Hebel, Kind, Rochlitz, über deren Leben und Wirken der Anhang zu diesem Bande nähere Auskunft gibt.

Die folgenden Erzählungen, die aus den Schriften der genannten Männer und einiger andern gewählt sind, gehören alle zu der Gattung jener, die nicht auf geschichtliche Wahrheit Anspruch machen, deren Inhalt folglich mehr oder weniger erdichtet ist. Denn wenn auch vielen derselben eine geschichtliche Thatsache zum Grunde liegt, so ist diese doch von den Erzählern nirgends nach ihrem einfachen Verlaufe wiedergegeben, sondern ihrem Zwecke gemäß verändert oder dichterisch ausgeschmückt worden.

1.

Die ungleichen Brüder.

In einer gewissen Stadt lebten einst zwei Brüder, die einander sehr ungleich waren. Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wildem Herumschwärmen, kurz mit nichtswürdigem Zeitvertreibe. Er hörte nicht gerne zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und fast hatte er immer etwas Abgeschmacktes im Kopfe. Der jüngere Bruder las gern in Büchern, hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde, dachte darüber nach und machte sich ein Vergnügen daraus, das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte.

Es läßt sich leicht errathen, wie es mit Beiden weiter werden mußte. Als der Jüngere zwölf Jahre alt war, konnte er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Aeltern ihn oft mit sich in Gesellschaft nahmen, theils um ihm ein Vergnügen zu machen, theils damit er von andern verständigen und guten Leuten lernen möchte. Denn es gibt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von denen man aber doch nicht eher etwas versteht, als bis man viel in Büchern gelesen hat.

Mit seinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr vierzehn Jahre alt war, ging es ganz anders. Wenn Erwachsene mit einander sprachen, so verstand er davon wenig oder gar nichts; noch viel weniger aber konnte er selbst vernünftig und anständig sprechen. Seine Aeltern hätten ihn auch gern in die Gesellschaft erwachsener Leute gebracht; aber er wäre da nichts nütze gewesen, und man würde gesagt haben: Was soll doch dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kann? Er gehört ja noch unter die Kinder! — Also mußte er zu Hause bleiben.

Das kränkte ihn nun nicht wenig, und als ihm sein Vater bei einer Gelegenheit recht ernstliche und liebreiche Vorstellungen darüber machte, faßte er den aufrichtigen Vorsatz, von nun an recht aufmerksam, fleißig und sittsam zu werden. Weil er aber an Unachtsamkeit, Müßiggang und rohes Herumschwärmen schon so sehr gewöhnt war, so wurde ihm sein löbliches Vorhaben im Anfange ziemlich schwer. Er that sich vielen Zwang an, und doch wollte es ihm nicht immer so gelingen, wie er es wünschte.

Sein guter Bruder, dem das sehr nahe ging, gab sich alle Mühe, ihm behilflich zu sein; er zeigte ihm, wie man es anfangen müsse, um mit Vortheil zu lernen, und in der Arbeit sein Vergnügen zu finden, erklärte ihm dieses und jenes, und machte es ihm leicht, wo er wußte und konnte.

Ernstliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung. Nachdem der ältere Bruder sich eine Zeitlang munter und unverdrossen bestrebt hatte, vollkommener zu werden, so wurden ihm seine Bemühungen immer leichter. Nichts konnte ihm jetzt mehr Freude machen, als wenn er etwas gethan hatte, worüber ihm seine Eltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten, und etwas Neues zu lernen, war

ihm viel zu angenehm, als daß er dabei hätte unaufmerksam sein können. Endlich konnte er selbst nicht begreifen, wie es ihm sonst möglich gewesen war, ein Vergnügen an Müßiggang und unnützem Zeitvertreibe zu finden.

Gleichwohl hatte sein früheres Leben ihm den Schaden gethan, daß er seinen jüngeren Bruder in manchen Dingen nicht völlig einholen konnte, denn dieser war allzuweit vor ihm voraus.

Es ist mit dem Lernen, wie mit dem Feldbau. Wenn man zu rechter Zeit säet, so kann man auch zu rechter Zeit ärndten, und reichlich ärndten. Säet man aber zu spät, so hat man Mißwachs zu erwarten, oder man ärndtet doch weit später, und bekömmt weniger und geringere Früchte.

Campe.

2.

Der Knabe und sein Vater.

Ein Knabe aß, wie viele Knaben,
Die Datteln *) um sein Leben gern;
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzt er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu
Und sagte: „Datteln pflanzest du?
„O Kind, da mußt du lange warten;

---

*) Die süß und angenehm schmeckende Frucht einer Palmenart, die in Asien und Aegypten wild wächst, aber auch in den südlichen Ländern von Europo gepflanzt werden kann.

„Denn wisse, dieser edle Baum
„Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
„Die ersten seiner süßen Früchte!“
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein und sprach mit fröhlichem Gesichte:
„Das Warten soll mich nicht verdrießen,
„Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
„So kann ich ja dereinst, als Greis,
„Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.“

Pfeffel.

3.

Helmuth.

Helmuth war ein Friedenstörer,
Und that selten seine Pflicht,
Machte seinem braven Lehrer
Viel Verdruß, und folgte nicht.
Mahnt' sein Lehrer ihn, so dachte
Helmuth: „Sprich du immer hin!“ und — lachte.

Widerspenstig war er, träge
In der Zeit des Unterrichts,
Gut' und böse Worte, Schläge,
Denkt! selbst Schläge halfen nichts!
Helmuth ward indessen größer,
Aber leider nur nicht besser;

Ward vielmehr noch immer schlimmer! —
Einst, nach einem bösen Streich'
Sprach sein Lehrer: „Du kommst nimmer,
„Glaub's! auf einen grünen Zweig!
„Wenn ich lang im Grabe schlafe,
„Trifft dich, denk' nur dran, die Strafe.“

„Jetzt noch bitt' ich dich mit Thränen,
„Helmuth, beff're dich! denn ach!
„Schwere Strafen folgen denen,
„Die sich Lastern weihen, nach!" —
Statt gerührt zurückzuschaudern,
Denkt er: „Laßt den Murrkopf plaudern!"

Jahre sind indeß verflossen
Und der Lehrer lebt nicht mehr.
Helmuth streift mit den Genossen
Seiner Streich' im Wald umher,
Und beklettert Eich' und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghals war der Gipfel
Eines Eichbaums nicht zu hoch:
Er hinan, daß Zweig' und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog!
„Heda! Seht! Hier steh' ich, Brüder!"
Rief er von der Eiche nieder.

„Sprach nicht unser Lehrer immer,
„Spielt' ich irgend einen Streich:
„Helmuth, Helmuth, du kommst nimmer,
„Glaub's! auf einen grünen Zweig!
„Jetzt brächt' ich ihn wohl zum Schweigen,
„Säh' er mich hier auf den Zweigen,"

„Und befänd' er mich ganz munter!"
Als er spottend noch so sprach,
Knack! da brach's, und er herunter,
Daß er Hals und Beine brach!
Einen Todesschreck empfanden,
Alle, welche unten standen.

Tiedge.

---

†

4.

Kindesdank.

Ein Fürst *) traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäfte an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern daß er als Taglöhner täglich um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es nicht begreifen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzer auszureichen, und noch so frohen Muthes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiederte ihm: „es wäre gefehlt, „wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil „davon genügen; mit dem zweiten Drittheile zahle ich „meine Schulden ab, und den übrigen Drittheil lege „ich auf Zinsen an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort, und sagte. „Ich theile meinen Verdienst mit „meinen alten Aeltern, die nicht mehr arbeiten können, „und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; „jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner „Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, „daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht „verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Aeltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Hebel.

---

*) Heinrich der vierte, König von Frankreich, regierte vom Jahre 1589 bis 1610.

5.

Der Lügner.

„Helft, Brüder! Helft! Der Wolf hat schon ein Schaf im Rachen!“
So rief ein junger Hirt, sich eine Lust zu machen.
Wenn nun das Hirtenvolk herbeigelaufen war,
Dann rief er: Geht zur Ruh', es hat noch nicht Gefahr!
„Ich habe nur versucht, ob ihr auch wachsam wäret.“
Als er nun ihre Hilf' ein andermal begehret,
Wo's keinen Scherz mehr galt, und jetzt vom Wolf ein Stück
Schon hingewürget war, so blieben sie zurück,
Wie sehr er immer schrie. Nun ward der Thor erst inne,
Wie albern er gethan; nun kam ihm erst zu Sinne
Das Sprüchwort: „daß man dem, der einmal Lügen übt,
„Auch wenn er Wahrheit spricht, nicht leicht mehr Glauben gibt.“

Gleim.

6.

Das Kind mit der Scheere.

Kind! hob die Mutter an, eins mußt du mir versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen,
Drum rühre keins von beiden an!
„Allein', die Scheere, sollt' ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?“
Nichts weniger! was dich verletzen kann,
Sieh niemals als ein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Scheere.
„Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre —
„Die hab' ich lange nicht so lieb —
„So ließ ich sie mit Freuden liegen;
„Allein die Scheer' ist mein Vergnügen;
„Sie hat ein gar zu schönes Band!
„Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand:
„So hätte dies nicht viel zu sagen.
„So klein ich bin, so hab' ich ja Verstand,
„Und also werd' ichs immer wagen,
„Sobald die Mutter nur die Augen weggewandt.
„Doch nein! weil Kinder folgen müssen,
„So wär' es ja nicht recht gethan
„Nein, nein! ich sehe dich nur an;
„O schöne Scheere, laß dich küssen!
„Ich rühre ja kein Messer an,
„So werd ich doch" — — Schon griff es nach der Scheere —
„Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
„Da, freilich, schnitte mich die Scheere;
„Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt."
So sprach's — und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
„Ach! hob das Kind fußfällig an,
„Es kränkt mich sehr, daß ich's gethan,
„Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
„Damit ich sie nicht mehr begehre,
„Und ohne Zwang gehorchen kann."

Gellert.

7.

Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf einem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß neben her laufen.

Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, „Vater, daß ihr reitet, und laßt euern Sohn laufen; „ihr habt doch stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht „recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Va- „ter zu Fuß gehen, du hast jüngere Beine.“ Da saßen Beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein „Unverstand; zwei Kerle auf einem schwachen Thiere; „sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beide „hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen zu Fuß, rechts der Vater, links der Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen. „Ist's „nicht genug, wenn zwei von Euch zu Fuß gehen? „Geht's nicht leichter, wenn einer von Euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten recht machen will.

Hebel.

8.

Der Esel und die drei Brüder.

Ein armer Bauer wollte sterben.
Drei Söhne standen um ihn her.
„Ach! meine Kinder!“ seufzet er,
„Ich hinterlaß' euch nichts zu erben,
„Als meinen Esel, und mein ganzes Testament
„Ist dies: Besitzt ihn ungetrennt;

„Dem dien' er heute, jenem morgen,
„Und wer ihn braucht, mag ihn versorgen."

Der Vater stirbt. Der Aelt'ste muß
Den Esel wohl am ersten haben.
Von früh bis in die Nacht läßt er den Schimmel traben,
Und reicht an Futter nichts, an Schlägen Ueberfluß.
„Mein Bruder," denkt er, hat ihn morgen zu ernähren,
„Heut kann er wohl die Kost entbehren."
Der zweite holt den matten Gaul,
Und überladet ihn mit Säcken:
„Aha! das Futter macht dich faul;
„Man muß dich mit der Peitsche wecken!"
Der Esel keucht mit trocknem Gaum,
Und schleppt sich zu dem Stalle kaum.
Bei'm dritten Sohn die alte Plage:
„Es gibt nicht lauter Feiertage;
„Ein wenig Fasten ist gesund.
„Ich merke schon, du wirst zu rund!"
Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
Schnappt noch einmal und regt sich niemals wieder.
Weh' eurer Grausamkeit, ihr Brüder!

Nicolay.

9.

Aesop. *)

Aesop ging einst nach einem Städtchen hin,
Ein Wandrer kommt und grüßet ihn —

---

*) Ein griechischer Dichter, der 600 Jahre vor Chr. lebte, und in einer Gattung von Gedichten, die man Fabeln nennt, Lehren der Weisheit und der Klugheit vortrug.

Und fragt: „Wie lange, Freund, hab' ich zu gehen
„Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem sehen?"
„Geh!" spricht Aesop. — Und er: „Das weiß ich wohl,
„Daß, wenn ich weiter kommen soll,
„Ich gehen muß. Allein du sollst mir sagen,
„In wie viel Stunden!" — Nun so geh'! — „Ich sehe wohl,"
Brummt hier der Fremde, „dieser Mensch ist toll;
„Ich werde nichts von ihm erfragen!"
Und dreht sich weg und geht.
„He! ruft Aesop, ein Wort!
„Zwei Stunden bringen dich an den bestimmten Ort"
Der Wandrer bleibt betroffen stehen.
„Ei, ruft er, und wie weißt du's nun?"
Und wie, versetzt' Aesop, konnt' ich den Ausspruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehen?

Nicolay.

10.

Ein gutes Recept.

Der Kaiser Joseph *) war ein weiser und wohlthätiger Fürst, wie Jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Arzt gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Knaben: „Kind, hole mir einen Doctor, sonst kann ich's vor Schmerzen nicht mehr aus-

---

*) Joseph der zweite, deutscher Kaiser, ein edler Fürst, der von 1765 bis 1790 regierte.

halten." Der Knabe lief zum ersten Arzte und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Kranken einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Er machte sich auf den Weg zum dritten Arzte, als der Kaiser in einer offenen Kutsche langsam an ihm vorbeifuhr. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist und dachte: Ich wills versuchen. „Gnädiger Herr, sagte er, wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauche ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. Doch als der Kaiser von dem Knaben erfahren hatte, wozu er das Geld benöthigt sei, gab er ihm den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße und wo sie wohne, und während der Knabe zum dritten Arzte springt, und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht leicht erkennen konnte. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stübchen kam, wo es recht leer und betrübt aussah, meint sie, es sei der Arzt, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch jetzt ein Recept verschreiben, und sie sagte ihm, wo des Knaben Schreibzeug sei. Also schrieb er das Recept, und sagte der Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn ihr Kind heimkomme. Als er kaum eine Minute fort war, kam der Knabe zurück und rief schon unter der Thüre in freudiger Hast: „Der Doktor kommt! der Doktor kommt! und wirklich trat sogleich ein Arzt herein. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, daß ein zweiter Arzt sie

besuche, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und habe ihr etwas verordnet und sie habe nur auf ihren Knaben gewartet, der das Recept in die Apotheke tragen solle. Da nahm der Arzt das auf dem Tische liegende Recept in die Hand, um doch zu sehen, wer bei ihr gewesen sei und was er ihr für einen Trank oder was für Pillen verordnet habe; er erstaunte aber auch nicht wenig und sagte: „Frau! ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen, denn er hat euch fünfzig Ducaten verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten daran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätte ich euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung; der Arzt aber verordnete ihr einige Arzneimittel, und durch diese und die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen.

Hebel.

11.

Till.

Till Eulenspiegel *) zog einmal
Mit Andern über Berg und Thal.

---

*) Till Eulenspiegel lebte im vierzehnten Jahrhundert und war unter seinen Zeitgenossen durch lustige Einfälle und muthwillige Streiche bekannt, denn dergleichen verübend zog er durch Deutschland, ja selbst durch Polen und nach Rom. Seine Einfälle und Streiche wurden in einer Schrift gesammelt, die seit Jahrhunderten ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes ist, ja sogar in viele andere Sprachen übersetzt wurde.

So oft als sie zu einem Berge kamen.
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht' und ganz betrübt hinab;
Allein, wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
„Warum, fing Einer an, geh'st du bergan so froh?
„Bergunter so betrübt?" „Ich bin, sprach Till nun so:
„Wenn ich den Berg hinuntergehe,
„So denk' ich Narr schon an die Höhe,
„Die folgen wird, und da vergeht mir dann der Scherz;
„Allein, wenn ich berganwärts gehe,
„So denk' ich an das Thal, das folgt, und fass' ein Herz."

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freu'n,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern' so klug, wie Eulenspiegel sein,
Im Unglück gern an's Glück, im Glück an's Unglück denken.

Gellert.

12.

Die beiden Bauern.

Zwei Bauern, Hein und Kilian,
Die nachbarlich zu Markte stiegen,
Durchstrichen einen Wald. Hein ging voran.
Jetzt sah er einen Sack mit Geld im Grase liegen;
Er rafft ihn gierig auf, und steckt ihn lächelnd ein.

„Das war ein schöner Fund, Herr Vetter Hein,"
Sprach Kilian; — „der hilft uns auf die Beine!"

„Uns? sagt Ihr, wie versteht Ihr das?
„Das rechte Wort ist Euch.“ — „I nun, ich meine,
„Die Hälfte sei für mich.“ — „Ei Spaß!
„Der Fisch ist mein, ich hab' ihn ja gefangen,“ —
Rief Hein. — Der Vetter ließ die Flügel hangen,
Und schlich so stumm, als wär' er selbst ein Fisch,
Dem reichen Vetter nach, — als schnell aus dem Gebüsch
Ein Paar verweg'ne Räuber sprangen.
Hein klapperte vor Furcht: „Was fangen wir nun an?
„Wir sind verloren!“ — „Wir?“ sprach Kilian, —
„Ihr irrt Euch, lieber Spießgeselle;
„Das rechte Wort ist Ihr.“ Husch, flog er in's Gehölz.
Hein konnte gar nicht von der Stelle.
Die Räuber fielen ihm mit Säbeln auf den Pelz,
„Geld oder Blut!“ hieß es. In Todesangst versenket
Gab er den Schatz, und obenein sein Kleid.

Wer, wenn das Glück ihm lacht, an sich nur denket,
Hat keinen Freund in Widerwärtigkeit.

Pfeffel.

13.

Die Pfirsichen.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsichen mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum erstenmal. Deßhalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Pflaum. Darauf vertheilte sie der Va-

ter unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die vier Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt?

Herrlich, lieber Vater, sagte der älteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuberlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will daraus einen Baum erziehen.

Brav! sagte der Vater, das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt. —

Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, rief der Jünaste und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. S das schmeckte so süß und zerschmilzt einem im Munde.

Nun, sagte der Vater, du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für deine Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: Ich habe den Stein, den der kleine Bruder wegwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich hab' ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest! —

Und du, Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: Ich habe meine

Pfirsich dem Sohn unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab' ich sie ihm auf das Bett gelegt, und bin hinweggegangen.

Nun! sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?

Da riefen sie alle drei: das hat Bruder Edmund gethan! — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge.

Krummacher.

14.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn
(Erzählte mir mein Freund), beschloß ich auszugehn.
Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der seiner Miene nach die eingelaufnen Schulden,
Nebst dem, was er die Messe auch damit gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern überfann.

Herr Orgon ging vor mir (ich geb' ihm diesen Namen),
Weil ich den seinen noch nicht weiß,
Er ging, doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter, schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten red'te.
„Ach! sprach er, ach erbarmt euch mein!
„Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,

„Ich will Euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
„Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
„Und mich durch meinen Tod erfreu'n:
„O lieber Gott, laß ihn nicht ferne sein!"
So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
„Ihr seid ein so bejahrter Mann,
„Ihr seid schon eine halbe Leiche,
„Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
„Ihr unverschämter alter Mann!
„Müßt ihr denn noch erst Brandwein trinken,
„Um taumelnd in das Grab zu sinken?
„Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht."
Drauf ging der Geizhalz fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.
„O Gott! Du weißt's!" Mehr sprach er nicht. —
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte;
Allein er rufte mich zurück.
„Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
„Ihr werdet euch vergriffen haben,
„Es ist ein gar zu großes Stück.
„Ich bring euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
„Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!"
„Ihr, sprach ich, sollt es Alles haben,
„Ich seh', daß ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür,
„Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?"
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Geh'n schon manche Frag' an ihn.
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde todt.
Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern red'te.

Ein Psalmbuch und ein wenig Brod
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich red'te,
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!
So sprach mein Freund und bat die Müh' auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

Gellert.

15.

Die Beförderung.

Hans nährte sich vom Schiebekarren
Und ließ sein Rädchen fleißig schnarren.
Die steilsten Hügel ab und auf
Fuhr er damit in vollem Lauf.
Kurz er verstand vortrefflich seine Sache
Und war ein großer Mann in seinem Fache.
Einst sprach zu ihm des Dorfes Edelmann:
„Dich soll ein beff'res Aemtchen zieren!
„Wer so geschickt den Karren lenken kann,
„Der weiß wohl auch ein Roßgespann
„Mit sichern Händen zu regieren;
„Drum laß den Schiebebock von schlechtern Leuten führen
„Und tritt bei mir als Kutscher an."

Ach, leider hatten Ihro Gnaden
Dießmal sehr übel sich bewahrt!
Hans war so plump, gleich bei der Probefahrt

Im tiefsten Koth den Junker *) abzuladen.
Doch fiel er weich und ohne Schaden
Und seufzte bloß: „Das war nicht fein!
„Ich irrte mich in dir, mein Lieber,
„Und sehe nun die Wahrheit ein:
„Man kann ein guter Karrenschieber
„Und doch ein schlechter Kutscher sein."

Langbein.

16.

Der Grenadier.

Ein alter tapfrer Grenadier,
Der gleich gut focht und log, fiel einst im Handgemenge;
Zwei Freunde trugen ihn zerfleischt aus dem Gedränge.
Sagt, Kinder, ist er todt? fragt sie sein Offizier.
„Ja wohl!" versetzt das Paar, mit schweren Athemzügen.
„Nicht doch! ich lebe noch!" brummt hier der arme Wicht.
„Ach! rief der eine Freund, Herr Hauptmann, glaubt ihm nicht;
„Er pflegte ja sein Lebelang zu lügen."

Pfeffel.

17.

Die Kuh.

Einst erzählte eine Mutter ihren Kindern folgende Geschichte: In unserm Dorfe wohnte eine

---

*) Junker, Adelicher.

Wittwe mit fünf Kindern, die war sehr arm und ernährte sich kümmerlich mit ihrer Hände Arbeit. — Auch gelang es ihr anfangs wohl, so daß sie jährlich von ihrem kleinen Felde reichlich einärndtete, und es an ihrem Hausbedarf nicht gänzlich fehlte. Aber ein anderes Jahr mißrieth die Frucht, dazu starb ihre einzige Kuh, so daß sie in große Noth kam mit ihren fünf Kindern. — Da ward sie sehr mißmuthig und sprach: Bettlen mag ich nicht, und das Arbeiten und der Fleiß nutzet mir nicht. Es wäre mir besser, ich stürbe! — also war sie sehr ungeduldig und mißmuthig in ihrem Herzen. — Als sie so da saß in ihrem Kummer, hörte sie von ferne das Geläute aus dem Dorfe, — und es war ihr ein erquickendes Getön. Denn sie dachte: so wird man auch bald mich zu Grabe läuten! — Darauf trat ihr Mägdlein in die Kammer und sprach: Mutter! sie läuten im Dorfe. Willst du nicht zur Kirche gehen? Ich will des Hauses wohl hüten! So sprach das Mägdlein, ihre Tochter. Denn die Mutter pflegte alle Sonntage zur Kirche zu gehen, und fröhlicher heimzukehren. Darum dachte sie bei den Worten ihres Kindes: Warum sollte ich nicht auch heute hineingehen in den bösen Tagen, wie ich in den guten gethan habe? So ging sie, obwohl mit schwerem Herzen, zur Kirche, und setzte sich hinter einen Pfeiler. Denn sie schämte sich ihres Unmuths. Darauf als das Lied anfing, vermochte sie kaum mitzusingen vor heimlichem Weinen, und sie konnte ihre Thränen kaum verbergen. Und als der Pfarrer von der Liebe und Güte Gottes redete, war ihr ein jedes Wort erwecklich und rührend. Denn ihr Herz war weich, wie ein wohlvorbereitetes Feld, welches der Pflug zerreißt, ehe es den Samen in sich aufnimmt. — Als nun die Kirche aus war, ging sie mit demüthigem Herzen getröstet nach Hause, und sagte: Hab' ich doch das Meinige gethan! So wird ja auch wohl der Vater es wohl machen, und das Seinige thun. Und

vor allem war ihr ein Sprüchlein aus der Predigt zu Herzen gegangen: „durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein!“— Gott, sagte sie, hat meine Thränen gesehen, er wird sie wohl stillen, wenn es gut ist.

Aber es hatte auch ein wohlhabender Mann in der Gemeinde die Wittwe bemerkt in ihrem Kummer. Und auch diesem war die Predigt von der Liebe Gottes zu Herzen gegangen, und er dachte, als er die Wittwe sah: sie hat ein heimlich Leiden; darum kann sie nur mit Thränen der Liebe Gottes gedenken, und nicht so fröhlich nach dem Hause des Herrn gehen wie du. Deßhalb fragte er unter der Hand nach der Wittwe. —

Als nun am Abend die Wittib mit ihren Kindlein bei dem Lämpchen saß, und sie sich unter einander trösteten und vorsetzten fleißig zu arbeiten, sagte die Mutter: So wollen wir erst ein Geislamm aufziehen, vielleicht kommen wir auch einmal wieder zu einer Milchkuh. Als sie diese Worte geredet hatte, vernahmen sie an der Thür ein Gebrüll, wie das einer Kuh. Da wurde es ihnen anfangs wehmüthig, denn sie gedachten der Kuh, die ihnen gestorben war.

Als es nun aber leise an der Thüre klopfte, da erschracken sie, und nachdem sie die Thüre geöffnet, trat ein Mann hinzu und sagte: Sehet, ein guter Freund sendet euch diese Kuh und diese Säcke, nebst seinem freundlichen Gruß. Da erstaunten sie noch mehr, und ehe sie noch zu danken vermochten und die Männer befragen, waren sie schon von dannen gegangen. Die Kuh aber stand an einen Baum gebunden, und war schwarz und weiß gefleckt und viel schöner, als die gestorbene. Da führten die Kinder sie jauchzend in den Stall, und trugen mit Mühe das Korn in die Hütte; die Mutter aber weinte heimlich. Des andern Tages kam der edle Mann selbst zu der Wittwe und sagte: Ihr habt gestern in der Kirche Gott eure Thränen dargebracht, dafür hat

er euch getröstet. Ich war ihm lange schon ein Opfer meines Dankes schuldig. Denn er hat mich reichlich gesegnet. So seid so gut und nehmet es ohne Dank, als eine Schuld, die ich gerne abtrage. Ich danke Gott, daß er in der Kirche mein Herz erweckt hat, euch zu helfen. — So sprach der edle Mann und nun schieden sie fröhlich von einander.

Krummacher.

18.

Der Vater und sein Sohn.

Ein junger, dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz *), der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämt'ste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht:
„So sag' ich's euch, und jedem in's Gesicht,
„Daß ich einst einen Hund bei — **) Haag gesehen habe,

---

*) Fritz, so hieß der Junge. Es ist bei Dichtern und Erzählern nicht selten, daß sie den Namen der Person erst folgen lassen, wenn schon einige Umstände von ihr erwähnt sind.

**) Durch den Gedankenstrich wird die Wortfolge unterbrochen, indem der Lügner, entweder aus Verlegenheit, oder um seine Erzählung desto glaubhafter zu machen, sich auf den Ort besinnt, an dem die Thatsache, die er gesehen haben will, sich zugetragen hat. Bei dem Vorlesen dieser Stelle muß dieses durch Dehnung des Wortes „bei" angedeutet werden.

„Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
„Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
„Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd."

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehen,
(Wir müssen selbst darüber gehen),
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein),
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.

Der Bub erschrack, sobald er dies vernommen.
„Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
„Doch, wieder auf den Hund zu kommen,
„Wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'?
„Wie euer großes Pferd? dazu will viel gehören.
„Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
„Allein das wollt' ich euch beschwören,
„Daß er so groß, wie mancher Ochse war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders sein?
Denn Niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja Vater, fing er an, der Hund von dem ich rede,
„War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
„So war er doch viel größer, als ein Kalb."

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach Vater!" spricht er, „seid kein Kind,

„Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
„Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
„Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

Gellert.

19.

Der kluge Richter.

Im Morgenlande soll sich irgendwo folgende Begebenheit zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! Nimm dein Eigenthum zurück." So sprach er mit dem heitern Blicke eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte indessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich acht-hundert Thaler in dem Tuche eingenähet. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure hundert Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt ihr wohl daran gethan. Ich danke euch." Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht

am Ende. Ehrlich währt am längsten und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päckchen gefunden habe, wie er es bringe, und so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß achthundert Thaler eingenähet gewesen seien, der andere, daß er von dem Gefundenen Nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen und die schlechte Gesinnung des Andern zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch:

„Wenn der Eine von euch achthundert Thaler verloren, der Andere aber nur ein Päckchen mit sieben hundert Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das nemliche sein, auf welches der Erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund! nimm das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behalte es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur sieben hundert Thaler verloren hat. Und dir, sagte er zu dem Andern, weiß ich keinen Rath, als du duldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine achthundert Thaler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Hebel.

20.

Der entdeckte Mord.

Ein verheiratheter Soldat war im Anfange des französischen Krieges in Gefangenschaft gerathen, und

hatte keine Nachricht von sich gegeben, oder die, welche er gegeben hatte, war nicht an Ort und Stelle gelangt. In seiner Heimath galt er für todt. Seine Frau, die eine neue Verbindung eingehen will, läßt ihn durch die Zeitung aufrufen. Er antwortet nicht. Nun verheurathet sie sich, und lebt mit ihrem zweiten Manne in einem kleinen Hause an der Landstraße, das ihr Eigenthum war, in einer vergnügten Ehe. —

Einige Monate mochten in diesem neuen Ehestande verflossen sein, als sie eines Abends bei ihrer Lampe saßen. Es war gegen Ende des Herbstes, die Abende lang, und die Witterung schlecht; da pocht etwas an die Thüre, und als geöffnet wird, tritt der für todt gehaltene Mann mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken in die Stube ein. Man kann sich denken, wie die Frau erschrack, und daß es einiger Zeit bedurfte, eh' sie sich überzeugte, daß er es selbst und nicht der Geist ihres Mannes sei. Dieser brauchte nicht so lange Zeit, um zu sehen, wie die Sachen standen, und daß ein Anderer von seiner Frau und ihrer Habe Besitz genommen hatte. Auch konnte er aus dem Benehmen seiner Frau deutlich abnehmen, daß sie mit der Trauer um ihn auch die alte Liebe ausgezogen und sie ihrem zweiten Manne zugewendet hatte. Erst sah er nun freilich etwas finster zu der Entdeckung, dann aber faßte er sich zusammen und sagte: „So wie es hier mit Euch ist, hätt' es freilich nicht sein sollen; aber da es nun einmal so ist, und Ihr nichts dazu könn't, so will ich auch das noch zu meinem vorigen Unglück hinnehmen, und Eure Zufriedenheit nicht stören. Gebt mir nur eine Schlafstätte, damit ich ausruhen kann; morgen will ich dann meines Weges weiter ziehen."

Das war nun recht vernünftig gesprochen und wurde von den neuen Eheleuten dankbar angenommen. Diese gaben ihm zu essen und nach dem Essen eine

Schlafstätte, wo er, von dem langen Wege ermüdet, bald einschlief. Die beiden Leute blieben noch auf. Die Frau war ängstlich und tief bekümmert. Das Wort ihres ersten Mannes beruhigte sie nicht. „Ich kenne ihn, sagte sie: Er ist gutmüthig und weich, aber veränderlich. Wenn er so etwas aus gutem Herzen gesagt hat, kömmt ihm doch gar leicht ein anderer Gedanke; oder er läßt sich von einem Andern bereden. Wenn nun das jetzt auch geschehe, und er sein Recht an mir suchte, und dich aus dem Hause triebe?“ — Dieser unglückliche Gedanke setzte sich immer fester bei ihr; und da auch der Mann vor der Möglichkeit erschrack, Frau und Haus zugleich zu verlieren, faßten sie, um sich vor der möglichen Trennung zu sichern, den schrecklichen Entschluß, den armen, gutmüthigen Menschen im Schlafe zu ermorden. —

Der Soldat schlief fest, wie einer, der von der Reise ermüdet ist, und sich in vollkommener Sicherheit glaubt. Es war also den Eheleuten leicht, ihr böses Vorhaben auszuführen. Sie erschlugen ihn wirklich, und der Mann führte den Todesstreich mit solcher Sicherheit, daß der Unglückliche wenigstens nicht zum Bewußtsein kam. Wie nun die grausame That vollbracht war, überfiel die Missethäter, wie zu geschehen pflegt, eine unglaubliche Angst. Der Leichnam sollte noch in der Nacht aus dem Hause geschafft werden, und nichts schien sicherer, als ihn in einem mit Schilf überwachsenen Sumpf zu versenken, der sich in einiger Entfernung vom Dorfe ausbreitete. Sie steckten ihn also in einen Sack; der Mann lud den Sack auf den Rücken, und die Frau folgte ihm nach. Während der Anstalten war die Dämmerung angebrochen. Indem nun die Frau ihrem Manne folgt, und ihre Blicke auf den Sack heftet, bemerkte sie, daß der nackte Fuß des Ermordeten aus einer aufgerissenen Naht hervorsieht; und da ihr vor einer zufälligen Begegnung bang ist, näht sie hastig und im Gehen die aufgelöste Naht

zu. Von dem nackten Fuße war nun freilich nichts mehr zu sehen; aber in der Angst und Hast hat sie den Sack mit dem Rocke ihres Mannes zusammengenäht.

Was geschieht? Nachdem sie an den Sumpf gekommen sind, und die tiefste Stelle am Ufer aufgesucht haben, will der Mann, mit Hilfe seiner Frau, den schweren Sack über den Kopf in das Wasser werfen. Aber die Last hing jetzt unglücklicher Weise mit dem Rocke des Mörders zusammen, und riß ihn mit sich in die Tiefe hinab. Der Schrecken raubte seiner Begleiterin die Besinnung. Mit ängstlichem Geschrei läuft sie nach den Häusern, und treibt Hilfe zusammen. Ihr Mann wird todt an's Ufer gebracht, und mit ihm zugleich der Leichnam des Ermordeten herausgezogen. So kam der Mord an den Tag, den außerdem wohl die Tiefe des Sumpfes auf ewig begraben hätte. Die Mörderin erlitt die Strafe, die sie verdient hatte. —

Jacobs.

21.

Die Milchfrau.

Auf leichten Füßen lief ein muntres Bauernweib,
Geliebt von ihrem Mann, gesund an Seel' und Leib,
Früh Morgens in die Stadt, und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen *) süße Milch in einem großen Topfe;
Lief, wollte gar zu gern: „Kauft Milch!" am ersten schrei'n;
„Die erste," dachte sie, die erste Milch ist theuer,

---

*) Stübchen, der veraltete Name eines Maßes für Flüssigkeiten, der jedoch auch heute noch in manchen Gegenden Niederdeutschlands im Gebrauch ist.

„Will's Gott, so nehm' ich heut' sechs baare Groschen ein!
„Dafür kauf' ich mir dann ein halbes hundert Eier;
„Mein Hühnchen brütet sie mir all' auf einmal aus;
„Gras, eine Menge, steht um unser kleines Haus;
„Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören,
„Die werden herrlich da sich letzen und ernähren,
„Und, ganz gewiß, der Fuchs, der müßte listig sein,
„Ließ er mir nicht so viel, daß ich ein kleines Schwein
„Dafür eintauschen könnte! Seht doch nur;
„Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste freue,
„So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann.
„Zu mästen kostet's mir ja nur ein wenig Kleie;
„Hab' ich das Schweinchen fett, dann kauf' ich eine Kuh
„In meinen kleinen Stall; ein Kälbchen wohl dazu;
„Das Kälbchen will ich dann auf meine Weide bringen,
„Und munter hüpft's und springt's, wie da die Lämmer springen!
„Hei!" sagt sie und springt auf — und von dem Kopfe fällt
Der Topf; das baare Geld
Und Kalb und Kuh und Reichthum und Vergnügen
Sieht nun das arme Weib vor sich in Scherben liegen!
Erschrocken bleibt sie stehn, und sieht die Scherben an.
„Die schöne weiße Milch," sagt sie, „auf schwarzer Erde!"
Weint, geht nach Haus, erzählt's dem lieben Mann,
Der ihr entgegen kommt, mit ernstlicher Geberde.
„Kind," sagt der Mann, „schon gut! Bau' nur ein andres Mal
„Nicht Schlösser in die Luft! *) Man bauet seine Qual!
„Geschwinder drehet sich um sich kein Wagenrad,
„Als sie verschwinden in den Wind!
„Wir haben all' das Glück, das unser Junker hat,
„Wenn wir zufrieden sind."

Gleim.

---

*) Schlösser in die Luft bauen, heißt Pläne machen, die keinen hinlänglichen Grund haben und daher in der Regel vereitelt werden.

22.

Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne aus.

„Ein Diamant ist's, sprach der Alte,
„Den ich für den von euch behalte,
„Der, mittelst einer schönen That,
„Darauf den größten Anspruch hat."

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreu'n.
Drei Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.

Drauf sprach der Aelteste der Brüder:
„Hört! es vertraut' ein fremder Mann
„Sein Gut ohn' allen Schein mir an.
„Ich gab es ihm getreulich wieder.
„Sagt, war die That nicht lobenswerth?"

„Du thatst, mein Sohn! was sich gehört,"
Ließ sich der Vater hier vernehmen.
„Wer anders thut, der muß sich schämen.
„Denn ehrlich sein heißt uns die Pflicht.
„Die That ist gut, doch edel nicht."

Der Andre sprach: „Auf meiner Reise
„Fiel einst ganz unachtsamer Weise
„Ein armes Kind in einen See.
„Ich aber zog es in die Höh'
„Und rettete dem Kind das Leben!
„Ein Dorf kann davon Zeugniß geben."

„Du thatest," sprach der Greis, mein Kind,
„Was wir als Menschen schuldig sind."

Der Jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
„War einst mein Feind fest eingeschlafen
„An eines tiefen Abgrunds Rand;
„Sein Leben stand in meiner Hand;
„Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke."

„O!" rief der Greis mit holdem Blicke,
„Der Ring ist dein! Welch edler Muth,
„Wenn man den Feinden Gutes thut"

Lichtwer.

23.

Suvarow.

Der russische General Suwarow, den die Türken und Polacken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Commando. Aber was das Vornehmste war, er stellte sich unter sein eignes Commando, als wenn er ein Andrer wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dies und jenes in seinem eignen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienste etwas versehen hatte, und fing schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wollte dem General und dem Soldaten einen Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn übernehmen lassen." Sogleich ließ Suwarow nach, und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, so muß man gehorchen.

Hebel.

24.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungestümmem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen,
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt' es heute sein.

Der Wandrer setzt, mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und schnell ihm, still zu stehn, gebiethet,
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgeh'n.
Doch eh' der Wald ihn anfgenommen:
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen steh'n.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen,
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Wetter sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll

„O Thor!" läßt Zeus sich zornig hören,
„Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,

---

*) Unter den vielen Gottheiten, welche die alten Griechen verehrten, war Zeus, bei den Römern Jupiter genannt, der höchste, daher die Benennung: „Gott der Götter."

„Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
„Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben:
„So hätte dir der Pfeil das Leben,
„Das dir der Sturm erhielt, geraubt."*)

Gellert.

25.

Philemon und seine Nachbarn.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz besaß,
Und, Andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil oft vergaß,
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehn,
So willig er auch war, den Neidern beizustehn.
Zwei Nachbarn haßten ihn, zwei Nachbarn ruhten nie,
Auf's Schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt und glücklicher, als sie;
Ist dies nicht oft ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen;
„Nein, sprach er, laßt sie neidisch schmäh'n,
„Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
„Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir zu mißgönnen,
„Das Wenige recht nützen können."
Er stirbt; man öffnet drauf sein Testament **)

---

*) Die Lehre, welche diese Erzählung enthält, ist: daß oft Unfälle, die uns mit unserm Geschick unzufrieden machen, zu unserm Glücke dienen, indem sie uns vor größern Uebeln bewahren.

**) Ein Testament ist die Verfügung, die Jemand trifft, wie es nach seinem Tode mit seinem Vermögen und andern Dingen, die von seinem Willen abhängen, gehalten werden soll.

Und liest: „Ich will, daß einst nach meinem Sterben
„Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
„Weil sie dies Glück mir nicht gegönnt."
So mancher Freund verwünscht das Testament.
„Wie? Könnt' ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir gibt er nichts und Alles diesen Beiden?"
Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Für sie war das Gesetz; dies schützte das Gericht.
Da half kein Streiten und kein Protestiren,
Sie wurden Herrn vom völligen Vermögen.
Wie rühmten sie dafür den Sel'gen nicht!
Er war die Großmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dies der Erbschaft wegen,
Denn, eh' er starb, war er's noch nicht.
Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht! Wir wollen Achtung geben!
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh' und Leben;
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn Andre schlummernd liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu ver-
borgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurückegehen.
Arm hatte er sich doch noch satt gegessen,
Reich hungert' er bei halbem Essen,
Und schnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Theurung ab.
Er wird mit jedem neuen Tage

Der Seinen Laſt und ſeine eigne Plage. —
Der andre Nachbar lachte ſein.
„Der Thorheit," ſprach er, „will ich wehren.
„Was ich geerbt, will ich verzehren,
„Und mich des Segens recht erfreu'n."
Er hielt ſein Wort, und ſah in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand.
Durch Straßen, die er ſonſt ſtolz auf und ab gefahren,
Schlich jetzt ſein Fuß ganz unbekannt.
„Ach!" ſprach er zu dem andern Erben,
„Philemon hat es wohl gedacht,
„Daß uns der Reichthum wird verderben,
„Drum hat er uns ſein Geld vermacht.
„Du hungerſt karg; ich hab' es durchgebracht.
„Wir waren werth den Reichthum zu beſitzen,
„Denn keiner wußt ihn recht zu nützen."

Gellert.

26.

Der Hirtenknabe.

Abbas *), mit dem Zunamen der Große, König von Perſien, war einſt auf der Jagd verirrt. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Heerde Schafe weidete; der Knabe ſaß unter einem Baume und blies die Flöte. Die ſüße Melodie des Liedes und die Neugierde lockte den König näher hinzu: das offne Geſicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die ſchnellen, treffenden Antworten dieſes Kindes der Natur, das ohne Unterricht

---

*) Abbas regierte von 1587 bis 1629, und verſchaffte Perſien durch Eroberungen und innere Einrichtungen einen neuen Glanz.

bei seiner Heerde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier *) dazu kam. „Komm Vezier, rief er ihm entgegen, und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt.“ Der Vezier kam herbei: der König setzte seine Fragen fort und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urtheil, und seine offne Freimüthigkeit nahmen den König und den Vezier so sehr ein, daß jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzet, in Kurzem ihren Kelch erweitert und glänzendere Farben annimmt: so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber; er gab ihm den Namen Ali Beg und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten, Treue und Klugheit in seinem Amte, Freigebigkeit und Großmnth gegen die Fremden, Gefälligkeit gegen alle, die ihn um etwas baten, und ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demuth. Was ihn aber am mehrsten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit: denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle: das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Und doch ent-

---

*) Vezier, ein Ehrentitel höherer Offiziere der Morgenländer; doch ist hier der Großvezier, der Vorsitzer des Staatsraths (Divan genannt) und erster Beamter des Reichs, zu verstehen.

ging er bei allen diesen Tugenden den Verläumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahn. Sie legten ihm allerlei Fallen und suchten ihn bei dem König verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schach Sefi *), der ihm folgte, schien die Wehklage der Völker zu rechtfertigen, die es bedauert, daß gute Fürsten wie andere Menschen sterben. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergießen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen einen Trunk Wasser. So einen Oberherrn hatten Ali's Feinde erwartet, und ihr verborgner Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verläumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diese Anklagen wahr zu machen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute erwähnten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenen Verzeichnisse des großen Abbas eingetragen war: und so fiel Schach Sefi's Verdacht auf den Schatzmeister, daß er ihn veruntreuet habe. Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und malten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden ge-

---

*) Sefi regierte von 1629 bis 1642.

bauet, sagten sie, und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichthümer. Wo könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, herhaben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestöhle?" Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund worden; du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen." Ali Beg erschrack nicht, denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte; wie gefährlich es sein würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr, sprach er, mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit den Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sclaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst."

Diese Bitte war dem König um so willkommener; er sagte sie ihm zu und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Richtigkeit; und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerkt hatte. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich auch in seinen falschen Muthmaßungen betrogen sieht. Er ersann einen Vorwand und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten; zu seiner großen Verwunderung aber war auch hier alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr, als nothdürftigem Hausrath ver-

sehen und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher, als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung, und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Gallerie zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher, und fragte den Ali Beg, was er unter den großen Schlössern und Riegeln verwahre? Ali Beg schien erschrocken: sein Gesicht erröthete; er erholte sich aber wieder und sprach: „Herr! in diesem Gemache bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß, ich bitte dich, verlange es nicht zu sehen."

Dieses ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf und siehe da! vier weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt; das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesenden erstaunten und Schach Sefi schämte sich zum drittenmal, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! als mich der große Abbas auf einem Berg antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten alle mein Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen, und mich in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher, als im Ueberflusse deines Hofes war."

Ali schwieg; und alle Umstehenden waren bis zu Thränen erweichet. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an *); der Neid und die Verläumdung waren mit Scham geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edeln nie wieder erholen. Ali lebte lange und genoß die Belohnung seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützige Ali.

Palmblätter.

27.

Die Eichel und der Kürbiß.

Sohn! mit Weisheit und Verstand,
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher!
Keines steht von ungefähr
Wo es steht! Das Firmament **),
Wo die große Sonne brennt,

---

*) Dieses ist bei den Morgenländern das Zeichen der höchsten Gnade.

**) Firmament, das Himmelsgewölbe, eine aus dem Lateinischen hergenommene Benennung, die ihre Entstehung in der irrigen Vorstellung aller ungebildeten Völker hat, daß der Himmel ein festes Gewölbe sei. Wohl zu beachten ist daß hier das Firmament, das Größte und Erhabenste, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, dem Sonnenstaube, d. i. dem Kleinsten und kaum Sichtbaren, entgegengesetzt ist, um die Wahrheit, daß Gottes weise Hand das Größte wie das Kleinste auf das weiseste angeordnet habe, recht deutlich hervorzuheben.

Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat, auf unsers Gottes Wort,
Jegliches an seinen Ort.
Jedes Ding in seiner Welt
Ist vollkommen; dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Und kunstrichtet Gott in ihr!

Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbiß hangen sah,
Groß und schwer, wie deiner da,
Den du selbst gezogen hast,
Den verwegenen Gedanken
Hegte: Nein, solch eine Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Mancher Kürbiß, gelb und weiß,
Reih' bei Reih' in gleichem Raum,
Hätte sollen herrlich prangen
Hoch am starken Eichenbaum!

Also denkend geht er fort,
Und gelanget an den Ort
Einer Eiche; lagert sich
Längelang in ihren Schatten,
Und schläft ein. —

Die Winde hatten
Manchen Monat nicht geweht;
Aber als er schläft, entsteht
In der Eiche hohem Wipfel
Ein Gebrause! starke Weste
Schütteln ihre vollen Aeste;
Plötzlich stürzt von dem Bewegen
Prasselnd ein geschwinder Regen

Reifer Eicheln von dem Gipfel.
Viele liegen auf dem Grase,
Aber eine fällt gerade
Dem Kunstrichter auf die Nase!

Plötzlich springt er auf und sieht
Daß sie blutet. Dieser Schade
Geht noch an! denkt er, und flieht,
Und bereuet auf der Flucht
Den Gedanken, welcher wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbiß, tragen sollte.
„Traf ein Kürbiß mein Gesicht,"
Sprach er, „nein! so lebt' ich nicht!
„O wie dumm hab' ich gedacht!
„Gott hat Alles wohlgemacht!"

Gleim.

28.

Der Zahnarzt.

Zwei Tagdiebe, die schon lange in der Welt mit einander herumgezogen, weil sie zum Arbeiten zu träg oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Noth, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geschwind wußten, wo nehmen. Da geriethen sie auf folgenden Einfall. Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brod zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nemlich und drehten aus demselben lauter kleine Kügelein, oder Pillen, und bestreuten sie mit Wurmmehl aus altem zerfressenem Holz, damit sie völlig aussahen wie die gelben Arzneipillen. Hierauf kauften sie für ein Paar Batzen einige Bogen rothgefärbtes

Papier beim Buchbinder, denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betruge mitwirken. Das Papier zerschnitten sie alsdann, und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stück in ein Päcklein. Nun ging der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den rothen Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmüthig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halb laut für sich, und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirthshause waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entsetzliches Zahnweh haben müsse: — aber was war zu thun? Man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläschen fort, und machte seine Marktgeschäfte aus. Indessen kam der andere Tagdieb auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch Keiner den Andern kenne. Keiner sah den andern an, bis der Zweite durch das Winseln des Ersteren, der im Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund," sprach er, „Ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben?" und ging mit großen und langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Schnauzius Rapunzius von Trafalgar," fuhr er fort. Denn solche fremde, volltönende Namen müssen auch zum Betruge behülflich sein, wie die Farben. „Wenn ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt," lies er sich weiter hören, „so soll es mir eine schlechte Kunst sein, Euch mit einer, höchstens zweien von euern Leiden zu befreien." — „Das wolle Gott," rief der Andere. Hierauf zog der saubere Doctor Rapunzius eines von seinen rothen Päcklein aus der Tasche, und verordnete dem Patienten, ein Kügelein daraus auf den bösen Zahn zu legen, und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den anderen Tischen die Köpfe herüber, und Einer um den Andern kam herbei, um die Wunderkur

mit anzusehen. Nun kann man sich vorstellen, was geschah. Auf die erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entsetzlichen Schrei. Das gefiel dem Doctor. „Der Schmerz," sagte er, „ist jetzt gebrochen," und gab ihm geschwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freuden auf, wischte den Angstschweiß von der Stirne, obgleich keiner daran war, und that, als ob er seinem Retter zum Danke etwas Nahmhaftes in die Hand drückte. Der Streich war schlau angelegt, und that seine Wirkung, denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortrefflichen Pillen haben. Der Doctor bot das Päcklein für vier und zwanzig Kreuzer, und in wenigen Minuten waren alle verkauft. Natürlich gingen jetzt die zwei Schelme wieder Einer nach dem Andern weiter, lachten, als sie zusammen kamen, über die Einfalt dieser Leute, und ließen sich's wohl sein von ihrem Gelde. — Das war theures Brod! So wenig für vier und zwanzig Kreuzer bekam man noch in keiner Hungersnoth! Aber der Geldverlust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die weichen Kügelein wurden natürlicher Weise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam, und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß: da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für vier und zwanzig Kreuzer aus der eigenen Tasche machte. Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorspiegelungen eines jeden Landstreichers traut, und in welchen Schaden die Leichtgläubigkeit stürzen kann.

Hebel.

29.

Das verlorne Kind.

Herr Saladin, ein Kaufmann in Paris, hatte unter andern Kindern ein Töchterchen; ein zartes, schönes Kind und das jüngste von allen. Eines Tages führte es seine Wärterin spazieren, und weil eben ein großer Festtag war, hatte sie ihm seine besten Kleider angezogen und auch ein goldenes Kettchen um den Hals gehängt. Beim Nachhausegehen trifft es sich, daß der Wärterin ein Bekannter in den Weg kömmt, mit dem sie in ein tiefes Gespräch geräth, und während dieser Zeit macht sich das Kind von ihrer Hand los, um mit Bequemlichkeit das Spielzeug zu besehen, womit ein Kramladen aufgeputzt war. Es war dies auf einem Platze, wo mehrere Straßen ausliefen, eng und winklicht, und wieder von Gäßchen durchschnitten, wie es eben in dem alten Theile von Paris ist. Auf einmal entsteht ein Lärm und Geschrei. Flüchtige Pferde, die sich von einem Wagen losgerissen haben, und einen Theil des Zeuges hinter sich herschleppten, was sie noch wüthender macht, kommen durch eine enge Straße herbeigerennt, und gerade auf die Wärterin zu, die im Augenblicke nur an ihre Sicherheit denkt und in die nächste Straße flieht. Auch das Kind flieht in tödtlicher Angst, aber in eine andere Straße, und als sich beide von dem ersten Schrecken erholt hatten, waren sie weit auseinander. Und nun fängt für beide eine neue Angst an. Die Wärterin läuft nach der vorigen Stelle zurück, ruft, fragt; aber in dem Getümmel und Strömen der Menschen hat Niemand auf das Kind geachtet. Das Kind seiner Seits läuft immer gerade aus, und weint vor sich hin, und wie es so eine Weile gelaufen ist, kömmt ein altes Weib gerade auf es los, nimmt es auf den Arm und sagt: „Find ich dich

endlich, Schätzchen! ich habe dich schon lange gesucht;“ und läuft mit dem weinenden Kinde so schnell sie nur kann davon, so daß Jedermann meint, die Alte sei des Kindes Wärterin. Die rechte Wärterin aber war nach vielem Hin- und Herlaufen nach Hause gegangen, in der Hoffnung, das Kind würde vielleicht auch schon da angekommen sein. Da es sich nun aber nicht so fand, so könnt ihr euch vorstellen, wie groß der Schrecken der Aeltern war. Alles im Hause machte sich auf die Beine, und lief und suchte; aber während sie nach der einen Seite liefen, war das Weib mit seiner Beute nach einer andern gelaufen, und nachdem es eine öde Gegend der Stadt erreicht hatte, fing es an das Kind auszuziehen, erst das goldene Kettchen, dann das feine Kleidchen, mit neuen seidenen Bändern gebunden; ja es war im Begriff, ihm auch das Hemd zu nehmen, und es dann seinem Schicksale preis zu geben, wo es vielleicht in der Kälte der Nacht umgekommen wäre; aber das Kind schrie so jämmerlich, daß die ruchlose Räuberin bemerkt zu werden fürchtete, und mit ihrem Raube entlief. Da stand nun das unglückliche Kind allein und unbekleidet; schon brach die Dämmerung ein und es wußte nicht, wo es hin sollte, sondern es blieb immer auf demselben Platze und schrie bald nach seiner Wärterin, bald nach Vater und Mutter. Da kam ein lahmer Bettler auf seiner Krücke, sah das jammernde Kind und fragte es, warum es denn so weine. Es sagte, es wolle nach Hause; aber wo das Haus war, wußte es nicht; auch nicht, wie sein Vater hieß. Der Bettler dachte, das Kind kann mir ja betteln helfen; für ein so hübsches Gesichtchen gibt Manches ein Paar Kreuzer mehr. Vielleicht lassen es auch die, denen es angehört, aufsuchen, und dann setzt es wohl für den ehrlichen Finder ein gutes Trinkgeld ab. Er nahm also das Kind, das vor Furcht und Kälte zitterte, bei der Hand und sagte: „Sei nur still, Mädchen, ich will dich nach Hause zu deinem Vater bringen.“

Da wurde es dem Kinde wohl und weh: denn es fürchtete sich vor dem bärtigen Manne. Indessen lief es mit. Da er es aber in ein kleines, verfallenes Häuschen brachte, und drei oder vier elende Stiegen auf den Boden hinauf führte, wollte das Kind nicht fort, sondern schrie immer: „Aber da wohnt ja mein Papa nicht.“ Der Bettler zog es mit Gewalt fort, fuhr es mit rauher Stimme an, und drohte ihm mit der Krücke, wenn es nicht ruhig wäre. Nun kam es, still in sich hinein weinend, in einen elenden Verschlag, wo das Fenster mit Papier zugeklebt war, und ein schmutziger Tisch nebst einem zerbrochenen Schemel stand. Auf der Erde lag altes Stroh zum Lager; darauf ließ er das Kind sich niederlegen; es konnte aber nicht einschlafen. Und da es sich hin und her warf, fragte es der arme Mann, ob es vielleicht Hunger hätte, und gab ihm eine harte Brodrinde aus seiner Tasche. Daran nagte das Kind und schlief ein. Am andern Morgen brachte der Bettler dem Kinde einen häßlichen Küttel, den er irgendwo geborgt haben mochte, und da er ihm etwas zu lang war, riß er unten einen Fetzen ab, was ihn nun noch lumpiger machte. Und nun ging er mit dem Kinde nach der neuen Brücke, die über die Seine geht, und wo täglich die halbe Stadt hinüber und herüber zieht. Hier setzte sich der Bettler auf einen Stein, und das arme Kind mußte sich neben ihn stellen, und wenn Jemand vorüberging, der so aussah, als ob er etwas geben könnte, mußte es die Hand hinhalten und sagen: **prie, prie, ayez pitié d'un pauvre estropié**, d. h. bitte, bitte, erbarmt euch eines armen Krüppels. Viele gingen vorbei und achteten es nicht; mancher gab auch wohl einen Sou und mochte sich über das artige Gesichtchen in dem groben Küttel wundern; aber was es damit für ein Bewandtniß habe, darnach frug Keiner. Denn Jeder hat da mit seinen eigenen Geschäften vollauf zu thun, und hat selten viel Zeit sich um andere zu bekümmern. Es kamen auch

einige Ausrufer, die verlorene Sachen ausriefen, und der Bettler spitzte sein Ohr; aber sie suchten goldene Petschaften, Ringe, Schawls und dergleichen, Kinder suchte Keiner. So verging eine Stunde nach der andern und das Kind wurde müde; und wie es so auf dem Eckstein saß, lehnte es sich mit dem Köpfchen an den armen Mann und schlief ein.

Herr Saladin hatte nun die ganze Nacht kein Auge zugethan und seine Frau eben so wenig und Niemand im ganzen Hause; und sie warteten nur bis der Tag anbrach, um ihre Nachsuchungen fortzusetzen. Denn bis um Mitternacht waren sie umhergezogen. An allen Schlagbäumen und Hauptwachen forschten sie und den Polizeidienern versprachen sie Geld, wenn sie das Kind aufspürten. Die aber hatten das geputzte Kind in Gedanken, wie es ihnen beschrieben wurde, nicht das in dem zerrissenen und schmutzigen Kittel. Da nun wieder alles Forschen vergebens war, meinten sie endlich, das Kind könnte in den Fluß gefallen sein. Ganz traurig und mit beklommenem Herzen ging Herr Saladin an dem Ufer hin und dachte an den Jammer seiner Frau, und als die Dämmerung anbrach, kam er an die neue Brücke, wo der Bettler saß, und das schlafende Kind auf dem Steine neben ihm. Und schon hatte er dem armen Manne im Vorübergehen ein Stückchen Geld in den Hut geworfen, da rief das Kind im Schlafe: **Ah Maman, ma chere Maman!** und schlief immer fort. Die bekannte Stimme fuhr Herrn Saladin durch das Herz; er sah hin und erkannte in den schmutzigen Lumpen die Gestalt seiner Sophie. Sogleich riß er sie in die Höhe, nahm sie auf den Arm und weckte sie mit seinen Küssen auf. Was das Kind für Augen machte, da es seinen Vater wieder sah, könnt ihr euch denken. Es schlang die beiden Aermchen um seinen Hals, drückte und küßte ihn, und wollte ihm gar nicht wieder vom Arm herab. Herr Saladin zögerte

auch nicht lange an dieser Stelle, sondern nachdem er von dem Bettler erfahren, wie er zu dem Kinde gekommen — das übrige erzählte die kleine Sophie in der Folge selbst — und ihm ein schweres Goldstück zum Geschenk gegeben hatte, eilte er mit seiner lieben Bürde auf dem Arme nach Hause, wo die jammernde Mutter auf dem Sopha lag, und mit immer steigender Angst die Rückkehr ihrer Diener und ihres Mannes erwartete. Dieser sprang, ohne daß ihn Jemand bemerkte, mit einigen Sätzen die Treppe hinauf, öffnete leise die Thür und ließ Sophien hinein, während er selbst auf der Schwelle stehen blieb. Die Freude der Mutter und den Jubel im ganzen Hause will ich nicht beschreiben. Auch in dieser Nacht schliefen nicht viele Augen in Herrn Saladins Hause; aber dieses Mal aus Freude über die Rückkehr des geliebten Kindes. Daß die unvorsichtige Wärterin einer besseren und aufmerksameren Platz machen mußte, könnt ihr leicht glauben. Böse zwar hatte sie es nicht gemeint; aber Unachtsamkeit im Beruf ist auch ein grobes Unrecht.

Jacobs.

30.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
„Herr!“ sprach er, „leiht mir hundert Gulden;
„Allein zu Eurer Sicherheit
„Hab' ich kein andres Pfand, als meine Redlichkeit.
„Indessen leiht mir aus Erbarmen
„Die hundert Gulden auf ein Jahr!“

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
„Hier," spricht er, „nimm es hin, und brauch' es ohne Sorgen:
„Ich freue mich, daß ich Dir dienen kann;
„Du bist ein ordentlicher Mann,
„Dem muß man ohne Handschrift borgen!"

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht: —
Kein Schiffer läßt sich wiederseh'n!
Wie? Sollt' er wohl Phileten hintergeh'n,
Und ein Betrüger sein? — Vielleicht! —
Doch nein! Hier kommt der Schiffer gleich!
„Herr," fängt er an, „erfreuet Euch!
„Ich bin aus allen meinen Schulden,
„Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
„Die ich durch Euer Geld gewann.
„Ihr seid ein gar zu wackrer Mann!"

„O!" spricht Philet, „ich kann mich nicht besinnen,
„Daß ich Dir jemals Geld gelieh'n.
„Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe zieh'n;
„Allein, ich weiß es schon: Du stehest nicht darinnen!"

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und denkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft und kömmt mit voller Hand zurücke.
„Hier," spricht er, „ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
„Noch hundert Gulden: nehmt sie hin,
„Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
„Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden,
„Und dieses Glück verdank' ich Euch allein.

„Herr, wollt Ihr ja recht gütig sein,
„So leiht mir wieder fünfzig Gulden."

„Hier," spricht Philet, „hier ist Dein Geld!
„Behalte Deinen ganzen Segen:
„Ein Mann, der Treu' und Glauben hält,
„Verdient ihn seiner Treue wegen.
„Sei Du mein Freund! Das Geld ist Dein!
„Es sind nicht mehr, als hundert Gulden mein,
„Und diese sollen Deinen Kindern sein."

Mensch! mache dich verdient um Andrer Wohlergeh'n!
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizusteh'n,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist?

Gellert.

31.

Damon und Pythias. *)

„Wer hat den größten Schatz auf Erden,
„Und wo mag er gefunden werden?"
So fragte, wenn man's glauben soll,
Der Grieche Damon einst den Delphischen Apoll **).

---

*) Damon und Pythias, zwei Syracusaner, die durch innige, unerschütterliche Freundschaft, die sie vereinte, berühmt geworden sind.

**) Apollo war bei den Alten der Gott der Dichtkunst und der Weissagung. In Delphi, einer Stadt Griechenlands, hatte er einen Tempel, der vorzüglich deßwegen sehr berühmt war, weil der Gott daselbst denen, die ihn befragten, die Zukunft enthüllte. Solche

Des Gottes Antwort war: „Du hast ihn längst besessen!
„Doch weißt du's nicht: vor deiner Thür
„Wirst du ihn finden, traue mir!"

Wie schnell fliegt Damon fort! doch denkt er unterwegs:
„Wie? Scherzt vielleicht Apoll? Nein, Göttern ziemt kein Scherz!"
Jetzt sieht er schon sein Haus; da steht sein Pythias:
„Mein Theurer!" ruft er ihm von weitem,
„Ein Schatz, der größte Schatz liegt hier!
„Komm eilends! Halb gehört er dir!"

Mit Grabscheid und mit Hacke wird
Der Ort bald umgewühlt; sie graben in die Nacht,
Kein Feierabend wird gemacht.
Kein Schatz erscheint. Doch seht! Mit lächelnder Geberde
Wirft Damon unversehns sein Werkzeug auf die Erde.
„O!" rief er, „bin ich nicht ein Thor!
„Freund, den die Tugend mir erkohr,
„Komm, Pythias! laß dich umfangen!
„Du bist der größte Schatz, kann Damon mehr verlangen?

Ich billige des Griechen Satz:
Ein treu erfundner Freund, das ist der größte Schatz.

Lichtwer.

Aussprüche hießen Orakel, und waren, wie auch der hier angeführte, unbestimmt und zweideutig, damit im Fall, daß das Vorausgesagte nicht eintraf, die Getäuschten damit konnten hingehalten werden, daß sie den Ausspruch des Gottes falsch gedeutet hätten.

---

†

32.

Der kleine Gelehrte.

Der Sohn eines reichen Kaufmanns in Leipzig hatte das Glück, daß sein Vater viel an ihn wendete, um ihn frühzeitig in allerlei Sprachen und Wissenschaften unterrichten zu lassen. Dabei widerfuhr ihm aber das Unglück, daß unverständige Leute ihn über die Maßen zu loben pflegten, so oft er etwas Neues gelernt hatte. Dadurch wurde er sehr eitel, und strengte alle seine Kräfte an, nicht um ein verständiger und tugendhafter Mensch zu werden, sondern um vor den Leuten zu glänzen. Er brachte es also in kurzer Zeit in mancherlei Kenntnissen ziemlich weit; aber eben so sehr wuchs auch sein Stolz, und er hielt sich für berechtigt, alle Menschen zu verachten, die seiner Meinung nach nicht so viel wußten, wie er; ohne zu bedenken, daß dieselben andere, oft weit nützlichere Geschicklichkeiten besitzen konnten. In seines Vaters Haus kam wöchentlich ein junger Bursch vom Lande, der verschiedene Lebensmittel in die Küche brachte. An diesem suchte er sich vorzüglich zu reiben, weil er ihn für einen einfältigen Menschen hielt, der nichts gelernt habe. Bald fragte er ihn: Jakob, wie groß ist wohl der Mond? — und wenn dann Jakob in seiner ehrlichen Unwissenheit antwortete: J, wie ein Pfannkuchen! — so wollte der kleine Narr vor Lachen bersten und nannte ihn einen dummen Bauernschlingel. Bald hielt er sich über seinen schlechten Anzug auf, bald über die grobe Haut an seinen Händen, die durch Arbeit abgehärtet war; diese nannte er dann Elephantenleder, wovon man Schuhsohlen machen könnte. Jakob hörte alle diese Narrheiten geduldig an, und wunderte sich nur in seinem Sinne, wie die vornehmen Leute aus ihren Kindern solche Affen machen könnten.

Einst fuhr der Kaufmann mit einigen Verwandten auf's Land, um sich da zu vergnügen, und das gelehrte junge Herrchen wurde auch mitgenommen. Dieser versäumte keine Gelegenheit, wo er den Gelehrten spielen konnte. Da man nun nach der Mahlzeit einen Spaziergang in das Gehölz vornahm, so verließ er die Gesellschaft und ging, als einer, der über Etwas nachdenkt, allein in das Gebüsch, weil er gehört hatte, daß die Gelehrten es zuweilen so zu machen pflegten. Da seine Verwandten es bemerkten, und die Besorgniß äußerten, er möchte sich wohl gar verirren, so glaubte er, seine Ehre erfordere es, daß er sich wirklich, wenigstens zum Schein, verirren müsse, und freute sich schon im Geiste über die Verlegenheit seiner Aeltern, wie sie ihn suchen, ihn bedauern, und nachher bitten würden, seinen gelehrten Betrachtungen künftig nicht so nachzuhängen. Er ging also immer weiter und weiter, bald links, bald rechts vorwärts, bis er am Ende selbst nicht wußte, wo er hingekommen sei, und wo er hingehen müsse. Da stand er nun ganz erschrocken, und wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen. Er rief, er weinte, aber umsonst. Da war keiner, der ihm antwortete. Die Angst gab seinen Füßen Flügel: er lief wie ein junges Reh, das seine Mutter verloren hat, durch Busch und Wald, und zitterte am ganzen Leib, wie ein Espenblatt.

Indessen wurde es Abend, die Sonne ging unter, es fing an dunkel zu werden, und Ernst (so hieß der Knabe) war noch immer in der Irre. Er litt Todtesangst: denn es ist eine alte Erfahrung, daß die eingebildetsten Menschen gewöhnlich auch die furchtsamsten sind. Indem er nun, wie ein Verzweifelnder, hin und her lief, und laut wehklagte, erblickte er plötzlich zu seiner großen Freude einen jungen Bauer; und als er ihm näher kam, war es Niemand anders, als der ehrliche Jakob, den er immer so sehr verach-

tet, und so oft zum Besten gehabt hatte. Dieser hütete zur Nachtzeit in dieser Gegend seines Vaters Pferde, und kam jetzt auf das Jammergeschrei, das er gehört hatte, zu sehen, was es gäbe? „Sieh, sieh!“ rief er aus, als er Ernst erkannte: „wo in aller Welt kommen Sie denn hierher?“

„Ach, mein herzenssüßer, lieber Jakob!“ antwortete dieser, „ich habe mich verirrt!“ — und so ergriff er seine Hand. Jakob machte anfangs ein Paar große Augen; endlich brach er in ein lautes Gelächter aus, und sagte: „Ei zum Geier, Herr! für wen sehen Sie mich denn an? Ich bin ja nur ein dummer Bauernschlingel; wissen Sie denn das nicht? Pfui, lassen Sie doch meine garstige Hand los; die ist ja von Elephantenleder.“

„O mein bester Freund!“ sprach Ernst: „verzeihe meine Beleidigungen, und bringe mich aus Barmherzigkeit wieder zu meinem Vater; du sollst auch ein gutes Trinkgeld erhalten!“ Jakob sah nachdenkend an den Himmel, und sagte: „Aber sagen Sie mir doch, mein lieber, gelehrter Herr! wie groß mag eigentlich der Mond sein?“ Ernst schlug vor Scham und Reue die Augen nieder.

„Nun sieht der Herr,“ fuhr Jakob fort, „daß man ein dummer Bauerntölpel und doch zu vielerlei nützlich sein kann? Was gäben Sie jetzt darum, wenn Sie, anstatt zu wissen, wie groß der Mond ist, den rechten Weg wüßten, und so wie unsereins sich nichts daraus machten, ihn allein, und im Finstern zu gehen?“

„Ich erkenne ja mein Unrecht,“ sprach Ernst tief gerührt: „und verspreche Dir, daß ich nie wieder so thöricht sein will.“

„Schon gut!“ sagte Jakob: „der Herr muß auch ein wenig fühlen, was das auf sich hat, eines ehrlichen Mannes Kind zu verachten, oder für ein Ge-

schöpf zu halten, mit dem man umgehen kann, wie man will, ohne daß ein Hahn darnach krähte. Aber damit Sie sehen, daß ein ehrlicher Bauer nicht rachsüchtig ist, so will ich Sie diese Nacht bei mir behalten und morgen früh zu Ihrem Vater bringen." Und so ging er mit ihm nach einer großen Linde, unter deren Zweigen er sein Nachtlager zu nehmen pflegte. Ein Stein war sein Kopfkissen, und ein Futtersack, in den er hineinkroch, sein Ober- und Unterbett. „Nun, Herr, bedienen Sie sich auch Ihrer Freiheit!" sagte er, indem er seinen Sack zurecht machte.

„Ach, lieber Jakob," antwortete Ernst: „mich friert und hungert gar zu sehr!"

„I, dafür kann Rath geschafft werden!" sagte Jakob, „machen Sie sich doch ein Feuer an, und hier sind einige Kartoffeln, die bereiten Sie sich zu."

„Mein Gott," antwortete Ernst: „wie soll ich denn das anfangen? Ich habe ja kein Feuer, und weiß auch nicht, wie man Kartoffeln kocht."

Jakob lachte. „Stand denn nichts davon in Ihren Büchern?" fragte er. — „Nichts, lieber Jakob!" war die Antwort.

„Nun, so sollen sie denn sehen, daß ich mehr verstehe, als Sie und alle Ihre Bücher, und mir doch nichts darauf einbilde!" Mit diesen Worten stand Jakob auf, that einen Schlag mit seinem Feuerzeuge, legte den glimmenden Zunder in eine Hand voll trockenes Gras, schwenkte dasselbe hin und her, daß es in Flammen gerieth, und machte, mit Hilfe einiger trockenen Reiser, in weniger als zwei Minuten ein herrliches Feuer an. Da dieses eine Weile gebrannt hatte, legte er die Kartoffeln in die glühende Asche und Ernst fand daran, da sie gebraten wa-

ren, ein wohlschmeckendes Abendbrod. Hierauf holte ihm Jakob ein Bund Heu von einer nahegelegenen Wiese zum Kopfkissen; deckte ihn mit seinem Futtersacke zu, und unterhielt die ganze Nacht das Feuer an seiner Seite. Da erkannte Ernst recht lebhaft die Größe seiner vorigen Narrheit, und faßte den festen Entschluß, sich auf sein Wissen künftig nicht mehr so viel einzubilden, noch weniger Andere, die ohne ihre Schuld unwissend geblieben waren, zu verachten.

Am andern Morgen führte Jakob ihn wieder zu seinem Vater, und da dieser alles erfuhr, wie jener an seinem Sohne gethan, und wie er ihn von seiner thörichten Eitelkeit geheilt hatte, bestimmte er ihm zur Belohnung ein jährliches Geschenk von fünfzig Thalern.

Campe.

33.

Das Paar Pantoffeln.

Zu Bagdat lebte ein alter Kaufmann, Namens Abu Kasem, der wegen seines Geizes sehr berüchtigt war. Seines Reichthums ungeachtet, waren seine Kleider nur Flicken und Lappen, sein Turban ein grobes Tuch, dessen Farbe man nicht mehr unterscheiden konnte. Unter allen seinen Kleidungsstücken aber erregten seine Pantoffeln die größte Aufmerksamkeit. Mit großen Nägeln waren ihre Sohlen beschlagen; das Oberleder bestand aus so vielen Stücken, als irgend ein Bettlermantel, denn in den zehn Jahren, seit dem sie Pantoffeln waren, hatten die geschicktesten Schuhflicker von Bagdad alle ihre Kunst erschöpft, diese Stücke zusammen zu halten.

Davon waren sie so schwer geworden, daß, wenn man etwas recht Plumpes beschreiben wollte, man die Pantoffel des Casem nannte.

Als dieser Kaufmann einst auf dem großen Markte der Stadt spazieren ging, that man ihm den Vorschlag, einen ansehnlichen Vorrath von Kristallgeräth zu kaufen. Er schloß den Kauf und sehr glücklich. Einige Tage nachher erfuhr er, daß ein verunglückter Salbenhändler nur noch Rosenwasser zu verkaufen habe und sehr in Verlegenheit sei. Er machte sich das Unglück dieses armen Mannes zu Nutze, kaufte ihm sein Rosenwasser für die Hälfte des Werthes ab und war über diesen Kauf sehr erfreut. Es ist die Gewohnheit der morgenländischen Kaufleute, die einen glücklichen Handel gemacht haben, ein Freudenfest zu geben. Dieß that aber unser Geiziger nicht. Er fand es zuträglicher, einmal auch etwas an seinen Körper zu wenden, und so ging er ins Bad, das er seit langer Zeit nicht besucht hatte, weil er sich vor der Ausgabe fürchtete, die dadurch nöthig wurde. Indem er nun in das Badehaus kam, sagte einer seiner Bekannten, es wäre doch endlich einmal Zeit, seine Pantoffeln abzudanken, und sich ein Paar neue zu kaufen. „Darauf denke ich schon lange," antwortete Kasem; „wenn ich sie aber recht betrachte, so sind sie doch so schlecht nicht, daß sie doch noch Dienste thun könnten." Damit begab er sich ins Bad.

Während er sich badete, kam auch der Kadi*) von Bagdad dahin, und weil Kasem eher fertig war, als der Richter, ging er zuerst in das Zimmer, wo man sich ankleidete. Er zog seine Kleider an und wollte nun wieder in seine Pantoffeln treten, aber ein anderes Paar stand da, wo die seinigen gestanden hatten,

---

*) Kadi (arabisch) bedeutet Rechtsgelehrter, Richter.

und unser Geizhals überredete sich gern, daß dies neue Paar wohl ein Geschenk des Freundes sein könne, der ihn vorher erinnert hatte, sich ein Paar neue zu kaufen. Flugs zog er sie an, und ging voll Freuden aus dem Bade.

Unglücklicher Weise aber waren es die Pantoffeln des Kadi. Als dieser sich nun gebadet hatte und seine Pantoffeln begehrte, so fanden seine Sclaven sie nicht, wohl aber ein schlechtes Paar andere, die an eine andere Stelle verschoben waren, und die man sogleich für Kasem's Pantoffeln erkannte. Eilig lief der Thürhüter hinter ihm her, und führte ihn, als auf dem Diebstahl ertappt, zurück zum Kadi. Dieser, über die unverschämte Dreistigkeit des alten Geizhalses ergrimmt, hörte seine Vertheidigung gar nicht einmal an, sondern ließ ihn sogleich in das Gefängniß werfen. Um nun nicht, als ein Dieb, mit öffentlicher Schande bestraft zu werden, mußte er, nach orientalischer Art, reichlich zahlen. Hundert Paar Pantoffeln hätte er für die Summe kaufen können, die er erlegen mußte.

Sobald er nach Hause gelangte, nahm er Rache an den Urhebern seines Verlustes. Zornig, warf er die Pantoffeln in den Tigris, der unter seinem Fenster vorbeifloß, damit sie ihm nie mehr zu Gesicht kämen. Aber das Schicksal wollte es anders. Wenige Tage nachher zogen Fischer ihr Netz auf und fanden es ungewöhnlich schwer. Sie glaubten schon, einen Schatz an den Tag zu bringen. Statt dessen aber fanden sie die Pantoffeln Kasem's, die noch dazu mit ihren Nägeln das Netz so zerrissen hatten, daß sie lange daran flicken mußten. Voll Unwillen gegen Kasem und seine Pantoffeln, warfen sie diese gerade in seine offenen Fenster. Aber eben in diesem Zimmer standen unglücklicher Weise alle die Kristallflaschen, voll von dem schönen Rosenwasser, das er gekauft hatte, und als nun die schweren, mit Nägel beschla-

genen Pantoffeln auf dieselben geworfen wurden, so wurde der Krystall zertrümmert, und das herrliche Rosenwasser floß auf den Boden.

Man stelle sich Kasem vor, als er in's Zimmer trat und die Störung erblickte. Verwünschte Pantoffeln, rief er aus, ihr sollt mir ferner keinen Schaden anrichten. Sofort nahm er eine Schaufel und lief mit ihnen in den Garten. Hastig grub er ein Loch, um seine Pantoffeln darin zu vergraben. Als er aber damit beschäftigt war, sah einer seiner Nachbarn, mit dem er seit langer Zeit in Feindschaft lebte, zum Fenster hinaus und bemerkte das hastige Graben Kasems. Unverzüglich lief er zum Statthalter und meldete ihm insgeheim, daß Kasem in seinem Garten einen großen Schatz gefunden habe. Mehr bedurfte es nicht, um die Geldgierde des Statthalters zu reizen, und es war umsonst, daß Kasem betheuerte, er habe nichts gefunden, sondern vielmehr etwas hineingelegt, nämlich seine Pantoffeln. Vergebens grub er sie wieder auf und ließ sie selbst vor Gericht zeugen; der Statthalter hatte sich auf Geld gefaßt gemacht, und Kasem mußte sich abermals mit einer großen Summe lösen.

Voll Verzweiflung ging er vom Statthalter weg, seine theuren Pantoffeln in der Hand, und verwünschte sie von ganzem Herzen. Warum, sprach er, soll ich sie noch, mir zum Schimpf, in den Händen tragen? Mit diesen Worten warf er sie nicht weit von des Statthalters Palast in eine Wasserleitung. Nun werde ich, sprach er, doch weiter von euch Nichts hören, nachdem ihr mir so viel gekostet habt. Aber die Pantoffeln waren gerade in die verschlämmte Röhre der Wasserleitung hineingetrieben. Nur noch dieses Zusatzes bedurfte es, und nach einigen Stunden stand der Fluß still, die Wasser traten über, und sogar des Statthalters Gewölbe wurde überschwemmt. Ueberall war Angst und Verwirrung, und die Brunnen=

meister wurden zur Verantwortung gezogen. Diese untersuchten die Wasserleitungen, und zu ihrem Glücke fanden sie die Pantoffeln in dem von ihnen vernachläßigten Schlamme und hatten sich damit genugsam gerechtfertigt. Der Herr der Pantoffeln ward in Verhaft genommen, und weil dies eine boshafte Rache gegen den Statthalter schien, so mußte er mit einer noch größeren Geldstrafe, als die beiden vorigen waren, büßen. Seine Pantoffeln aber wurden ihm sorgfältig wieder gegeben.

Was soll ich mit euch nun thun, sprach Kasem, ihr vermaledeiten Pantoffeln? Allen Elementen habe ich euch gegeben, und ihr kamet immer mit größerem Verluste für mich wieder; jetzt ist mir nur noch Eins übrig, die Flamme soll euch verzehren.

Weil ihr aber, fuhr er fort und wog sie in seinen Händen, so ganz mit Schlamm erfüllt und mit Wasser getränkt seid, so muß ich euch noch das Sonnenlicht gönnen und euch auf meinem Dache trocknen, denn euch in mein Haus zu bringen, werde ich mich wohl hüten. Mit diesen Worten stieg er auf das platte Dach seines Hauses und legte sie daselbst nieder. Aber das Unglück hatte noch nicht aufgehört ihn zu verfolgen, ja der letzte Streich, der ihm aufbehalten war, war der grausamste von allen. Ein Hund seines Nachbarn ward die Pantoffeln gewahr. Er sprang von dem Dache seines Herrn auf das Dach Kasems und spielte mit ihnen, indem er sie umherzerrte. So hatte er denn einen bis an den Rand des Daches geschleppt, und es bedurfte nur noch einer kleinen Berührung, da fiel der schwere Pantoffel einer Frau, welche eben unterm Hause vorbei ging und ein Kind trug, gerade auf den Kopf. Sie fiel selbst nieder, und das Kind stürzte aus ihren Armen auf die Steine. Ihr Mann brachte seine Klage vor den Richter, und Kasem mußte härter büßen,

als er je gebüßt hatte, denn sein unvorsichtiger Pantoffel hatte beinahe zwei Menschen erschlagen. Als ihm dies Urtheil verkündet war, sprach Kasem mit einer Ernsthaftigkeit, die den Kadi selbst zum Lachen brachte: „Richter der Gerechtigkeit, Alles will ich geben und leiden, wozu ihr mich verdammt habet; nur erbitte ich mir auch den Schutz der Gerechtigkeit gegen die unversöhnlichen Feinde, welche die Ursache alles meines Kummers und Unglücks bis auf diese Stunde waren. Es sind diese armseligen Pantoffeln. Sie haben mich in Armuth, in Schimpf, ja gar in Lebensgefahr gebracht, und wer weiß, was sie noch im Schilde führen? Sei gerecht, o edler Kadi, und fasse einen Schluß ab, daß alles Unglück, was ohne Zweifel noch diese Werkzeuge der bösen Geister anrichten werden, nicht mir, sondern ihnen zugerechnet werde."

Der Richter konnte ihm seine Bitte nicht versagen. Er behielt die unglücklichen Störer der öffentlichen und häuslichen Ruhe bei sich. Dem Alten aber gab er die Lehre, daß die rechte Sparsamkeit nur in der richtigen Anwendung des Geldes, nicht aber in dem Zusammenscharren desselben bestehe.

Palmblätter.

34.

Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich und, wenn man sie immer nur recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzu-

gehn wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre Mancher wohl leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause, und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß, oder zu kalt, oder keines von beiden, aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darin war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das sein?" fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorne von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiederte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten." Diesmal die Suppe hinabgeworfen, und nicht wieder! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich auf im Anblicke des schönen Frühlingshimmels, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters, und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Hebel.

35.

Damokles.

Als den Tyrannen *) Dionys **)
Ein Schmeichler einst glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dies Damokles einst gethan,
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:
„So sehr mein Glück dich eingenommen,
„So kennst du es doch unvollkommen,
„O schmecktest du es selbst, wie wenig würde dich's erfreu'n!
„Willst du einmal an meiner Stelle sein?"
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbei gebracht,
Er sitzt und sieht von beiden Seiten
Der Großen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink, so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu sein;
Ein Wort, so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollbracht zu haben.

---

*) Tyrann bedeutet im Sinne der griechischen Sprache Beherrscher mit der Nebenbedeutung des eigenmächtigen und anmaßenden; erst später erhielt das Wort die Bedeutung eines grausamen Fürsten; hier ist die Bedeutung im Sinne der Alten zu nehmen.

**) Dionysius, mit dem Beinamen der Aeltere, Beherrscher von Syracus auf Sizilien, lebte um das Jahr 400 vor Christi-Geburt.

Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles hoch beglückt.
„O Hoheit!“ rief er aus, „könnt' ich dich ewig schmecken!“

Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben.

Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
„Ach!“ fängt er zitternd an zu schrei'n:
„Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!“

Glaubt nicht, daß, bei dem größten Glücke,
Ein Lasterhafter jemals glücklich ist!
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend schmecken.

Gellert.

36.

Die Tabakspfeife.

„Gott grüß' euch, Alter! — Schmeckt das Pfeifchen?
„Weißt her! — Ein Blumentopf
„Von rothem Thon mit goldnen Reifchen! —
„Was wollt ihr für den Kopf?“ —

O Herr! den Kopf kann ich nicht lassen;
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen *)
Bei Belgrad **) abgewann.

Da, Herr! da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen! ***)
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mähn.

„Ein andermal von euren Thaten!
„Hier, Alter! seid kein Tropf;
„Nehmt diesen doppelten Dukaten
„Für euren Pfeifenkopf!“

Ich bin ein alter Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold:
Doch Herr! den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht für alles Gold.

Hört nur, einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen †)
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan, —

---

*) Bassa oder Pascha, der Statthalter einer türkischen Provinz und zugleich Befehlshaber der darin befindlichen Soldaten.

**) Belgrad, Stadt und Festung in Servien, am Zusammenflusse der Sau und Donau.

***) Prinz Eugen, einer der größten Helden und Staatsmänner, die Oestreich besaß. Er war 1663 geboren und starb 1736. Belgrad eroberte er 1717, nachdem er ein Heer von 150,000 Türken in die Flucht geschlagen hatte.

†) Janitscharen. So hieß der beste und geachtetste Theil des türkischen Fußvolks, seit 1826 aufgehoben.

Und trug ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all' sein Geld
Und diesen Kopf: drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod' noch Held.

„Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt;"
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie, wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Mein Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß.

„Ihr rührt mich, Freund! fast bis zu Zähren,
„O sagt, wie hieß der Mann?
„Damit auch mein Herz ihn verehren
„Und ihn beweinen kann."

Man hieß ihn nur den tapfern Walter,
Dort lag sein Gut am Rhein —
„Das war mein Vater, lieber Alter!
„Und jenes Gut ist mein.

„Kommt, Freund! ihr sollt bei mir nun leben!
„Vergesset eure Noth!
„Kommt, trinkt mit mir von Walter's Reben
„Und eßt von Walter's Brod!"

Nun, topp! Ihr seid sein wackrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein.

Pfeffel.

37.

Der gute Rath.

Ein Chan *) der Tartaren ritt einst mit seinen Großen auf die Jagd. Unterwegs begegnete ihm ein Derwisch **), welcher ein Mal nach dem andern laut ausrief: „Wer mir hundert Goldstücke gibt, dem will ich einen guten Rath geben!"

Der Chan ward neugierig, und fragte den Derwisch, worin sein guter Rath bestehe.

„Du sollst ihn hören, Herr!" antwortete der Derwisch, „wenn Du Befehl ertheilst, daß mir die hundert Goldstücke ausbezahlt werden."

Der Chan ließ ihm die Summe reichen, und der Derwisch sagte mit warnender Stimme:

„Unternimm Nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen!" Darauf zog er seine Straße.

---

*) Chan, Oberhaupt, Fürst.

**) Derwische sind bei den Muhamedanern das, was bei den Christen die Mönche. Sie leben größtentheils in Klöstern beisammen, suchen ihren Ruhm im Fasten und in der strengen Beobachtung gottesdienstlicher Gebräuche und Handlungen, und stehen bei dem Volke im Rufe großer Heiligkeit.

Das Gefolge des Chan lachte und spottete über den Rath des Derwisches, welchen er sich so theuer hatte bezahlen lassen. Indessen der Chan äußerte darüber eine ganz andere Meinung.

„Der gute Rath," sagte er, „welchen mir der Derwisch ertheilt hat, ist freilich eine sehr gewöhnliche Klugheitsregel. Allein eben, weil sie so allgemein ist, wird sie am wenigsten befolgt, und dies war es vielleicht, weswegen sie der Derwisch so hoch anschlug. In Zukunft soll sie mir nie aus dem Gedächtniß kommen. Sie soll über alle Thüren meines Palastes, an alle Wände meiner Gemächer und auf meine sämmtlichen Geräthschaften mit deutlicher Schrift geschrieben werden."

Nach einiger Zeit faßte ein ehrgeiziger Statthalter den Vorsatz, den Chan aus dem Wege zu schaffen und sich des Thrones zu bemächtigen. Er kaufte den Leibarzt für eine große Summe, und dieser versprach, dem Chan, sobald die Gelegenheit dazu sich zeigen würde, mit einer giftigen Lanzette zur Ader zu lassen.

Diese Gelegenheit ereignete sich bald. Als aber dem Arzte in dem silbernen Becken, welches zur Auffangung des Blutes vorgehalten wurde, die Worte: „Unternimm Nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen" — in die Augen fielen, stutzte er, und mit sichtbarer Aengstlichkeit legte er die giftige Lanzette zurück und nahm eine andere.

Der Chan bemerkte dies und fragte, warum er die andere Lanzette weglege. Auf die Antwort, daß sie eine stumpfe Spitze habe, verlangte er sie zu sehen, weil ihm die Aengstlichkeit des Arztes auffallend war. Als der Arzt zögerte, sprang der Chan auf und rief: „Nur ein offenes Geständniß kann dir das Leben retten. Deine sichtbare Angst macht dich verdächtig."

Der Arzt stürzte dem Chan zu Füßen und entdeckte ihm den Anschlag auf sein Leben, welchen auszuführen ihm die warnende Inschrift im Becken den Muth benommen habe.

„Habe ich wohl," sagte darauf der Chan, „dem Derwisch seinen Rath zu theuer bezahlt?"

Er schenkte dem Arzte das Leben, befahl den Statthalter zu erdrosseln und ließ den Derwisch überall aufsuchen, um ihn noch mehr zu belohnen.

Palmblätter.

38.

Der Wilde. *)

Ein Kanadier **), der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecks überreif'ten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

---

*) Seume hörte die Thatsache, die er hier dichterisch erzählt, selbst bei seinem Aufenthalte in Amerika.

**) Bewohner von Kanada, einem Theile des brittischen Nordamerika's.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr! ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet seinen Eigenthümer —
Obdach hier in eurem Hause finden!
„Willst du, mißgestaltes Ungeheuer!"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du, Diebsgesicht! mir aus dem Hause!"
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone *)
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilet,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

---

*) Hurone, der Name eines wilden, nordamerikanischen Volksstammes in Kanada.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte;
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens,
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nah'te leise.
Wer ist draußen? rief mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,"
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd,
„Gönnet mir die Nacht hier zuzubringen
„Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
„Morgen früh mir die gewissen Wege!"
Kommt herein, versetzt der Unbekannte,
Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte! —
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle:
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speis'te,
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschaale

Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis an die hohe Sonne.

Wie des wildsten Volkes wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre,
Und der Wilde gab ihm eine Schaale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In den Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
„Seht! wir Wilden sind doch beff're!"
Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Seume.

39.

Moses auf dem Berge Horeb. *)

Als Moses Horeb's Gipfel einst betrat
Und Gott von jenem ew'gen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat,
Da ward ihm der Befehl: „er solle von den Höhen,
„Worauf er stand, hinab in's Ebne sehen."

Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der Jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich,
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis, gebückt an seinem Stabe, schlich.
Er trank und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit Ungestüm,
Und forderte sein Geld von ihm.
Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reiter flucht und droht,
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.

---

*) Eine Gebirgsspitze in Nordarabien, gleich dem nicht weit entfernten Sinai aus der Geschichte des Moses bekannt.

Als Moses dieses sah, fiel er betäubt zur Erden,
Doch eine Stimme rief: „Hier kannst du inne werden,
„Wie in der Welt sich alles billig fügt:
„Denn wiss', es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
„Des Knaben Vater einst erschlagen,
„Der den verlornen Raub zuvor davon getragen."

Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dies siehst Du freilich nicht in allen Fällen ein;
Doch, wolltest Du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müßtest Du, was Gott ist, sein.

Gellert.

40.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde *) stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freite wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.
Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte,
Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.

---

*) Ein kleiner Fluß in Sachsen, der in die Elbe fließt.

Nunmehr drosch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.
Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn: Kleiner Töffel! hieß, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu steh'n.
Denn Schulzens Hadrian ging klagen.
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede geh'n,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.
O das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben,
Inmittelst ändert sich's, und man verkennet mich.
Gleich ging er hin und ward ein Reiter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.
Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr.
Die Sachsen dringen ein, geh'n bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt: Es solle Friede sein.
Da meint nun unser Held, daß man die Kinder=possen
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus
Und suchet seines Vaters Haus.

Er hörte schon den Klang der nahen Bauernkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
Je kleiner Töffel! lebt ihr noch?

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reis't, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

Lichtwer.

41.

Tai und Scherick.

Ehe der göttliche Prophet *) sein Vaterland mit dem Lichte des Glaubens erleuchtete, waren die Araber Götzendiener. Sie verehrten einen guten und einen bösen Gott, und feierten jedem besonders einen Tag in der Woche. Der eine Tag wurde für glücklich gehalten, und wer an ihm vor dem Könige erschien, dem wurde seine Bitte ohne Einschränkung gewährt. Wer aber die Unvorsichtigkeit beging, an dem unglücklichen Tage vor den Thron des Königs zu kommen, der wurde ohne Verzug dem bösen Gotte zum Sühnopfer gebracht.

So war die Sitte des Landes, als unter der Regierung des Königs Naam ein reicher Araber in

---

*) Der göttliche Prophet ist Muhamed, der um d. J. 600 u. Ch. lebte und Stifter einer neuen Religion war.

der Wüste mit Namen Tai, durch Beraubung und allerlei Unglück in solche Armuth gerieth, daß er schon seit zwei Tagen keine Speise mehr für seine Kinder hatte. Auf einmal erinnerte er sich der Freigebigkeit des Königs Naam, der keinen Dürftigen ohne Gabe von sich ließ; er machte sich auf, küßte seine Frau und seine Kinder, versprach in einigen Stunden mit Nahrungsmitteln wieder bei ihnen zu sein, und zog in großer Eile seines Weges.

Erfüllt von seinem Elende und von der Hoffnung einer nahen Hilfe, lief Tai ängstlich fort, bis er vor dem Throne des Königs erschien, ohne auch nur mit Einem Gedanken daran zu denken, daß heute der Tag des bösen Gottes sein könne; aber kaum hatte ihn Naam erblickt, so wandte er sein Gesicht von ihm und rief: „Unglücklicher! was hast du gethan? Warum mußtest du an einem so traurigen Tage vor mein Angesicht kommen? Du bist des Todes.“

Diese Rede fuhr wie ein Blitz durch Tai's Seele, und erinnerte ihn an das grausame Opfergesetz. Er warf sich dem Könige zu Füßen und flehte ihn an, seinen Tod nur noch wenige Stunden aufzuschieben. „Meine Frau und Kinder haben zwei Tage nicht gegessen,“ sprach er; „sie werden eines kläglichen Todes sterben, wenn ich ihnen nicht eilig einige Lebensmittel zurückbringe. Gib mir etwas Speise, und laß mich sie noch einmal sehen, um auf immer Abschied von ihnen zu nehmen. Du bist zu gerecht, als daß du den Unschuldigen mit dem Verbrecher verderben solltest. Ich schwöre bei allem, was heilig ist, vor Untergang der Sonne wieder hier zu sein; dann sprich das Todesurtheil über mich aus, und ich werde mich ohne Murren unterwerfen.“

Der König wurde durch diese Anrede gerührt und sprach: „Unglücklicher Mann! Das Volk verlangt dich zum Opfer und wird in Wuth gerathen, wenn ich dich entfliehen lasse. Ich habe Mitleiden mit dir; aber ich kann dir deine Bitte unter keiner andern Bedingung gewähren, als wenn du einen Bürgen stellest, der sich statt deiner zum Opfer erbietet, im Fall du deine Zusage brächest. Du dauerst mich; aber es ist das harte Gesetz meines Landes.“ Tai war fremd und Niemand kannte ihn. Er sah mit einem wehmüthigen Blick auf alle, die um den Thron standen; aber keiner wagte es, sich auf das Wort eines Fremdlings zu verlassen und für seine Treue Bürge zu sein. Tai verzweifelte schon, als er nahe am Thron einen Mann bemerkte, der ihn mit edlem Mitleid ansah. „Und du,“ redete ihn Tai mit Thränen in den Augen an, „du, aus dessen Angesicht eine große, edle Seele leuchtet, könntest auch du die Bitte eines unglücklichen Mannes und Vaters abschlagen? Ich schwöre dir bei den Göttern und Menschen, daß ich diesen Abend vor Sonnenuntergang wieder hier sein werde.“

Scherik (so hieß der Edle, der ein Vezier und Liebling des Königs war) Scherick hatte ein Herz, das an das gegebene Wort treuer Menschen glaubte. Er wandte sich zum König und sagte: „Ich will Bürge für Tai werden.“ Der König erschrack; Denn auch er befürchtete, der Fremde werde nicht Wort halten. Er sah den Vezier bedeutend an: aber Scherik blieb bei seiner Zusage und Tai eilte mit Speise zu seiner Frau und seinen Kindern.

Indessen verfloß die bestimmte Zeit; die Sonne neigte sich zu ihrem Untergang und Tai war noch nicht da. Das Volk verlangte mit Ungestümm sein Sühnopfer, und Scherick wurde gebunden zum Altar geführt. Er trat hinzu, ohne sich zu beklagen; alle

feierlichen Zubereitungen waren vollendet, und der Priester zuckte schon das steinerne Opfermesser, als sich plötzlich in der Ferne ein Geschrei erhob. Tai selbst war der Rufende, der außer Athem, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, auf der Ebene herbei eilte und sich durch das staunende Volk stürzte. Er fiel Scherick zu Füßen, lösete seine Bande, richtete ihn auf und schloß ihn in seine Arme. Lange drückte er ihn schweigend an sein Herz und sprach endlich: „Großmüthiger Scherick, wie bald hätte dich mein Zögern getödtet! Gedankt sei es den Göttern, daß ich noch zu rechter Zeit kam, dich zu retten. Ich sterbe zufrieden; denn ich weiß, du wirst dich meines armen Weibes und meiner hilflosen Kleinen erbarmen." Scherick küßte ihn und weinte: „Ich will ihr Vater und Freund sein, und meine Habe mit ihnen theilen." So standen sie noch da, als das Volk ein lautes Jubelgeschrei erhob und sein grausames Opfer völlig vergaß; der König und alle Edle seines Hofes waren gerührt. „Nie hab ich eures gleichen gesehen," rief Naam. „Du Tai, bist ein Muster der Treue; und du, Scherick, der Großmüthigste der Menschen." Er blickte nach dem Oberpriester, der schon auf die hohe Schwelle des Altars getreten war und zu dem Volke reden wollte. „Ihr Gläubigen," rief er, „Scherick und Tai haben durch ihre Tugenden den Zorn des Gottes versöhnt, der keine blutigen Opfer mehr fordert. Von heute an opfern wir Honig und Milch; zum Zeichen, daß des Königs Thron seinen Unterthanen an jedem Tage erfreulich und heilbringend sein müsse." So sprach der Oberpriester und das Volk gab ihm durch ein großes Freudengeschrei Beifall. Der König dankte ihm mit freundlicher Geberde, er überhäufte den armen, redlichen Tai mit Wohlthaten und gewann den großmüthigen Scherick desto lieber.

Palmblätter.

42.

Der Fischerknabe.

An einem kleinen Flusse, nicht weit von ihrem Landhause, fanden Alwin und Theodor, die Kinder eines Predigers, bisweilen einen Knaben, welcher angelte, oder mit anderm Geräthe fischte. Sie sahen ihm oft zu und fragten ihn um die Kunstgriffe bei seinem Geschäfte, und da er immer mit Bereitwilligkeit und Verstand antwortete, entstand eine Art von Freundschaft zwischen ihnen. Sie suchten den freundschaftlichen Knaben oft absichtlich auf und bei den mancherlei Gesprächen, die sie mit ihm führten, erfuhren sie, daß er aus einer fernen Gegend in das Haus des alten Fischers gekommen sei, für dessen Sohn sie ihn bisher immer gehalten hatten.

Sie baten ihn um seine Geschichte, und er erzählte sie ihnen ungefähr mit folgenden Worten:

Es war, wenn ich nicht irre, im Sommer gegen Abend, als ich vor der Thüre unseres Hauses unter den Bäumen spielte. Ich hatte ein buntes Körbchen am Arme, worin ich allerlei Steine sammelte, und indem ich nur darauf bedacht war, mochte ich mich etwas weit von meinen ältern Geschwistern entfernt haben. Da kam ein Haufen fremder Leute auf mich zu, einige zu Pferde, andere zu Fuß, die mich freundlich anredeten und mir Kirschen in mein Körbchen legten. Nachdem ich eine kleine Strecke mit ihnen gegangen war, nahm mich der eine auf sein Pferd und ritt scharf mit mir davon. Mir gefiel dies außerordentlich, und ich dachte nicht nach Hause, bis es anfing dunkel zu werden. Da verlangte ich zu meinem Vater zurück und sagte, ich wäre nun müde und wollte zu Bette gehen. Der Reiter sagte, ich

solle nur ein wenig Geduld haben, wir würden bald nach Hause kommen. So ging es eine Zeitlang, bis ich endlich vor Müdigkeit weinte. Wahrscheinlich schlief ich kurz darauf ein, denn ich weiß nicht, was weiter geschehen ist.

Als ich am andern Morgen erwachte, lag ich unter Bäumen auf der Erde. Ich wußte nicht, wo ich war, und nur mit Mühe erinnerte ich mich, wie ich hierher gekommen sein möchte. Da ich mich ganz allein sah, schrie ich ängstlich nach meiner Mutter und fing endlich an laut zu weinen. Auf mein Geschrei kamen einige Weiber herbei, die so schwarz und häßlich waren, daß ich vor ihnen erschrack und noch ärger weinte, als zuvor. Sie wollten mich besänftigen und boten mir allerlei zu essen an; aber ich wollte nichts nehmen und schrie nur immer nach meiner Mutter. Ich weiß nicht, wie ich mich allmählig beruhigt habe, aber ich weiß noch, daß mich die Eine schlagen wollte und die Andere sie zurückhielt und sagte: Wenn du dem hübschen Jungen ein Haar krümmst, so hast du es mit mir zu thun. Dies Weib ist in der Folge immer meine Beschützerin gewesen, und ich hielt mich vornämlich an sie und nannte sie Mutter. Sie gehörte, so wie die Männer, die mich entführt hatten, zu einer Zigeunerbande, mit der ich lange herumgezogen bin. Im Sommer waren wir auf der Straße und bettelten in den Dörfern, und die Weiber sagten den Leuten wahr. Die Nächte brachten wir größtentheils im Walde zu, wo wir uns um ein Feuer lagerten, tanzten und sangen und allerlei Kurzweil trieben. Im Winter schliefen wir in Scheunen auf dem Stroh. So habe ich mehrere Jahre unter diesen Leuten zugebracht. Sie lehrten mich ihre Lieder und Tänze, und wenn wir in ein Dorf kamen, mußte ich singen und zur Handtrommel tanzen. Sie rühmten meine Geschicklichkeit. Aber ich habe seitdem Alles verlernt.

Aber wie konntest du singen und vergnügt sein? fragte Alwin. Dachtest du nicht an deine Aeltern und ihre Betrübniß?

Im Anfange dachte ich wohl oft nach Haus, antwortete der Knabe, aber niemals fiel mir ein, daß meine Eltern über meine Entfernung betrübt sein würden. Nach und nach gewöhnte ich mich an die neue Lebensart, und war in dem Walde, wie zu Hause. Wenn wir aber auf der Straße waren, sah ich so Vielerlei, daß mir nicht einfiel an etwas zu denken, was nicht da war.

Aber wie kamst du endlich von diesen Leuten weg? fragte Alwin weiter.

Ich weiß nicht, was vorgefallen seyn mochte, fuhr der Knabe fort, aber da eines Abends ein großer Theil der Bande um das Feuer herum saß, kam plötzlich die Nachricht, daß Soldaten im Anmarsch wären und uns einfangen wollten. Wir geriethen alle in die größte Bestürzung; Niemand wußte, was zu thun sei, und ehe noch ein Entschluß gefaßt werden konnte, hörten wir einige Schüsse fallen. Jetzt lief alles nach der entgegengesetzten Seite zu, und auch ich lief, vor Schrecken außer mir, blindlings in den Wald hinein. Die Schüsse wurden jetzt häufiger, und ich versteckte mich unter den Büschen, wo ich kaum Athem zu holen wagte. Gegen Morgen sah ich in einiger Entfernung einzelne Reiter, von denen einige Gefangene bei sich führten, die mir sehr wohl bekannt waren. Ich zitterte ganz unbeschreiblich, denn ich glaubte, daß man mich ermorden würde, wenn ich mich sehen ließ. Gegen Mittag hörte ich kein Geräusch mehr, und da ich einen heftigen Hunger fühlte, verließ ich meinen Zufluchtsort, ungewiß, was aus mir werden würde. Ich kam in ein Dorf, wo ich einige Nahrungsmittel erhielt, und, da ich

schon vorher gewöhnt war, halbe und ganze Tage allein umher zu laufen und zu betteln, setzte ich meinen Weg auf diese Weise fort und kam endlich an die Thüre meines jetzigen Pflegevaters. Ich hatte den ganzen Tag nichts genossen; der Regen hatte mich bis auf die Haut durchnäßt, und die Nacht brach ein. Ich pochte also an der Thüre an und bat mit kläglicher Stimme um einen Bissen Brod. Als ich dies zwei Mal wiederholt hatte, öffnete der alte Mann das Fenster, und da er mich in so traurigen Umständen sah, schloß er mir die Thüre auf und ließ mich ein. Hier gab er mir zu essen und zu trinken, reichte mir ein trocknes Wamms und erlaubte mir eine Schlafstätte auf dem Heu zu suchen. Ich glaube, daß ich nie so froh gewesen bin, als in dieser Nacht, da ich auf meinem trocknen Lager das Klatschen des Regens und das Stürmen des Windes hörte. Am andern Morgen stand die Sonne schön am Himmel, und ich wollte weiter gehen, nachdem ich meinem guten Wirthe tausend Mal für seine Wohlthaten gedankt hatte. Ich hatte die Thüre schon in der Hand, als er mich zurück rief und mir sagte, daß ich warten solle. Dann besann er sich ein Weilchen und sagte: Höre, Junge, wenn ich wüßte, daß du treu und ehrlich wärest, so wollte ich dich bei mir behalten und dir Nahrung und Kleidung geben. Ich versprach Alles und blieb da. Er hatte mir nachher gesagt, er hätte mich lieb gewonnen, weil ich seinem verstorbenen Gottfried ähnlich sehe, und da ich zur Thür hätte hinaus gehen wollen, wär' es ihm gewesen, als ob eine Stimme ihm zugerufen: Sieh, Alter, hier hast du deinen Gottfried wieder.

Der Knabe erzählte hierauf noch viel, wie väterlich ihn sein Herr gehalten, wie er ihn zur Schule geschickt und in seiner Handthierung unterrichtet habe. Seine Dankbarkeit äußerte sich auf die natürlichste und herzlichste Weise. Er müßte freilich jetzt fast

Alles allein thun, sagte er, weil der alte Mann so schwach und kraftlos wäre, daß er das Haus selten verlassen könne. So kann ich ihm, setzte er hinzu, doch einigermaßen vergelten, was er an mir gethan hat.

Die beiden Kinder brachten diese Geschichte ihrem Vater mit nach Hause, der sie mit großer Aufmerksamkeit anhörte. An einem der folgenden Tage ging er selbst mit hinaus und suchte den Knaben auf. Er befragte ihn nach seinen Aeltern und den Ort seiner Geburt. Dieser aber wußte davon nur wenig zu sagen. Doch erinnerte er sich, daß in einer kleinen Strecke von seinem väterlichen Hause ein Fluß fließe, und daß Schiffe auf demselben gingen und Weinberge in der Gegend lägen. Der Pfarrer schloß hieraus, daß der Knabe in der Nähe des Rheins zu Hause sein möchte, und da er sich schon vorher erinnert hatte, daß vor mehreren Jahren ein Knabe in jener Gegend vermißt und sein Verlust zu wiederholten Malen durch die Zeitungen bekannt gemacht worden sei, beschloß er, weitere Nachforschungen anzustellen. Seine Bemühungen gelangen ihm. Die Aeltern des Knaben, wohlhabende Landleute, welche längst die Hoffnung aufgegeben hatten, ihr geliebtes Kind wieder zu finden, wurden von der Entdeckung benachrichtigt und kamen selbst ihn abzuholen. Wenige Tage vor ihrer Ankunft war der Fischer vor Alter und Entkräftung gestorben, und sein Pflegesohn hatte ihm die Augen zugedrückt. Die Freude der Aeltern war unbeschreiblich.

Jacobs.

43.

Das große Loos.

„Frau!“ sagte Meister Till: „ich muß
Zuletzt noch aus der Stadt; so schlimm steh'n uns're Sachen.
Doch rührten wir auch jemals Hand und Fuß,
Dem Glück ein Pförtchen aufzumachen?
Pfui! laß uns nicht so schläfrig sein!
Laß uns noch heut' ein Lotterieloos kaufen!
Durch dieses Thürchen schleicht gewiß das Glück herein,
Und bringt uns Gold- und Silberhaufen.“

Frau Till, ein Weibchen guter Art,
Sprach immer Ja zu allen Dingen.
Das Loos kommt an, wird heilig aufbewahrt,
Und unser Pärchen borgt und spart,
Um nach und nach den Einsatz zu erschwingen.
Doch das papierne Pförtchen stand
Ein halbes Jahr Fortunen *) offen,
Und immer noch ließ sie, als wär's ihr nicht bekannt,
Vergebens ihren Einzug offen.

Jetzt krähte schon der muntre Hahn
Den Morgen der Entscheidung an,
Und Till sprang jubelnd aus dem Bette!
„He, Weibchen, freue dich mit mir!
Das große Loos — was gilt die Wette? —
Bekommt kein Menschenkind, als wir.
Ein goldner Traum hat mir's versprochen,
Und Träume halten gern mir Wort.

---

*) Fortuna, die Göttin des Glücks.

Bemüh' dich nicht, für mich Caffee zu kochen;
Ich will gleich fort, in's Lotteriehaus fort.
Zum letzten Mal vielleicht berühren meine Sohlen
Den harten Pflasterweg; denn steht das Glück uns bei,
Alsdann ade, Fußgängerei!
Ich lasse stracks mir eine Sänfte holen,
Und mache mich vor Stolz so schwer, wie Blei.
Die Sänfte, Kind, sei dir so gut als Brief und Siegel,
Daß uns das große Loos gehört.
Erblickst du sie, dann wirf vor Freude, wie bethört,
Flugs Teller, Schüsseln, Töpf' und Tiegel,
Und Schrank und Tisch und Stuhl und Spiegel,
Wirf, wie man sagt, das ganze Haus
Zum Fenster Schlag auf Schlag hinaus!
Was sollen wir den alten Plunder schonen?
Wir werden bald in goldnen Zimmern wohnen!" —

Er rannte fort, und seine Gattin sprach:
„Karl, lauf dem Vater schnell an's Lotteriehaus nach,
Und laure vor der Thür, bis man vom Saal hernieder
Nach einer Sänfte läuft und ruft,
Dann aber komm im Fluge wieder,
Gleich einem Vogel in der Luft!" —

Das Knäbchen hatte schier drei Stunden lange Weile,
Und hörte noch von dem, was es begierig dort
Erwartete, kein stummes Wort;
Doch plötzlich sprang in höchster Eile
Jemand die Trepp' herab, und oben rief's: „Fort, fort!
Nur eine Sänfte gleich! Geschwind um Gottes Willen!" —
Karl fragte schnell: „Für wen, mein lieber Mann?"

Der Renner flog vorbei, und fuhr ihn unsanft an:
„Für wen denn sonst, als Meister Tillen?“

Der Bube stob hinweg, als ritt er gleich Kourier
Auf Doktor Faust's *) berühmtem Mantel.
Die Mutter harrt auf ihn mit flammender Begier,
Und schwärmte, da er stammelnd ihr
Bericht gab, wie verletzt vom Giftstich der Tarantel.**)
Sie sprang bachantisch-wild, mit aufgelößtem Haar,
Und schleuderte durch's Fenster, was im Zimmer
Wand-, niet- und nagelfest nicht war.
Mit Brummen überstieg das Sänfteträger-Paar
Die vor der Thür gehäuften Trümmer.

Man öffnet jetzt das kleine Haus,
Und denkt, Herr Till wird flink heraus,
Trotz einem jungen Böcklein springen:
Doch welch ein Schreck! — Er liegt darin
Bewegungslos und ohne Sinn,
Als sollte man für ihn die Todtenmesse singen.
Man spritzt ihm Wasser in's Gesicht.
Man heult und schreit ihm in die Ohren:
Vergebens! er ermannt sich nicht,
Und scheint für diese Welt verloren.

Allein nach kurzem Zeitverlauf
Schlug er, geweckt durch steigendes Getümmel,

---

*) Doktor Faust, ein bekannter Schwarzkünstler, der um d. J. 1550 Deutschland durchzog und durch seine Wunder allgemeines Aufsehen erregte.

**) Eine Spinne, die am häufigsten in Italien gefunden wird, und deren Stich sehr schmerzhaft sein, ja, wie die Fabel erzählt, zur Raserei führen soll, von welche nur Musik und Tanz heilen könne.

Die Augen mählig *) wieder auf,
Und seine Gattin rief: „O tausend Dank dem Himmel!
Ha Männchen," fuhr sie fort, „ward dir vor Freude schwül?
Ja, ja, das große Loos ist traun! kein Pappenstiel!
Doch hätt' ich dich darüber in der Blüthe
Des Lebens eingebüßt, (davor mich Gott behüte!)
So wär' die Lotterie dennoch ein böses Spiel." —

„Das ist sie!" sprach er matt: „Ich fiel
In Ohnmacht über — unsre Niete." **) —

Das Dreißigtausendthaler-Loos
Warf einem reichen Mann Fortuna in den Schooß.
Man munkle, wie man will, von dieser Menschenklasse,
Daß sie sich mit Gefühl und Mitleid nicht befasse;
Mich freut's, daß ich von dem, der jenes Loos gewann,
Ein andres Liedchen singen kann.
Er hörte kaum durch fliegende Gerüchte
Tills tragi-komische ***) Geschichte,
Da rief er seufzend aus: „Der arme, gute Mann!
Nein, ich will wahrlich nicht verschulden,
Daß er vor Gram vergeht! — Geschwind, geschwind, Johann,
Lauft hin und bringt ihm — diesen Gulden!" —

Langbein.

---

*) Mählig, statt des gewöhnlichen allmählig.

**) Niete, eine Lotterienummer, die ohne Gewinn bleibt.

***) In dieser Erzählung ist das Lächerliche und Traurige so vermischt, daß sie bei dem Leser ein gemischtes Gefühl von Mitleid und Freude weckt, daher die Benennung tragi-komisch, weinerlich-lustig.

44.

Der baronisirte *) Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der inn're Werth gebrach,
Doch die gebiet'rischen Geberden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht' er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette **). —

Indessen war er doch Baron,
Und sein Verdienst, — die Million, —
Ließ sich zu alles Volks Entzücken
In Läufern und Heiducken ***) blicken.

---

*) Baronisirt, zum Baron gemacht, in den Adelstand erhoben.

**) Cabinet ist in der Fürstenwohnung das Gemach, das der Regent vorzugsweise bewohnt, dann auch das Zimmer, in dem er seine Regierungsgeschäfte besorgt, seine Räthe anhört u. s. w. In dieser letzten Bedeutung ist es hier zu nehmen, wo es im Gegensatz zu Feld steht, und der Sinn ist: Er weiß nicht, wo er brauchbarer ist, im Kriege oder in der Verwaltung des Landes.

***) Heiducken, ein ungarisches Wort, welches einen leichtbewaffneten Fußsoldaten bezeichnet. In Deutschland belegt man mit diesem Namen einen Bedienten in der Tracht

Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg' mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat *);
Ein Geck, **) der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und Alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt' und ihn bestahl,
Und wenn man ihn betrog, zugleich ihn überred'te,
Daß er des Argus ***) Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?

---

jener ungarischen Heiducken, dessen Geschäft besonders darin besteht, die Kutsche seines Herrn zu begleiten. Gewöhnlich werden dazu große und starke Leute genommen.

*) Eigentlich Mäcenas, welchen Namen der Dichter wegen des Sylbenmaßes und des Reimes verändert hat. Dieser Mann, ein Freund des römischen Kaisers Augustus, ist als Beschützer der Künste und Wissenschaften und als Gönner der Gelehrten bekannt. In dieser Beziehung hat vorzüglich der gleichzeitig lebende römische Dichter, Horaz, seinen Namen so verherrlicht, daß Mäcen oder Mäcenas für Gönner und Beschützer der Gelehrten, Künstler und Dichter überhaupt gebraucht wird.

**) Geck, ein alberner Mensch, der dabei durch Außendinge, Kleider, Gang u. dgl. sein Glück machen und sich Ansehen verschaffen will.

***) Argus, ein Wesen, das nach der griechischen Fabel hundert Augen hatte, von denen die eine Hälfte stets wachte, während die andere im Schlafe war. Wachsamkeit und scharfer Blick sind daher die Eigenschaften dessen, der des Argus Augen hatte, und wenn die Schmeichler den Herrn Baron überreden, daß er diese habe, so wollen sie dadurch dem Gedanken, daß er von ihnen betrogen werden könne, zuvorkommen.

Unsichrer ist kein Schatz als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen,
Starb arm und unberühmt; kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen Nichts, als Reichthum hinterlassen.

Gellert.

45.

Der Christ und der Muhamedaner.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Malta ein. Der Vater hatte frühe schon den jüngsten als Malteser-Ritter *) einschreiben lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen.

Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Malta und kaufte dort schöne Län-

---

*) So hießen die Mitglieder des zu den Zeiten der Kreuzzüge zur Ausrottung der Ungläubigen gestifteten Johanniterordens, nachdem ihnen der Kaiser Karl der fünfte im J. 1530 die Insel Malta überlassen hatte, und sie daselbst ihre Hauptniederlassung errichteten.

dereien. Hier ward er ein glücklicher Gatte und Vater, und erschuf, während der Bruder oft gegen die Korsaren*) zur See focht, mit frommem häuslichem Sinn sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege erfreute, und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben; dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl auch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse, als das bloße Schwert.

So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptanschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen hatten, beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf; aber er kehrte nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch Manches, wozu denn besonders auch das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten hatte. Augenzeugen, welche den Händen der enternden **) Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Untergange aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen sei.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete seiner ein härteres Schicksal. Die Seeräuber bemerkten

---

*) Seeräuber.

**) Entern heißt ein feindliches Schiff mit eisernen Haken, Enterhaken genannt, festhalten und so nahe heranziehen, daß man es ersteigen kann.

kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sclavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne zum Verkauf auszustellen *). Seine hohe kräftige Gestalt zog viele Käufer an; man freute sich, einen so furchtbaren Ritter als Sclaven quälen zu können: aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf seinen Verkauf warten. Endlich erschien ein junger, vornehmer Türke, mit Namen Cid Muley, der besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugvieh vor dem Kaufe zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte Summe. „Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christensclav!" sprach er, „daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben habe!"

Er hielt seine schreckliche Drohung. Raimund ward der Willkühr unbarmherziger Aufseher übergeben, und von diesen auf das grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer vermag es, seine Lage zu schildern? — Wer vermag es, zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftig edlen Gemüthe vorging? Mehrere seiner Mitsclaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld in Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu, denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals durch Lösegeld wieder erkauft werden. Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung in den Willen der Vorsehung sein schweres Geschick zu ertragen und den grausamen Uebermuth seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten; aber Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit,

*) Das war das Loos der von den Seeräubern gefangen genommenen Christen.

wo der stolze Cid Muley, den seine Sclaven nur selten zu Gesicht bekamen, einst bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder und bat ihn um den Tod.

„Den Tod nicht!“ entgegnete Muley; „dafür habe ich dich zu theuer bezahlt. Aber, ich weiß, man kann sich auf dich verlassen; selbst meine Aufseher loben dich unter allen Sclaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich kam hierher, um seine Stelle durch einen andern von Euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen!“ — Raimund mußte gehorchen, und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden stallartigen Behältnisse der übrigen Sclaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schwere Arbeit verrichten durfte; denn diejenigen Sclaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht und wurden besser gehalten als die übrigen.

Muley, ein eifriger Muhamedaner, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen Sclaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der Ueberredung, wie durch Drohungen und Versprechen, zum Uebertritt zur muhamedanischen Religion zu bewegen. Bei einigen, zu schwach und zu sinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sclaverei zur Ehre ihres Glaubens zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verläugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft, und waren, weil sie als Renegaten *) jeder Christenpflicht überhoben zu sein glaubten, dem Beispiele ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern

*) Ein Christ, der seinen Glauben abgeschworen hat und zur muhamedanischen Religion übergegangen ist.

gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Versuch vergeblich. „Ich bin ein christlicher Ritter," antwortete er, „und das werde ich auch als Sclav noch bleiben, bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Brust genommen; aber aus dem Herzen könnt ihr es mir nimmer reißen. Nicht die Kraft deiner Beredsamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein, nur eure Grausamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sclavenvögte brachten jene schwachen, im Leiden ungeübte Christen zur äußerlichen Verleugnung ihres Glaubens, aber an dem Felsen im Meere des Lebens, an dem wahren Christen, scheitern alle eure fruchtlosen Versuche. Zweifelst du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? Wohlan! ich stelle mich dir zur Probe!"

Muley wandte sich erzürnt, doch auch beschämt von ihm ab, denn er erkannte das Heldenmüthige einer solchen Denkart nicht, und gestand sich wohl, daß er selbst kaum diese Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung vor unserm Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich er sowohl des Gebieters Strenge, als seine Freundschaft mit Verachtung vergalt, und auch im Sclavenkittel der stolze unbiegsame Ritter blieb.

So verstrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sclaven strichen die Geister der Rache und des Verraths umher und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mann, war ein Renegat. Wie er sich leichtsinnig vom Christenthume losgesagt hatte, so war ihm auch kein anderes Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sclaven mehrere seines Volks aus bekannten, reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör, und lies sich bald mit acht

derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Cid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten und ihre Flucht auf einem bereit stehenden Fahrzeuge zur Absicht hatte.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Gartens und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte eben voll Sehnsucht an seine Heimath zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wohl schöner noch aufblühen möchten, als diese Blumen; da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf die Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln suchte. „Halt ein, Verräther!“ rief Raimund, und schmetterte mit seinem schweren Grabscheite den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: „Fort, ihr Verwegenen! durch Mord und Verrath darf kein Christ seine Freiheit erkaufen!“ trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer zur Thüre hinaus.

Muley hatte sich unterdessen wieder erholt. Er sah Raimunds heldenmüthige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampfe neben sich röcheln, und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf, und mit den Worten: „O du großmüthiger Retter meines Lebens!“ sank er an die Brust seines Sclaven. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung stolz und kalt

von sich ab. „Im offenen Kampfe," sprach er ernst, „würde ich dich gern erlegt haben; aber gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst seinen Feind."

Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen. Er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwur, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, Alles mit ihm theilen und ein Muhamedaner werden möchte. Er zeigte ihm seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen Besitzungen; er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wollte. Aber Raimund erwiederte ernst und mild: „Du würdest mich gewiß nicht mehr achten und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte. Sieh, über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben; aber du hast beinah durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher das Heiligste verleugnen konnte, auch alles andere nichts mehr gilt." Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden dargebotenen Dienst zurückwies; als er ihn beschwor, nur selbst zu fordern und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach *): da bat Raimund endlich — um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Mitverschwornen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; aber er hatte beim Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmuth seinem Sclaven nicht nachstehen, und antwortete: „Wohlan, so nimm das Leben jener Elenden

*) Bei dem Namen des Propheten, d. i. Muhameds, etwas versprechen ist den Bekennern seiner Religion der höchste Schwur.

von mir als ein Geschenk und schalte damit nach Gefallen; du selbst aber darfst nicht mehr mein Sclav bleiben. Was du zu stolz bist, von mir zu fordern, das will ich dir schenken, — deine Freiheit. Nimm dir von meinen Schätzen, so viel dir gelüstet; ziehe heim in dein Vaterland und denke an den dankbaren Cid Muley!"

Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber, alle übrigen ihm dargebotenen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sclavenkleid, als Andenken an jene traurigen Jahre, mit, und schiffte sich in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart und die Freiheit erworben hatte, nach Malta ein.

Wolfgang lebte indessen ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie. In tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Eintracht ihres thätigen Lebens, und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als ob sie einander einen gleichen Bruderbund gelobten.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todt geglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat! als die alt gewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen; die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend umfingen, und das Entzücken endlich keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen! —

Raimund mußte endlich seine Geschichte erzählen. Als er geendet hatte, reichte ihm der Bruder die Hand und sprach: „Selig sind, die an dem Herrn

fest halten: Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher, als sein Schwert!" Die Mutter und die Kinder falteten die Hände und sprachen: „Amen!"

Des Ritters Rückkehr machte großes Aufsehen. Jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensclaven unterließen nicht, den ganzen Vorgang zu berichten und ihren Retter zu preisen. Der Orden selbst gewann eine hohe Achtung vor ihm und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen.

Der Kampf gegen die Ungläubigen dauerte fort; Raimunds hohes Ordensamt hielt ihn jedoch von der unmittelbaren Theilnahme daran zurück und auf Malta fest. Man begann wieder neue Rüstungen; denn die Türken hatten den Christen großen Schaden zugefügt und die Ritter glühten nach einer recht empfindlichen Rache an ihren Feinden. Siegreich kehrten diesmal die Ritter zurück und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangenen Muhamedanern in den Hafen von Malta.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister, unter dem Zujauchzen des Volks, die gefesselten Gefangenen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Commenthur, stand an der Seite des Großmeisters, und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangnen ruhn; denn ihm trat der Augenblick vor die Seele, wo er einst in gleicher Lage zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke bekannten Zügen; und er täuschte sich nicht, Cid Muley war unter den Gefangenen. Der stolze, kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt, und wagte nicht vom Boden aufzuschauen. Raimund zog den Großmeister hastig auf die Seite und ließ, nach einer kurzen Ver-

ständigung, seinen Bruder herbeizurufen, welcher, von Allem unterrichtet, den gefangenen Cid Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sclaven erkaufte.

„Kaufe mich nicht!“ sprach dieser, „du wirst an mir weder einen arbeitsamen, noch einen gehorsamen Sclaven finden; denn ich bin zu vornehm, um Beides gelernt zu haben.“

„Du wirst es aber lernen,“ erwiederte Wolfgang. „Wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in Händen, unsere Sclaven zu bezwingen, als ihr!“—

Sie langten in Wolfgangs Wohnung an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fessel ab, war bemüht, ihn mit Speisen zu erquicken, und seine schlecht besorgten Wunden, die er im Seegefecht erhalten hatte, zu verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen oft so mitleidig an, und hätten ihn gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hin geblickt hätte.

Nach mehreren Tagen trat Wolfgang eines Morgens zu ihm ins Zimmer. „Du hast dich nun wieder erholt,“ sprach er; „deine Wunden sind geheilt: so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit geh'n!“

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizende Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sclav, hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und anstatt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muley's Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und Lieder.

„Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden und die reifen Trauben abnehmen helfen?" sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könnte er so freundlich erbetene Hilfe nicht abschlagen, und arbeitete emsig mit.

Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang in sein kühles Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen und erlaubte ihm, einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab, wußte ihn aufs Neue zu beschäftigen und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

„Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden; so magst du nun auch meine Erholungen mit mir theilen;" sprach Wolfgang und führte den Muhamedaner in eine große, schattige Laube, von wo sie die freie Aussicht auf's Meer hatten. Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiek der ins Meer untergehenden Sonne genossen, befragte Wolfgang seinen Gefangenen, was ihn, einen so vornehmen Mann, zu Schiffe getrieben habe und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sei. Dieser zögerte nicht, mit finstrem Unmuth und dem Aufflammen eines nicht zu verbergenden Zornes ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft habe, um mehreren, ihm entflohenen Cristensclaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sei. Er ergoß hierauf die bittersten Klagen über sein hartes Schicksal und über die Treulosigkeit der Christen.

„Armer Mann!" sprach Wolfgang; „du hattest wohl Niemanden, der dir mit Liebe und Treue anhing? Kein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich; denn deinen Sclaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang ersehntes Fest!" — Muley schwieg.

finster. — „Sieh," fuhr Wolfgang vertraulich fort, „hier lebt Alles in Freiheit, Alles in froher, selbstgewählter Thätigkeit, Alles in treuer Liebe!" —

Sie wurden unterbrochen: des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern den Sonnenuntergang abwartete, und eilten nun, ihn hier aufzusuchen. Welch ein frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater! Die jungen schönen Frauen reichten ihm ihre zarten Kinder, die auch schon ihre Aermchen lächelnd ihm entgegenstreckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm heraufkletterten und jedes auf dem Schooße oder am Busen des liebreichen Alten ruhen wollte. Der heitere, kräftige Greis, mit silberweißem Bart und Haar, glich einem von Engeln umgebenen Heiligen, Cid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie geahnetes Gefühl zog durch seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer eben von der Arbeit zurückkehrten, und die alte, freundliche Großmutter eben das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das Abendgebet verrichtete, und mit nie gefühlter Ruhe der Seele legte er sich schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Alle waren mit Arbeit und häuslichen Freuden erfüllt. Wolfgang vermied allen Schein, den Muhamedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen das Christenthum, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung seiner Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach diesem erst reifen zur Aufnahme in den christlichen Bund. Der alte, fromme Commenthur Raimund hatte seinem Bruder diesen

Weg vorgeschrieben und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen; doch ließ er sich niemals vor Muley sehen, denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen.

Muleys früherer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte endlich der Liebe zu Wolfgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder sein, die so innig an ihm hingen; er freute sich wenn der Morgen kam, mit den Aeltern an die Arbeit zu gehn, das Mahl in froher Unterhaltung mit ihnen zu theilen und am Abend Wolfgangs ernsten Gesprächen über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch, fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen des christlichen Glaubens fingen an, sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß, und die eine Tochter ihm ein einfaches Cruzifix von Ebenholz zeigte, welches sie heute, an ihrem Geburtstage, von der Großmutter zum Geschenke erhalten hatte! „Aber du armer Mann," sprach das Kind, „du kennst den Heiland wohl noch nicht, der hier an's Kreuz geschlagen ist? Ich will dir von ihm erzählen!" — und hiermit begann das Kind seine einfach rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte und den sie auswendig wußten. Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte; denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender und zog viel tröstlicher in sein Herz.

„Und nun siehe dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht an!" fuhr das Kind fort; „wie selbst

der Tod sein freundliches Antlitz nicht hat verstellen können! Ach, seit du uns so lieb hast denke ich immer, du wärest auch wohl schon ein Christ; denn Jesus sagte ja: „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt!“ „Und vor allem liebte er auch die Kinder,“ fiel ein Knabe ein. „Er sagte sogar einmal zu seinen Jüngern: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich!

„Ja,“ rief Muley, durch diese kindliche Einfalt auf's tiefste erschüttert, „ja, in euern reinen Herzen wohnt der Frieden Gottes! O du großer, heiliger Mann! laß ihn auch in meine Brust einziehen!“ — Hiermit ergriff er das Crucifix, welches ihm das Kind noch hinhielt, und drückte weinend das Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: „Du bist nun ein Jahr bei mir; ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unsrer Religion unsre Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei! du kannst in deine Heimath zurückkehren, wenn es dir gefällt!“ —

Muley schwieg betroffen und starrte auf das Crucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hängten sich an ihn und riefen: „Nein, du sollst uns nicht verlassen! du sollst bei uns bleiben; denn dort hat dich doch Niemand so lieb, wie wir!“

Da stürzte er weinend in die Arme des Greises und rief: „Ja, behaltet mich hier! Stoßt mich nicht wieder hinaus, in die leere, liebloſe Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist!“

Und vor ihnen stand der alte Comenthur Raimund. „Muley!“ rief er, die Arme ausbreitend. Da erkannte dieser ihn wieder: sie hielten sich lange sprachlos umfaßt und nur die Herzen schlugen laut an einander. „Du bist mein Schutzgeist,“ sprach Muley; „du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet.“ — Der fromme Commenthur aber schüttelte sanft das Haupt und antwortete: „Nicht ich, der Herr nur ist mächtig in den Schwachen, und Christus allein ist der Weg, und die Wahrheit und das Leben.“

Houwald.

46.

Der Scheerenschleifer.

Ein Jüngling, der als Scheerenschleifer
Mit Noth sein Stückchen Brod gewann,
Ward aus Verdruß ein Handelsmann,
Versteht sich, Packknecht. Fleiß und Eifer
Erwarben ihm des Kaufherrn Gunst.
Er hielt ihm Lehrer, in der Kunst
Der Ziffern und der Schrift erfahren,
Und Herrmann war in wenig Jahren
Ein Freund, ein Erbe des Patrons, *)
Und endlich, stets vom Glück begleitet,
Der reichste Kaufmann des Kantons.
Auch war er, was noch mehr bedeutet,
Ein Biedermann, ein Menschenfreund.
Anstatt in Sammt und Gold zu prahlen,
Ließ er von einer Meisterhand

---

*) Patron d. i. Beschützer, Gönner.

Sein Bild als Scheerenschleifer mahlen,
Und hing, um seinen ersten Stand
Stets im Gedächtniß zu behalten,
Es, statt des Spiegels an die Wand.
Der Neffe lächelte des Alten,
Wenn er daran mit Wollust hing:
Denn ach! er hatte keine Kinder.
Er starb, der Neffe weinte minder
Am Grab, das seinen Raub umfing,
Als seiner Tugend Hofgeleite,
Die Schaar der Armen. Kaum erschien
Der dritte Tag, so ward die Beute
Des Erben, viel zu schlecht für ihn,
Und auch das Bild verkauft. Der Käufer
War selbst ein alter Scheerenschleifer,
Des Todten alter Camerad,
Jan, dem er täglich Gutes that.
„Ich habe," denkt er, „nur zwei Gulden,
„Und er, der Edle, gab sie mir;
„Ich kaufe mir sein Bild dafür.
„Nein, wahrlich nein! ich kann nicht dulden,
Daß es in schlechte Hände fällt."
Triumph! es wird ihm zugeschlagen.
„Hier," ruft er hastig, „ist das Geld!"
Er faßt, sein Kleinod heimzutragen,
Es bei dem braunen Rahmen an;
Doch, wie erschrack der gute Jan,
Als es ihm, schwerer, wie er dachte,
Entfuhr, und, mürbem Tone gleich,
Das Holzwerk auseinander krachte.
Da steht der Arme starr und bleich;
Doch bald versinkt er in Entzücken,
Weil er in den gehöhlten Stücken
Bei tausend Pfund in Gold entdeckt.
Das wunderbare Schauspiel weckt
Des Erben Geiz. Mit Argusblicken *)

*) Siehe oben S. 96.

Ruft er: „Das Bild verkauf' ich dir,
„Den Schatz nicht, der gehöret mir."
Jan stutzt; in seiner Brust erheben
Zwei Stimmen einen kurzen Streit.
Der Biedre machte sich bereit,
Den Schatz dem Neffen hinzugeben,
Als sich, von Herrmanns eigner Hand,
Ein Blättchen bei dem Golde fand:
„Mein Erbe wird dies Bild verachten;
„Dem Freunde, der es, kaufend, ehrt,
„Sei," hieß es, „dieses Gold beschert!"
Der Neffe schalt, die Zeugen lachten.
Und Jan? „O du, mein Held, mein Stab!"
Sprach er zum Bild, „Nichts soll uns trennen.
„Wohl mir! ich werde mir mein Grab
„An deiner Seite kaufen können."

Pfeffel.

47.

Leander und Selin.

Leander und Selin, zwei Freunde, die
Verstand und Edelmuth und gleicher Trieb
Zur Tugend fest verband, vertrauten sich
Einst in Geschäften dem treulosen Meer.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die unsre Reisenden im Geist schon sah'n;
Das Ufer floh und bald erblickten sie
Ringsum nur Luft und See. Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten
In seinem Wiederscheine ruhig fort,
Und nahten sich bereits der Reise Ziel,
Als schnell die Wellen sich empöreten.
Ein reißender Orkan erwacht' und schlug

Das Schiff von seiner Bahn. Es scheiterte
Am Felsen. Jeder sucht den Tod zu fliehn,
Das kleinste Stück vom Schiff wird jetzt ein Schiff.
Den beiden Freunden ward ein Brett zu Theil;
Allein es war zu leicht für seine Last.
„Wir sinken," sprach Selin, „das Brett erträgt
„Uns Beide nicht; o Freund, leb' ewig wohl!
„Du mußt erhalten sein, an dir verliert
„Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
„Wär' mir das Leben doch nur eine Qual!"
„Nein," ruft Leander, „nein, ich sterb', o Freund!"
Allein Selin verließ zu schnell das Brett,
Und übergab getrost dem nassen Grab
Der Wasserwogen sich. Die Vorsehung,
Die über Alles wacht, sah seine Treu
Und seine Großmuth an, und ließ das Meer
Ihm nicht zum Grabe sein. Mitleidig trug's
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er sah Leandern schon daselbst. — O wer
Beschreibt die Regungen der Freude, die
Sie Beide fühlten! — Sie umarmten sich
Mit Thränen in dem Aug'. Leander sprach:
„O allzu treuer Freund! In welche Qual
„Hat deine Freundschaft mich gestürzt! Ich hab'
„Um dich zehnfache Todesangst gefühlt:
„Was du thatst, wollt' ich thun; denn ohne dich
„Wünscht' ich das Leben nicht!" — „Geliebtester!
„Was wär' ich ohne dich?" versetzt Selin.
„Der Himmel sei gelobt, der dich mir schenkt!
„Komm, laß uns ihn, der uns vom Tod befreit,
„Verehren, und ihm ganz das Leben weih'n."
Sie knieten weinend an das Ufer hin,
Und dankten dem, der sie errettete,
Und ihr Gebet, es drang die Wolken durch.
Leander theilte mit Selin, der arm
An Gütern und nur reich an Tugend war,
All seine Schätze, die Selin nur nahm,

Weil sich sein Freund dadurch glückselig pries
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus,
Und lange wirkten sie zum Wohl der Welt.

Kleist.

48.

Die ewige Bürde.

Der Chalif *) Hakkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Palastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Ländereien und bezahlte den Eigenthümern so viel dafür, als sie verlangten. Nur eine arme Wittwe fand sich, die das Erbtheil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte und alle Anerbietungen, die man ihr deßwegen machte, ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Wittwe kam weinend zum Richter. Ibn Beschir war eben Kadi **) der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn bedenklich; denn obschon die Gesetze der Wittwe ausdrücklich Recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Gesetzes zu bewegen. Was that also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen großen Sack über den Hals und ritt unverzüglich nach den Gärten des Palastes, wo der Chalif sich eben in dem schönen

---

*) Chalif, d. i. Statthalter, wie sich bescheidener Weise Muhameds Nachfolger in der Beherrschung der Gläubigen und im Hohenpriesterthume nannte.

**) Kadi, arabisch, bedeutet Rechtsgelehrter, Richter.

Gebäude befand, das er auf dem Erbtheil der Wittwe erbauet hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sacke setzten ihn in Verwunderung; und noch mehr erstaunte er, als Ibn Beschir sich ihm zu Füßen warf und also sagte: „Erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle.“ Hakkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Beschir den Chalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakkam fand dieses Verlangen noch sonderbarer, als alles Vorige; um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Chalif sprach: die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu schwer.

„Herr!“ antwortete Ibn Beschir mit einer edeln Dreistigkeit, „du findest diese Bürde zu schwer, und sie enthält doch nur einen kleinen Theil der Erde, die du ungerechter Weise einer armen Wittwe genommen hast; wie willst du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am letzten Gerichtstage auf deine Schultern legt?“

Der Chalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi, und gab der Wittwe das Land, mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen, wieder.

Palmblätter.

49.

Der treue Reiter.

Auf Wagrams Blutgefilden *) lag
Bedeckt mit ehrenvollen Wunden,
Major von Wulfen unverbunden,
Erwachend erst am dritten Tag
Aus schwerem, tiefem Todestraume,
Und lechzend, weil mit heißem Brand
Hell über ihm die Mittagssonne stand,
Sah er umher im furchtbar stillen Raume,
Und flehte nur um eine hohle Hand
Voll Wasser —: „Herr der Schlachten!
„Konnt' ich nicht sterben? Muß ich hier verschmachten?"

Sieh, da erhob aus starren Leichenhügeln
Sich eine Faust mit Rosseszügeln;
Ein bärt'ges Haupt hob langsam sich empor.
Sein treuster Reiter war's; er keuchte: „Herr Major!
„Ein Dümpfel **) ist nicht fern; ich hab' ihn wahrgenommen,
„Und hoffe schon, noch hin und her zu kommen!"

Es lag der Sumpf vom Schlachtfeld ziemlich weit,
Doch auf den Händen kroch der treue Veit,
Deß Lebensfunken schier verglommen,
Und brachte dann, bedeckt mit Staub und Blute,
Den trüben Labetrunk im Hute.
„Hier, Herr Major, ist Alles, was ich fand!"

---

*) Bei Wagram wurde den 5. und 6. Juli 1809 zwischen den Franzosen und Oestreichern eine Schlacht geliefert, in der die Letztern vollständig besiegt wurden.

**) Pfütze, Wasserloch.

Schnell reißt's der Lechzende ihm aus der Hand;
Will er nicht sterben, muß er eilen;
Doch er vergißt auch nicht, was ihm der Herr gesandt,
Mit seinem treuen Knecht zu theilen.

„Trink auch!" spricht er. Der Reiter athmet schwer,
Und röchelt, schweigt. Er dringt in ihn auf's neue;
Doch Veit bedarf des Labetrunks nicht mehr;
Es sinkt sein Haupt, des Tapfern Auge bricht —
Der dort vergilt, hat ihm den Tod der Pflicht
Verschönert durch den Tod der Treue!

Kind.

50.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich, aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Brandweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis auf's Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sich's dann offenbaren,
Warum sie, seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid? War er's nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht;
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch banden;
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß und Rach', und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör' ich viele schrei'n,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein.
Ihr Herren! stellt das Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich sein!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzwei'n?

Gellert.

51.

Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Veit, das Schrecken armer Bauern,
Schritt, frisch und wohl genährt, laut keuchend über Land,

Und rief, als er von Regenschauern
Ein Bächlein angeschwollen fand,
Dem nächsten Ackersmann: „Mein Lieber!
Kommt doch hierher und tragt mich hier hinüber!“

Der Bauer kam im schnellen Lauf:
„Gestrenger Herr! Gleich will ich Ihnen
Zum Leibroß unterthänig dienen!“
Und lud den dicken Herren auf.

Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlich der Reiter sprach:
„Ich will's vergelten, lieber Alter!
Denn bald werd' ich, will's Gott, aufs neu' Gerichtsverwalter!“

Da stand sein Leibroß still und fragte: „Was sagt Er?
Ist Er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?“
„Ach, wißt Ihr's nicht?“ — begann der Rundbauch hier zu klagen;
„Ich ward ja abgesetzt vor wenig Tagen!“

Patsch! warf den alten dummen Veit
Der Bauer in den Bach und höhnt' ihn: „Laßt mir's sagen,
Wann Ihr auf's neu' Gerichtsverwalter seid;
Alsdann will ich Euch weiter tragen“ *).

Langbein.

---

*) Aus dieser Erzählung geht hervor, daß wer nur eine Achtung besitzt, die man ihm wegen seines Amtes zollt, diese sogleich verliert, sobald er das Amt verloren hat.

52.

Der Krieg.

Ein Vater hatte zwei Kinder, Alwin und Theodor, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte. Er beschäftigte sich mit ihnen, so oft es seine Geschäfte erlaubten, und an schönen Tagen begleitete er sie auf ihren Spaziergängen. Dies war ihre größte Freude; denn sie waren gern um ihren Vater und freueten sich seiner Gegenwart und seiner Gespräche.

In den ersten Tagen des Mai's führte der Vater seine Kinder hinaus. Ihr Weg ging eine lange Allee hinab, an deren Ende ein öffentlicher Garten lag. In seiner weitgeöffneten Thüre sahen sie schon von fern ein buntes Gewühl von Menschen, welche aus- und eingingen, und eine lustige, aus dem Innern schallende Musik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens Theil zu nehmen.

Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menschen rasteten hier von den Arbeiten der vergangenen Tage und gingen einer neuen arbeitsvollen Woche entgegen. Viele spazierten müßig in den breiten Gängen auf und ab und genossen den lauen Abend, der aus dem frischen Laube und den Blüthen der Bäume süße Düfte hervor lockte. Männer wandelten mit Weibern, und vor ihnen hüpften ihre Kinder, oder tummelten sich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle schienen von einem Geiste friedlicher Eintracht und ruhigen Genießens beseelt. Die fröhlichen Töne, die sie umzogen, die heitern Strahlen der Abendsonne und die anmuthigen Düfte, die aus tausend Blumen emporstiegen, schienen alle Gemüther erheitert und in ein süßes Vergessen ihrer Sorgen gewiegt zu haben.

Allmählig verlor sich die größere Menge, und die laute Musik verstummte. Da erscholl aus einem Gebüsche zur Seite eine anmuthige Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen und rührenden Gesang unterbrochen wurde. Die meisten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren, eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Alwin und Theodor waren nicht unter den Letzten. Sie fanden auf einem Rasenplatze einen Knaben sitzen, welcher zwei Flageolets *) blies und zur Abwechslung dazwischen sang.

Das Lied, das er sang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehrmals; aber immer, wann er gegen das Ende kam, schien er gerührt. Das Lied lautete so:

„Der Frieden zieht über Berg und Thal
Und singet so lustige Lieder;
Ihn begleitet die Lerch' und die Nachtigall,
Ihm brüllen die Heerden im heimischen Stall;
Kein Hälmchen tritt er nieder.
Der Sämann den Samen in Acker legt,
Der Frieden ihn sorgsam und schonend pflegt.

Es strahlen die Früchte am schattigen Baum
Und ziehen die Zweige zur Erde;
Es färbet der Kelternden Füße der Schaum,
In Scheunen und Böden fehlt es an Raum,
Und zehnfach vermehrt sich die Heerde;
Wer ist es, der so vielen Segen schafft?
Es ist des Friedens befruchtende Kraft.

Es jagt der Soldat nach dem tückischen Glück
Und wüthet in wildem Verderben;

---

*) Flageolet, kleine Flöte.

Doch kehrt er öfters den sehnenden Blick
Vom Schlachtfeld zur friedlichen Heimath zurück
Und will im Frieden sterben.
Unterm stillen Dach, in des Weibes Schooß,
Preis't er des Friedens beglückendes Loos.

Der Frieden führet die Braut zum Altar
Und ladet zu fröhlichen Tänzen;
Er schützet und schirmet der Kinder Schaar
Und läßt des rüstigen Greises Haar
Von weißem Reife glänzen.
Und sinket der Greis in die Erde hinab,
Bekränzt ihm der Frieden sein stilles Grab."

Wer einmal gekommen war, blieb stehen und hörte. Der Knabe schien etwas über zehn Jahre alt; seine heitere Bildung nahm Jedermann ein, und er sah die Umstehenden unbefangen und unschuldig mit großen, blauen Augen an. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkos'te. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und seine Bewegungen hatten eine gewisse natürliche Anmuth, die Jedermann wohlgefiel. Man wollte wissen, wer er sei, woher er käme, wem er angehöre.

„Ich habe eine arme Mutter," antwortete er, „die wohnt weit von hier am Rhein. Ich gehe umher, um Etwas zu verdienen."

Diese Worte erregten die Neugierde der Umstehenden noch mehr; man verlangte seine Geschichte zu hören. Er schwieg einige Augenblicke, dann legte er seine Flöte bei Seite, drückte den Hund fester an sich und erzählte mit gefalteten Händen Folgendes:

„Ich komme aus der Pfalz, wo mein armer Vater Landwirthschaft trieb. Wir hatten ein feines Haus, nicht weit vom Flusse, und einen Garten dabei, auch

einen kleinen Weinberg dicht am Wasser. Wir hatten Pferde und Kühe und Alles, was wir wünschten. Gar oft sagte mein Vater: „Unsere Nachbarn sind zwar reicher, aber gewiß nicht vergnügter, als wir; denn wir sind zufrieden mit dem, was uns Gott beschеert hat, und begehren nicht mehr, als wir haben."

„Das war vor dem Kriege; da ging uns Alles zum Glück. Als aber die Kriegsunruhen anfingen, fingen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden waren, und daß man Niemanden schone, weder Alt noch Jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bei uns durch, mit wenigen Habseligkeiten. Die erzählten schreckliche Dinge, machten uns sehr bange; und oft sahen wir schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir gingen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf; denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohete uns ebenfalls."

„Endlich fing die Noth auch in unsrer Gegend an. Es kamen oft Soldaten zu uns, bald Freunde, bald Feinde; aber sie waren alle gleich, und verlangten bald dies, bald das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohlginge; aber dabei nahmen sie uns Alles, was wir hatten, und wenn wir ihnen Alles gegeben hatten, wußten sie es uns doch keinen Dank."

„Eines Tages hörten wir stark kanoniren, und gegen Abend erfuhren wir, der Feind sei geschlagen und ziehe sich mit großer Eile herab. Mit tödtlicher Angst sahen wir der Ankunft des fliehenden Feindes entgegen. Mein Vater ging nicht zu Bette, sondern verwahrte das Haus und erwartete den Erfolg."

„Früh, vor Tages Anbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungestüm an das Haus geschla-

gen. Ich fuhr erschrocken auf und sah durchs Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thür aufzusprengen. Aber mein Vater ließ sie gutwillig ein — denn es waren zu viele, um sie abzuhalten — und fragte sie höflich, was sie begehrten. Da verlangten sie alles Geld, was er hätte, und einige zogen die Säbel. Andere spannten die Pistolen gegen ihn und droheten, ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte."

„Ich war unter der Zeit hinaus gelaufen und bat meinen Vater, ihnen doch Alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern lachend seinen Säbel über mir, um mich in Furcht zu setzen; aber ein anderer, der vom Pferde gestiegen war, faßte mich freundlich beim Kinn, streichelte mir den Kopf und sagte, ich sollte mich nicht fürchten. „Ich fürchte mich nicht," antwortete ich; „aber thut meinem Vater nichts!"

„Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen. Während der Zeit behielten sie mich und die Mutter in Verhaft. Einige stießen schreckliche Worte aus und droheten, uns mitzunehmen, oder um's Leben zu bringen."

„Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes — ich weiß nicht, wie viel es war — und gab es ihnen; aber sie waren nicht zufrieden und fluchten und wollten absteigen und selbst suchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenschüsse in der Nähe, da erschracken sie, gaben ihren Pferden die Sporen und jagten mit ihrer Beute davon."

„Als sie weg waren, dankten wir Gott, daß nichts Schlimmeres geschehen war. Aber mein Vater war still und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher gesagt, das Unglück habe ihr geahnet, was uns bevorstand."

„Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbei, und keiner hielt sich auf, bis gegen Abend drei Reiter auf unsern Hof kamen und mit Ungestüm Geld verlangten."

„Mein Vater eilte hinaus, um ihnen zu sagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thür und hörten einen schrecklichen Wortwechsel. Da liefen wir hinaus, als der Lärm so arg wurde, um meinem armen Vater zu Hilfe zu kommen. In dem Augenblick schwang ein Reiter den Säbel über ihn und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte sein Gewehr gegen ihn ab, und wir sahen meinen Vater in seinem Blute fallen."

Der Knabe hielt bei diesen Worten inne; Thränen rollten über seine Wangen, und alle Umstehenden waren gerührt.

„Als meine Mutter das große Unglück sah," fuhr er nach einer Pause fort, „warf sie sich über meinen armen Vater her und schrie und weinte, bis ihr die Stimme verging. Da glaubte ich, sie sei auch todt, und setzte mich neben sie und wollte auch sterben."

„Die Reiter waren unterdessen in das Haus gegangen und hatten zusammengerafft, was sie fanden. Dann eilten sie eilends davon, als es schon ganz dunkel war, und kümmerten sich nicht weiter um uns."

„Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Bald wollte ich in die Nachbarschaft laufen und Hilfe suchen; aber ich war in großer Angst, daß ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und schreien, und das hörte Niemand; denn unser Haus lag einzeln."

„Endlich kam es mir vor, als ob meine Mutter wieder Athem holte. Ich rief sie mit lauter Stimme, und sie schlug die Augen auf und fragte, wo sie wäre."

„Ich konnte vor Freude nicht antworten, und auch vor Traurigkeit nicht; denn die Thränen erstickten meine Worte. Aber ach! in dem Augenblicke schlug die Flamme aus dem Dache unsers Hauses empor."

„Meine Mutter raffte sich auf und wollte in das brennende Haus hinein, aber ich hielt sie fest und ließ sie nicht los. Sie wäre gewiß in den Flammen umgekommen. Das Haus stand mit einem Male in vollen Flammen. Es kamen einige Leute herbei, um zu helfen; aber alle Hilfe war umsonst: das Haus brannte nieder; und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns trugen."

„Nun versammelten sich viele Leute um uns und beklagten unser Unglück. Jeder erzählte Etwas, das ihm begegnet war, der Eine dies, der Andere das; denn es war Niemand verschont geblieben. Aber umgekommen war doch nur mein armer Vater."

„Als der Morgen anbrach, war meine Mutter sehr krank; denn wir waren die ganze Nacht unter freiem Himmel gewesen, und noch wußten wir nicht, wohin wir uns wenden sollten. Meine Mutter saß immer neben meinem todten Vater und hielt mich fest auf ihrem Schooße, damit sie mich nicht verlöre, sagte sie."

„Da kam eine arme Wittwe aus der Nachbarschaft, der mein Vater in bessern Zeiten einiges Gute gethan hatte. Diese bat meine Mutter, auf-

zustehen und mit in ihre Hütte zu gehn; sie wollte Alles mit uns theilen, was sie hätte."

„Den andern Tag begruben sie meinen Vater, und der Pfarrer predigte an dem Grabe und sagte, mein Vater wäre nun im Himmel; denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. — Und das ist auch gewiß wahr; denn mein Vater war fromm und that allen Menschen Gutes."

„Da alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker und setzte mich auf das Grab und weinte und rief meinen Vater mit Namen; dann betete ich und nahm mir vor, auch so gut zu werden, wie mein Vater. So saß ich lange auf dem Grabe und konnte gar nicht weg. Der Hund lag neben mir und sah mich traurig an, und da mußte ich noch mehr weinen, wenn ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Thier gehabt hatte."

Bei diesen Worten legte der Knabe sein Gesicht auf den Kopf des Hundes und drückte ihn fest dagegen. Dann fuhr er fort:

„Meine Mutter war nun lange krank, und wir lebten sehr kärglich. Unsere gute Wirthin hatte nur wenig, und meine Mutter konnte nichts verdienen."

„Da ich nun sah, daß sie immer betrübt war und sich härmte, weil wir der armen Frau zur Last fielen, sagte ich zu ihr: „Liebe Mutter, Ihr seid so traurig, daß wir nichts haben und nichts verdienen können; aber seid nur getrost! Kann ich nicht die Doppelpfeife spielen und allerlei Lieder singen? Ich will mich auf die Reise begeben und Musik machen, so seid Ihr eine Sorge los, und ich denke, Etwas zu verdienen. Dann komme ich wieder zurück und bringe Euch, was ich erworben habe."

„Meine Mutter antwortete nicht, aber ich schickte mich zur Reise an, bat meine Wirthin um etwas Brod, rief den Hund und wollte hinaus. Da sie nun sah, daß es mein Ernst war, wollte sie mich nicht fortlassen, sondern schalt mich und stritt und bat. Da war gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch Alles genommen hatten, der sagte: „Laßt ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann so angefangen; Gott wird ihn behüten.“ Und da ich auch auf meinem Vorhaben bestand, sagte sie endlich unter vielen Thränen: „Nun so gehe in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne, und daß du gut bleibest.

„Da gab ich ihr die Hand und ging fort, und es sind nun zwei Monate, daß ich umher ziehe und Musik mache, und noch ist mir nichts Uebels begegnet. Ich habe mir schon Einiges gespart, und wenn es noch mehr ist, kehre ich wieder an den Rhein zurück und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge für mich haben mag.“

Mit diesen Worten endigte der Knabe seine Geschichte und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen zwischen die Hände drückte. Alle Umstehenden zeigten sich freigebig und liebkos'ten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ältlicher Mann hervor, der ein ansehnliches Vermögen besaß und seine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bei der Hand und sagte: „Willst du mit mir kommen?“

Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Ich will Euch so viele Lieder spielen, als ich weiß.“

Der Mann lächelte und ging mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kin-

des Statt angenommen und für seine Mutter Sorge getragen habe.

Jacobs.

53.

Der kleine Gernegroß.

Ein Männchen, das dem Zwerggeschlechte
Kaum um drei Zoll entwachsen war,
Durchgrübelte manch liebes Jahr,
Wie es sein Maaß verlängern möchte;
Doch graute schon gemach sein Haar,
Und nach zehntausend Sorgenstunden,
War noch kein Mittel aufgefunden.

Auf einmal ließ ein Charlatan *)
Durch Zeitungs-Trommelschlag verkünden:
„Herbei ihr Lahmen, Tauben, Blinden,
„Ich bin der Mann, der helfen kann!
„Das häßlichste Naturgebrechen
„Darf Heilung sich von mir versprechen."

Husch! lief das Männchen zu ihm hin: —
„Herr Doktor, mir vergält's mein Leben,
„Daß ich so klein geblieben bin:
„Sagt, könnt ihr mich für Goldgewinn
„Ein wenig aus dem Staub erheben?"

„Warum nicht? — dazu weiß ich Rath,"
Sprach Jener, „kommt nur morgen wieder,
„Indeß bereit' ich Euch ein Bad,
„Das streckt unfehlbar Euch die Glieder.

---

*) Charlatan, zu deutsch Marktschreier, ein unwissender Mensch, der sich durch unverschämtes Anpreisen seiner Kunst bei den Leichtgläubigen den Schein von tiefen Kenntnissen und verborgener Geschicklichkeit zu geben sucht.

„Bringt aber zehn Dukaten mit
„Die noch kein Wucherer beschnitt."

Der Kleine schlug auf seine Tasche,
Sprang wie ein frohes Kind nach Haus,
Und stach vor Freuden eine Flasche
Des köstlichsten Burgunders aus. —
Er streicht im Traum der Nacht, als Riese
Stolz auf der Hoffnung Blumenwiese
Mit Hahnenschritten auf und ab,
Und geht mit hochgetragnem Scheitel
Und Randdukaten in dem Beutel
Des Morgens drauf zum Aesculap.

In einer weiten Wanne rauchte
Sogleich ein dunkler Kräutersee,
Und das enthüllte Männchen tauchte
Hinein der Glieder zarten Schnee. *)
Drei Stunden mußt's ihm drin belieben
Und dabei ward es wie ein Zeug
Gewalkt, gebürstet und gerieben,
Und durchgeknetet wie ein Teig. —
Doch sproßten Freuden aus den Leiden;
Denn wunderbar! — als sein Gebein
Das Herrlein wieder wollte kleiden,
War ihm sein Röckchen — viel zu klein.
Vor Staunen außer sich gerathen,
Und vom Entzücken übermannt,
Zählt es dem Arzte mehr Dukaten,
Als er bedungen, in die Hand.
Es sah nicht ein, daß in den Stunden,
Da es im Bade Foltern litt,
Ein Schneider, mit dem Schelm verbunden,
Den kleinen Rock noch kleiner schnitt.
Es jubelte, wie neugeboren

*) Dichterisch für weiße Glieder.

Im kurzen Wamms die Straße hin,
Und schrie den Leuten in die Ohren:
„Seht! seht! wie ich gewachsen bin."

Langbein.

54.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, ging Tullius *) entzücket,
Jetzt aus Sicilien **), wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
Er ging zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, sich die Belohnung aus. ***)
Wer ist wohl jetzt des Volks Verlangen?

---

*) Markus Tullius Cicero, ein berühmter römischer Staatsmann und Redner, lebte im Jahr 104 bis 60 v. Ch. G.

**) Sicilien war damals eine römische Provinz, in der Cicero das Amt eines Quästors verwaltete. Als solcher hatte er die Gelderhebungen für den Staat zu machen und zugleich das Getraide und die Lebensmittel anzukaufen, welche Rom vorzüglich aus Sicilien, welches deswegen die Kornkammer Roms hieß, bezog.

***) Cicero hatte sein Amt als Quästor so verwaltet, daß sowohl die Römer, als auch die Bewohner von Sicilien alle Ursache hatten, mit ihm zufrieden zu sein, jene, weil er durch bedeutende Sendungen von Getraide aus Sicilien dem Mangel an Lebensmitteln in Rom abhalf und die drohende Gefahr einer Hungersnoth entfernte, diese, weil er seine Aufgabe so geschickt zu lösen wußte, daß sie dabei gar nicht, wie es sonst den Bewohnern der Provinzen von eigennützigen Beamten geschah, bedrückt wurden. Cicero glaubte daher, daß in Rom jetzt nur von ihm die Rede sei, und daß das Volk jeden Wunsch, den er ausspreche, ihm sogleich gewähren werde.

Wen, dacht er, nennt man jetzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt!
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt.
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bei Puteoli *) der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich **) den Brunnen tranken.

Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn,
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
Ist das nicht Cicero? rief einer unter ihnen,
Ja, ja, er ist's; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie steht's in Rom? Wann reisten Sie von da? ***)
„Wie," rief er ganz erzürnt, „wie könnt ich daher kommen!
„Ich komm' aus der Provinz" = = Vielleicht aus Afrika? †)
Versetzt ein Andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.

---

*) Ein Hafen und Vergnügungsort der Römer in Unteritalien, wegen seiner warmen Bäder berühmt.

**) d. h. eben damals, in welcher seltenen Bedeutung das Wort „gleich" bei Gellert öfter vorkommt.

***) Welche Täuschung für Cicero's hochgespannte Erwartungen! Denn durch diese Frage erfuhr er, daß seine Freunde nicht einmal wußten, daß er von Rom abwesend gewesen sei, sondern meinten, er komme eben von daher.

†) Auch nachdem er ihnen gesagt hat, daß er nicht von Rom, sondern aus einer Provinz komme, rathen sie noch hin und her, zum deutlichen Beweise, daß sie von seinem Aufenthalte in Sicilien nichts wußten.

„Nein; aus Sicilien komm ich als Quäſtor wieder.“
Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
Er kömmt daher. Verlaßt Euch auf mein Wort!
Mit dieſem Ruhm ſchlich Tullius ſich fort *)

Du, der du denkſt, daß alle von dir wiſſen,
Von dir jetzt alle reden müſſen,
Und dich im Herzen ſtolz erhebſt;
Von Tauſenden, die dich nach deiner Meinung kennen,
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum Einer, daß du lebſt.

Gellert.

55.

Die Freunde.

Ein reicher Kaufmann hatte einen einzigen Sohn, den er zärtlich liebte. Er ließ ihn mit vieler Sorgfalt erziehen und wandte alles an, was ſein Herz beſſern und ſeinen Verſtand bilden konnte. Als der Knabe die Jünglingsjahre erreicht hatte, rief ihn ſein Vater vor ſich und ſprach: „Mein Sohn, ich habe dich alles lernen laſſen was ein Mann von deinem Stande und Berufe wiſſen muß. Vor allen

---

*) Die Thatſache, welche dieſer Erzählung zum Grunde liegt, erzählt Cicero ſelbſt in ſeiner Rede für den Plancius (Kap. 26.) auf eine ſcherzhafte Weiſe und er macht dabei die Bemerkung, daß das römiſche Volk ein ſchweres Gehör, aber ein durchdringendes Auge habe; daß man alſo ſtets vor ſeinem Angeſichte bleiben und ſich nicht ſowohl bemühen müſſe, etwas von ſich hören, als vielmehr etwas von ſich ſehen zu laſſen.

Dingen brauchst du jene Klugheit, die uns die mancherlei Eigenschaften und Neigungen der Menschen kennen lehrt. Darum wünsche ich, daß du einige Jahre in fremde Länder reisen mögest. Reisen geben Erfahrung; denn je mehr man Menschen gesehen hat, desto besser weiß man mit ihnen zu leben. Die Welt ist ein großes Buch, aus dem ein aufmerksamer Leser viel nützlichen Unterricht schöpfen kann; sie ist ein Spiegel, der uns die Menschen in ihrer wahren Gestalt zeiget. Schaue also fleißig in diesen Spiegel, mein Sohn, und lerne insonderheit jene Klugheit, mit der sich ein Weiser das größte Gut des Lebens, ich meine einen Freund, erwirbt. Findest du nur einen einzigen im Laufe deines Lebens, so besitzest du das schönste und beständigste aller Güter, das nur der Tod von dir nehmen kann. Reichthümer und Glück sind tausend widrigen Zufällen unterworfen; diesen Schatz aber raubet uns keine menschliche Gewalt. Suche also auf deinen Reisen solch ein Kleinod zu finden; und bedenke dich nicht, das köstlichste, was du hast, im Nothfall für diesen Gewinn aufzuopfern.

Der Jüngling nahm von seinem Vater Abschied und reiste. Er ging in ein benachbartes Land, hielt sich da einige Zeit auf und kam wieder zurück, ehe sein Vater dachte, daß er dort bekannt geworden sei. Der Vater wunderte sich über seine geschwinde Rückkehr und sprach zu ihm: Wie kömmst du so bald wieder, mein Sohn? „Vater," antwortete der Jüngling, „du hast mir befohlen nur so lange in der Fremde zu verweilen, bis ich einen Freund gefunden; und ich habe deren zwanzig gefunden, die Muster von wahren Freunden sind.

Mein Sohn, antwortete der Kaufmann, sei nicht so freigiebig mit diesem heiligen Namen. Hast du das Sprüchwort vergessen, das ich dir bei deinem Ab-

schiede empfahl: „Rühme dich deines Freundes nicht eher, als bis du ihn geprüft hast!“ Freunde, lieber Sohn, sind selten; die mehrsten, die sich so nennen, wissen nicht, was das Wort bedeute. Sie gleichen einem Morgennebel im Sommer, den der erste warme Sonnenstrahl verzehrt. Sie behandeln den Leichtgläubigen, der ihren glatten Worten traut, wie ein halb Trunkner seine Weinflache; er hält sie fest, so lange sie mit süßem Safte gefüllt ist; und wirft sie an den Boden, sobald er sie geleert hat. Ich besorge, mein Sohn, deine Freunde werden diesem Trunkenen gleichen.“

Dein Mißtrauen, mein Vater! ist ungerecht, sprach der Jüngling; ich weiß gewiß, diese tugendhaften Leute, die ich meine Freunde nenne, würden mich, wenn ich arm und unglücklich zu ihnen käme, eben so sehr lieben, wie jetzt. Ach! sagte der Alte, ich habe siebzig Jahre gelebt; habe Glück und Unglück erfahren und viele Menschen gesehen und geprüft; aber in dieser langen Reihe von Jahren habe ich mir nur einen einzigen Freund erwerben können: und du willst in dem Alter des Leichtsinns, binnen wenig Monden zwanzig gefunden haben? Komm, mein Sohn, und lerne von mir, wie man die Menschen prüfen muß.

Der Kaufmann schlachtete einen Bock, steckte ihn in einen Sack und befleckte mit dem Blute die Kleider seines Sohnes. Da es Nacht wurde, legte er den Sack mit dem Bocke dem Jüngling auf den Rücken, unterrichtete ihn, wie er sich verhalten müßte, und so gingen sie fort. Sie kamen zu der Wohnung des nächsten von den zwanzig Freunden und der Jüngling klopfte an. Sein Freund that ihm geschwind auf und fragte nach der Ursache seines so späten Besuches. Der Jüngling antwortete: Im Unglück erkennt man seine Freunde. Ich habe dir oft von der Feindschaft

erzählt, die, von langen Zeiten her, die Familie eines vornehmen Höflings mit der meinigen entzweite. Eben begegneten wir uns an einem abgelegenen Ort der Stadt; er gerieth in Wuth, als er mich erblickte, drang auf mich ein und zwang mich zur Gegenwehr. Ich warnte, ja ich bat ihn, sein Leben zu schonen, aber der Unsinnige rannte wüthend in mein Schwert und sank todt zu meinen Füßen. Er ist des Fürsten Liebling; seine Familie wird mich und meinen Vater zu verderben suchen, wenn sie es erfährt. Darum nahm ich seinen Leichnam und steckte ihn in diesen Sack. Ich bitte dich, verbirg ihn so lange in deinem Hause, bis ich einen heimlichen Ort finde, wo ich ihn vergraben kann.

„Mein Haus ist sehr klein, gab ihm der Freund, mit einer verdrießlichen Miene, zur Antwort; es kann kaum die Lebendigen fassen, die es bewohnen; wo sollte ich denn deinen Todten verbergen? Zudem weiß jedermann, wie feindselig du mit dem Getödteten gelebt hast. Man wird muthmaßen, daß du der Thäter seist; man wird Nachsuchungen anstellen; und da unsere Freundschaft bekannt ist, so wird man bei meinem Hause den Anfang machen. Es würde dir nichts helfen, mich in dein Unglück mit zu verwikkeln. Der einzige Dienst, den ich dir erzeigen kann, ist, das Geheimniß zu verschweigen."

Der Jüngling bat und flehte, ihm in seiner Noth zu helfen; aber vergeblich. Sein guter Freund wurde immer kälter und seine Antworten kürzer, so daß er endlich mit dem gefährlichen Sacke weiter gehen mußte. Er kam zu dem zweiten Freunde, der ihn eben so abwies; und so ging er der Reihe nach zu allen zwanzigen: aber der letzte empfing ihn wie der erste, und schloß seine Thüre nach einer Menge Entschuldigungen wieder zu.

Hast du nun gelernt, sagte der Kaufmann zu seinem Sohne, wie wenig man auf den äußerlichen Schein des Menschen rechnen dürfe? Wo ist die eifrige Freundschaft dieser Leute, denen du so prächtige Lobreden gehalten hast? Sobald sie dein Unglück erfuhren, war ihre Liebe gestorben. Sie sind übertünchte Wände, Wolken ohne Regen, Bäume, die keine Früchte tragen. Nun will ich dir den Unterschied zwischen deinen zwanzigen und meinem einzigen Freunde zeigen. Indem sie so sprachen, kamen sie an die Thüre des Mannes, den er seinem Sohne als das Muster eines wahren Freundes geschildert hatte. Er klopfte an, und als der Mann ihn erkannte, fragte er mit zärtlicher Besorgniß, warum er noch so spät zu ihm komme? Der Kaufmann erzählte ihm das erdichtete Unglück seines Sohnes und bat ihn, den Todten bei sich zu verbergen.

„O! mit Freuden," rief der Mann aus; „mein Haus ist groß genug, tausend Todte zu beherbergen. Keine Furcht vor möglicher Gefahr soll mich abhalten, zu deiner und deines Sohnes Rettung alles, was ich kann und vermag, beizutragen. Ich will dich und deinen Sohn auf mein Landgut führen, wo ihr vor allen Nachforschungen des Gerichts verborgen und sicher leben sollt."

Der Kaufmann dankte seinem Freunde für seine großmüthige Liebe und sagte zu ihm: Ich habe diese Erzählung blos erdichtet, um meinem leichtgläubigen Sohne zu zeigen, wie man falsche Freunde von wahren unterscheidet.

Palmblätter.

56.

Der Gastfreund.

Bei einem Neger in Guinea *) war
Ein Britte **) krank zurückgeblieben; treu
Wie seinen Bruder, pflegt der Neger ihn.
Da kam ein ander' europäisch Schiff,
Und stahl mit Tänzen und Musik und List
Der Neger viel hinweg ***). Sie jammerten,
Die Hände ringend, auf dem flieh'nden Schiff,
Bis sie der dumpfe Boden hart verschloß.

Der Flecken ward voll Aufruhr. Väter, Mütter
Und Bräute, Söhne, Weiber sammelten
Sich um die Hütte, wo der Europäer
Darnieder lag. Sie fordern Rache, Blut.

„Ihr Freunde," sprach der Neger, „meinen Gast
„Soll keine Rachbegier beleidigen!
„Nur über meinen Leichnam geht der Weg
„Zu ihm. Er hat euch nichts geraubt, ist
„Kein Europäer jetzt in meiner Hütte;
„Mein Gastfreund ist er und ein kranker Mensch!"

Die lauten Haufen trennten murmelnd sich,
Und dankten's ihm am Morgen, daß sie gestern,

---

*) Guinea, ein großes Land an der Westküste von Afrika, das von Schwarzen bewohnt wird.

**) Engländer.

***) Zur Ehre der europäischen Menschheit ist der unmenschliche Sclavenhandel, der besonders in Guinea seinen Sitz hatte, beinahe gänzlich abgeschafft. Die Zahl der Unglücklichen, die jährlich aus Afrika als Sclaven weggeführt wurden, belief sich auf 70 bis 80,000.

Von seiner Billigkeit geleitet, sich
Mit des Unschuld'gen Blute nicht befleckt.
Also die Neger. — Europäer, wir? *)

Herder.

57.

Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang, mit unbesorgtem Sinn,
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen;
Und wann er aß, so mußt' er singen;
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Half' und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? — der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er anfangs schwach,
Er las nichts, als den Almanach, **)
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
Oft singend, öfters lesend ein.
Er schien sich glücklicher zu preisen,

---

*) Europäer wir, abgekürzt für: Also handelten die Neger, und was thuen wir, wir gesitteten Europäer?

**) Kalender.

Als die beruf'nen sieben Weisen, *)
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmaußen keinem Fürsten wich;
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwägern, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten saß
Und seiner Wechsel oft vergaß.

Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
„Vermaledeiter Seifensieder?
„Ach wäre doch, zu meinem Heil,
„Der Schlaf hier wie die Austern feil!"

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann!
„Wie geht es Euch? wie fangt Ihr's an?
„Es rühmt ein Jeder Eure Waare;
„Sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?"

Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht! Ein Tag bescheeret,
Was der, der nach ihm kommt, verzehret.

---

*) Sieben Männer aus der ältesten griechischen Zeit, die sich durch schöne Aussprüche voll ächter Lebensweisheit und wohlthätige Einrichtungen bekannt gemacht haben und gewöhnlich nur die sieben Weisen genannt werden.

Das folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechzig mal.

„Ganz recht; doch könnt ihr mir nicht sagen,
„Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?"

Mein Herr, Ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's denn fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage,
Und wer sie alle roth gefärbt *),
Der hatte wohl, wie Ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifensieder.

Dies schien den Reichen zu erfreu'n.
„Hans!" spricht er, „du sollst glücklich sein.
„Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler.
„Da hast du baare fünfzig Thaler;
„Nur unterlasse den Gesang!
„Das Geld hat einen bessern Klang."

Er dankt, und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er küßt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude
Und seiner Augen neue Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Und den der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,

---

*) Die Sonn- und Festtage sind in dem Kalender mit rother Schrift bezeichnet.

Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen;
Sein Mops, der keine Kunst vergaß
Und wedelnd bei dem Kessel saß;
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit *) scheiden,
Die nur in reinen Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt. —
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis er das Geld ihm zugesteckt,
Dem stellt er nun, aus Lust zur Ruh,
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: Herr, lehrt mich beß're Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer euern Beutel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich zu beneiden;
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder gibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder,
Johann, der muntre Seifensieder.

Hagedorn.

---

*) Freiheit von Sorge und drückenden Vorwürfen, Frohsinn und Zufriedenheit.

58.

Der getreue Hund.

In König Karls des Weisen Gnade
Wuchs Aubry von Montdidier,
Gleich einem Oelbaum am Gestade
Der Marne in die Höh'.
Denn er, kein Schmeichler und kein Zwitter
Von Schurk' und Biedermann,
Hing eifriger, als alle Ritter
Bei Hof, der Weisheit an.

Scheel sah der Ritter von Macaire
Im Sonnenglanz den Liebling blühn,
Und er, der gern gewesen wäre,
Was ohne sein Bemüh'n
Jetzt Aubry war, legt Aubry Schlingen,
Fein, wie der Hofmann flicht,
Und grub ihm Gruben; doch gelingen
Wollt' alle List ihm nicht. —

Von einem Jagdhund nur begleitet,
Ging Aubry einstens in den Wald
Von Bondy. — Siehe! plötzlich reitet
Sein Feind daher: — „Halt! — halt,
Du Schurke!" — rief er. — Aubry kannte
Die Stimm' und hielt's für Scherz;
Doch jener zog sein Schwert, und rannte
Die Spitz' in Aubry's Herz.

Noch warm verscharrt' er Aubry's Leiche,
Bedeckte den blutrothen Ort
Mit Erde, Rasen und Gesträuche
Sorgfältig und ritt fort. —
Der Hund blieb aber auf der Stelle,
Dem todten Herrn zu Lieb,

Mit Kratzen, Heulen und Gebelle,
Bis Hunger fort ihn trieb.

Von Aubry's Freunden fast vergessen,
Kam Herkul *) mager nach Paris.
Kaum hatt' er halb sich satt gefressen,
So heult' er und verließ
Geschwind das Haus, und rannte wieder
In Bondy's Wald hinauf,
Legt' auf der Gruft des Herrn sich nieder,
Und hielt Schildwache drauf.

So trieb er's lange Zeit. — Man spürte
Des Hundes Fährte nach, und fand,
Tief im Gehölz, wohin sie führte,
Den Hund auf seinem Stand. —
Als man die Stelle voll Gesträuche
Und frisch gegraben sah,
Grub man sie auf, und Aubry's Leiche
Lag halbverweset da. —

Man fuhr sie nach Paris. — Die Ohren
Gesenkt, lief Herkul nebenher. —
Schon alle Hoffnung war verloren,
Je zu entdecken, wer
Der Mörder sey; — da packt, voll Rache,
Einst Herkul seinen Mann,
Im Kreis der Armbrustschützenwache
Des Königs, grimmig an. —

Was schlagen konnte, schlug den Treuen,
Der seines Herren Mörder biß;
Doch immer faßt' er ihn von neuem,
Als man hinweg ihn riß. —
In allen Häusern, allen Gassen
Sucht' er den Ritter auf,

*) Herkul, für Herkules, der Name des Hundes.

Und konnt' er ihn, nach Wunsch, nicht fassen,
So bellt' er dran und drauf.
Dem Adel, der den Hund wohl kannte,
Schien dies verdächtig. — Bald erfuhr
Der König selbst es. — Dieser brannte,
Noch näher auf die Spur
Zu kommen, ließ umringt von Rittern, —
Den Mörder Aubry's stehn,
Und dennoch war heraus ihn wittern
In einem Hui geschehn;
Denn Herkul kündigt mit Gebelle,
So schlau sich jener auch verbirgt,
Den Mörder an, und auf der Stelle
Hätt' er ihn stracks erwürgt,
So schlug er, Haken gleich, die Pfoten
In's Fleisch des Feindes ein,
Wenn nicht der weise Karl geboten,
Macairen zu befrei'n.

Der König zog ihn auf die Seite:
„Gestehet, Ritter," sprach er sacht,
„Habt ihr, schon sagen's alle Leute,
„Nicht Aubry umgebracht?
„Bedenkt! wenn gar verloren sollte
„Selbst eure Seele gehn!"
Allein, aus Furcht vor Strafe wollte
Macaire nichts gestehn.

„Nun wohl!" sprach König Karl, „so mache
„Gott selber dann die Wahrheit kund;
„Denn Aubry's Blut schreit laut um Rache
„Durch seinen treuen Hund.
„Drum soll ein Zweikampf zwischen Beiden
„Den sonderbaren Zwist
„Auf übermorgen gleich entscheiden!
„Und wenn du schuldig bist!" *)

*) Es war in den Zeiten des Mittelalters unter den germanischen Völkern Sitte, daß in Fällen, bei denen es zwei-

Karl drohte mit den Augenbraunen
Dem Mörder nach und hieß ihn gehn.
Die Insel unsrer lieben Frauen,
Zum Kampfplatz ausersehn,
Ward eingefasset mit Stacketen,
Dem Hof ein Pavillon
Erbaut; — der König kam; — Trompeten
Erschallten vom Balkon.

Macaire erschien; in seiner Rechten
Mit einem Prügel, einem Schild
In seiner linken Hand. Zum Fechten
Hatt' Herkul nichts, der wild
Um seinen Feind und um die Keule,
Die keck der Bube schwang,
Mit Zähnefletschen und Geheule
Herum im Kreise sprang. —

Auf einmal fuhr er zu und packte
Den, der verhöhnend vor ihm lief,
So fest, daß das Genick ihm knackte,
Und daß aus Angst er rief:
„Ach Gnade! — Ihr sollt alles wissen!
„Bringt nur die Bestie fort!"
Und als der Hund war losgerissen,
Gestand er seinen Mord.

Man drängt sich, Herkul'n liebzukosen,
„Es lebe!" — schrie'n aus einem Mund

---

felhaft war, auf welcher Seite das Recht sei, ein Zweikampf angeordnet, und derjenige für schuldig angesehen wurde, der in diesem Kampf unterlag. Man ging dabei von dem Satze aus, daß Gott als der gerechte Regierer der Welt die Unschuld in seinen Schutz nehmen müsse; bei der Anwendung dieses an sich richtigen Satzes irrte man aber darin, daß man glaubte, Gott müsse jedesmal, wenn es Menschen verlangten, unmittelbar eingreifen, und den gewöhnlichen Gang der ganzen Natur unterbrechen, um die Schuld oder Unschuld einer Person an den Tag zu bringen.

Enthusiastisch die Franzosen,
„Der König und der Hund!"
So rief jetzt vom Balkon der König:
„Wohlan, du Schlangenbrut!
„Recht und Gerechtigkeit versöhn' ich
„Nunmehro durch dein Blut!" —

Macaire erzittert' und erbleichte,
Er bat, — umsonst! — da kamen schon
Zwei Priester, führten ihn zur Beichte
Und Absolution:
Worauf, als er sich sträuben wollte,
Der Henker fest ihn band,
Und, — nur ein Schwertstreich, — schnappend rollte
Sein Kopf schon in den Sand.

Göckingk.

59.

Das Christgeschenk.

Ich hatte das Meine in der Stadt besorgt. Ich war länger aufgehalten worden, als ich geglaubt hatte, und da der Abend zwar kalt, aber schnee- und sternhelle war, auch ein, durch lange Jahre verblichenes, doch noch immer liebliches Bild kindlicher Christmarktsfreuden in mir aufdämmerte: so ging ich auf diesen Markt, nicht sowohl, den aufgeschmückten Kinderschatz, als die hochbeglückten Kinder vor diesem zu sehen.

An der dritten oder vierten Bude stand eine Frau von mittlern Jahren, ein kleines Mädchen auf dem Arme, einen etwa sechsjährigen Knaben an der Hand, neben ihm ein achtjähriges Mädchen, das

sich, unter der kleinen Schwester an dem Mutterarme stehend, an der Schürze der Frau hielt, um nicht weggedrängt zu werden, und in schon keckerem Muthe ein Knabe von zehn Jahren, der schnell bald da, bald dort sich einschob, und oft zurückgehalten werden mußte, wenn ihn seine Lebhaftigkeit trieb, dies oder jenes Stück des bunten Krames anzugreifen. Die Kinder waren alle wohlgebildet, sie zogen mich aber mehr durch Merkmale großer Gemüthsverschiedenheit an. Das kleinste sah nach nichts, als nach den Lichtern und dem Golde, lallte nur vor Freude: „Ei! ei!“ — klatschte dazu mit den Händchen und stieß zwischendurch einen Schrei des Entzückens aus. Der jüngste Knabe war ein blondlockiger Leichtfuß, der mit seiner Achtsamkeit, wie mit seinen Anmerkungen und Freudensprüchen, die ihm unaufhörbar über die Lippen flossen, von Einem zum Andern übersprang und Eins um das Andere vergaß. Das ältere Mädchen schien sein Gegenbild. Ihre großen, schwarzblauen, leuchtenden, stets weit geöffneten Augen hafteten lange auf jedem Gegenstande, der sie einmal anzog; sie sprach selten, bewegte sich äußerlich wenig, und erröthete doch oft von innerer Bewegung. Eine blühende Gesichtsfarbe und eine vollkräftige, ebenmäßige Gestalt nahmen noch mehr für das Kind ein. Der älteste war ein sinnlich-lebhafter, tüchtiger Junge, dessen vorlaut derbe Späße und gemeine Herzensergießungen ankündigten, die Welt der Geister habe sich von ihm eben nicht viel, desto mehr aber die Welt der Körper zu versprechen.

Indem ich diese Silben zu einer Charakteristik der Kinder aus ihrem Anblicke zusammenbuchstabirte, war es dem Lockenkopfe gelungen, der mütterlichen Wachsamkeit einige Augenblicke zu entwischen und dem bleiernen, bunt angestrichenen Fische, der auf einem Stifte inmitten eines Würfelbretts aufgerichtet stand, einen derben Treff zu geben, so, daß er rasch umlief

und endlich auf der Zahl 9 stehen blieb. „Ei, Mutter, Mutter!“ rief der Knabe, in der Uebereilung des Entzückens sich selbst verrathend, „ich habe keine Null, und bald den großen Gewinnst!“ — Die Mutter zog ihn schnell zurück, um den Verkäufer nicht zu erzürnen, und der Knabe, des Verweises nicht achtend, fuhr mit gleichem Entzücken heraus: „O, das möchte ich haben! o Mutter, Mutter, nur das!“ — „Habe ich es euch nicht gesagt,“ erwiederte die Frau, „ihr sollt mich nicht quälen, und wer's thäte, der müßte nach Hause? und daß alle die Sachen nur für die reichen Leute zu kaufen wären, für die Armen aber nur zum Ansehen!“

Diese, ohne allen innern Unfrieden, vielmehr ohne Neid gesprochenen Worte, und der vorbittende, zur Mutter aufgeschlagene Blick aus den großen Augen meines schweigenden Lieblings drangen mir tief in die Seele, und ich mußte an mich halten, um nicht durch ein unbedachtsames Geschenk die Kinder der gewiß heilsamen Lection aus hoher Schule zu entziehen, die ihnen die Mutter, ohne etwas zu ahnen, auf diesem Lustgange gab.

„Sind diese alle Ihre Kinder?“ fragte ich die Frau. — „Alle, bis auf Sophien, diese da!“ war die Antwort; „die haben wir zu uns genommen. Ihre Mutter war meine Schwägerin; die Eltern starben vor drei Jahren kurz nach einander und hinterließen nichts: da ließen wir denn das Mädchen in Gottes Namen bei uns bleiben.“

So arm, drei Kinder, und eins dazu genommen in Gottes Namen — das hallte schön in meiner Seele nach. Ich ging — und unbemerkt, wie ich glaube — der Mutter durch alle Buden nach und achtete für jedes Kind auf Etwas, das ihm besonders zu gefallen schien. Dann folgte ich ihnen von weitem durch das

enge Gäßchen in das kleine Haus, wo sie im Erdgeschoß wohnten, und da am benachbarten Hause eine alte Frau stand, fragte ich diese, wer meine Leute wären. Zu dem, was ich schon wußte, erfuhr ich nur, der Mann wäre ein Sammtmacher, ein stiller, ehrlicher, fleißiger Mann. Ich bat die Alte, mir ihn heraus zu rufen, und sie that es gern. Ich bedeutete dem Mann und bat ihn, mit mir zu kommen, die Kleinigkeiten, die ich für seine Kinder kaufen würde, heimzutragen und sie diesen den morgenden Christabend zu bescheeren. Der Mann mochte eben nicht viel Gütiges von seinen Mitmenschen erfahren haben; es kostete Mühe, mein Vorhaben ihm glaublich zu machen, bis sich hernach, indem er verwundert den Kopf schüttelte, seine Miene freudiger aufthat. „Aber Frau und Kinder dürfen nichts merken," sagte ich; „nicht eher, bis Alles aufgeputzt ist, und die Lichter brennen." — „Lassen sie mich nur machen," erwiederte er, noch immer kopfschüttelnd, doch heller lächelnd; „ich komme sogleich wieder."

Er ging hinein. Ich hörte vor der Thür, wie er mit erhabener Stimme, doch gleichmüthigem Tone sagte: „Ihr habt mir den Mund wässerig gemacht; ich will doch auch einmal gehen und die schönen Sachen schau'n! — „Wie? — du? — rief die Frau verwundert, und die Kinder jauchzten vor Freude, daß der Vater auch sehen werde, was ihnen so viel Vergnügen gemacht hatte. Sie empfahlen ihm verschiedene Kleinigkeiten zu besonderer Beachtung, und freudig erkannte ich, außer dem allervortrefflichsten Fische, noch einiges, was ich schon für sie bestimmt hatte.

Wir gingen dann, wir kauften ein, wir trugen heim — ach, für so wenig Thaler! Die Herrlichkeiten wurden leise in einer finstern Kammer des Hofs verborgen. Der Mann war nicht von vielen Wor-

ten, aber aus erfrischten Augen und hastigen Bewegungen sprach innige Freude. „Nur Eins versprechen Sie mir noch!“ sagte er, „daß Sie morgen zur Bescheerung kommen.“ — „Werde ich aber die Kinder nicht stören?“ — „O vor Freude denken die nicht an Sie!“ — Wie gern versprach ich's. — Wie gern kam ich!

Mutter und Kinder wurden am Christabend hinaus in das dunkle Vorhaus gesperrt, bis der Vater in der Stube seine Gaben aufgelegt und durch helle Beleuchtung geschmückt hatte: wenige von der Mutter in Nächten vergoldete Aepfel und Nüsse, und für jedes Kind das Nöthigste zur Winterkleidung. „Sie hätten das ohnehin bekommen müssen,“ sagte der Mann; „aber so wird's ihnen viel lieber, und sie halten mehr darauf.“ — Die zappelnde Sehnsucht der Ausgesperrten versuchte Alles, den Vater zu treiben; endlich war dieser fertig und die Thür ward mit einem Male weit aufgerissen, daß der blendende Schein auf bisheriges Dunkel um so mehr die Augen reizte. O des Jubels! O der Liebe, womit eins um das andere an Vater und Mutter hinaufkletterte und dann wieder zu den spärlichen Gaben flog! In meinen Winkel gedrückt, ungeachtet von den Glücklichen, drang es mir so heiß zum Herzen, daß es selbst über die Lippen wollte: „Wie sich das freut! wie sich das liebt!“ und meine Thränen floßen.

Als das Entzücken zu verdampfen begann, als die Häubchen der Mädchen, die Jäckchen der Knaben anversucht und überherrlich gefunden waren, klopfte der Vater auf den Tisch und sagte: „Nun denkt auch an den lieben Gott und an das neugeborne Kind, durch das ihr dies und alles Gute habt! Mutter, du hast sie überhört, sie wissen doch das Lied?“ — „Alle!“ — Und die Kinder traten um den Tisch,

falteten still die Hände über die Brust, und Vater und Mutter sangen mit ihnen:

„Gelobt seist du, Jesus Christ,
Daß du Mensch geworden bist ꝛc." —

und die Mutter legte auch der Kleinen auf ihrem Arme die Händchen in einander. Während des Gesanges lös'te sich mild auf, was vorhin meine Freude getrübt hatte. „Ja wohl, begann hernach der Vater von neuem, „ja wohl:

Das hat er alles gethan,
Seine große Lieb' zu zeigen an!

Aber, Kinder, er thut noch mehr, der gute, treue Gott! Er läßt den Baum nicht nur Früchte tragen, sondern im Frühling auch schön blühen, und das war uns doch nicht nothwendig. So macht er's auch mit euch. Das da hattet ihr nöthig; aber seht, er hat euch auch bescheert, was nicht nöthig war!" — Damit öffnete er die Kammerthür, wo, noch viel glänzender beleuchtet, meine kleinen Gaben aufgestellt waren. Ein Schrei der Knaben verkündigte das Entzücken, das sie überraschte; mein schüchternes Blauauge umschlang die Füße der Mutter, das Gesicht in ihren Kleidern verbergend.

Ich kann nicht weiter schildern; ich konnte auch nicht länger bleiben, sondern entschlüpfte hinaus unter Gottes sternbesäetes Himmelsgewölbe, und in mir rief es immer und immer wieder: „O des Segens, des reichen, vollgehaltigen Segens der Armuth! O du treuer, liebevoller Vater, der du alle deine Kinder, wenn sie gut sind, einander gleich stellst, und dem, der wenig empfangen konnte, an beglückendem Gefühle für dies sein Weniges zulegst! Oeffne doch allen Armen dafür das Auge, und allen Reichen dafür das Herz, damit sie miteinander, jedes zufrieden, gläubig, dankbar und froh die ihnen zugemessene kurze Lebensbahn durchwallen, bis du, wie mir's die unschuldigen Kindlein vorsangen:

„Uns führest in dein Himmelreich,
„Und machst uns deinen Engeln gleich!“ —

Fr. Rochlitz.

60.

Die Traube.

Mit einer wunderschönen Traube,
Des kleinen Gärtchens Frucht, kam einst ein Bauersmann
Am Hofe seines Fürsten an,
Bot ihm sie dar, und sprach: „Erlaube,
„Daß ich dir bringe, was ich kann;
„Viel ist es nicht. Die Wahrheit zu gestehen,
„Nehm' ich die Traube nur zum Vorwand' dich zu sehen;
„Und dir gehört sie ja von Rechteswegen zu;
„So selten ist die Frucht, als Könige, wie du.“

Ein Lob, das so natürlich fließet,
Noch mehr, das volle Herz, aus dem es sich ergießet,
Entzückt den Fürsten. Liebevoll
Dankt er für das Geschenk, und, prächtig im Erwiedern,
Befiehlt er gleich, daß man dem Biedern
Zweihundert Thaler zahlen soll. —
Der Bauer kehrt — die Hände voll —
Zurück, erzählt den Vorfall seinen Brüdern,
Die melden ihn dem Pfarr' und der dem Edelmann.
„Was? — bricht er aus — so viel für eine Traube?
„Der König ist ein braver Mann.
„Nun sollt' ihr sehn, wie ich ihn schraube.“

Aus seinem Stall wählt er das schönste Roß,
Setzt sich darauf und reitet vor das Schloß.
Vom Fenster sieht der Fürst ihn traben,
Und lobet laut das edle Pferd.
„Hältst du es, Herr, der Ehre werth,
„In deinem Marstall es zu haben?
„Gebiete! so gehört es dir!
„Zu hoher Gnade halt ich's mir."
Der König: „Freund, ich danke dir!
„Allein womit kann ich die Gnade dir vergelten?
„Ha, meine Traube! Holt sie mir!
„Sieh, meine Frucht! in ihrer Art so selten,
„Als dieser Gaul in seiner. Nimm sie dir."

Nicolay.

61.

Der reiche Mann.

An einem Winterabende, als Herr O .... mit seinen Kindern, Alwin und Theodor, am Kaminfeuer saß, wurde ihm ein schwarzgesiegelter Brief gebracht, den er mit sichtbarer Bewegung las. Nachdem er ihn gelesen und wieder gelesen, faltete er ihn langsam zusammen, und, ihn lange zwischen beiden Händen haltend, sah er gedankenvoll in das Feuer. Die Kinder betrachteten ihren Vater mit gespannter Erwartung. Endlich brach er das Stillschweigen und sagte:

Erinnert ihr euch noch des prächtigen Palastes in der Gegend von Hamburg, den wir im vorigen Jahre auf unserer Reise besahen, und der so Vieles enthielt, was eure Bewunderung erregte?

Du meinst das Feenschloß, sagte Alwin, das in der schönen Ebene am Flusse liegt und schon in der Ferne einen so herrlichen Eindruck macht. Ach, welch' ein köstliches Haus! Alle Wände darin waren mit den schönsten Gemälden, alle Treppen und Säle mit Bildsäulen geschmückt.

O, ich sehe noch das herrliche Zimmer, fiel Theodor ein, wo an den hellblauen seidenen Tapeten die schönsten Blumen, Schmetterlinge und Paradiesvögel gemalt waren, als ob sie lebendig wären, und das Naturalienkabinet, wo wir so viele ausländische Thiere sahen.

Aber das schönste, fuhr Alwin fort, war doch der Park, der uns, wie eine unbegränzte Landschaft, vorkam und an Alles, was wir je von Feengärten gehört hatten, erinnerte. Die marmornen Tempel, die schäumenden Wasserfälle, die stillen und kühlen Grotten — das Alles steht mir noch jetzt vor Augen, und ich weiß noch gar wohl, wie wir auf jedem freien Platze durch etwas Neues und Schönes überrascht wurden.

Eben da war es, setzte Theodor hinzu, wo uns die Gold- und Silberfasanen erschreckten, die so schnell vor uns aufflogen. Was für eine Menge seltenen Geflügels war da zu sehen! Und wie wünschten wir das Alles immer und immer genießen zu können!

Ihr prieset den Besitzer aller dieser Dinge sehr glücklich, sagte der Vater, und ich erinnerte euch, wenn ich nicht irre, daß man sich noch gar Manches hinzu wünschen müsse, um sich eines solchen Besitzes erfreuen zu können.

Du sagtest, fiel Theodor ein, ein Kranker würde doch gegen alle diese Güter ziemlich gleich-

giltig sein, und, wer ein unreines Gewissen] hätte, könnte sie gar nicht genießen.

Auch müßte man Freunde haben, die sich mit uns erfreuten, setzte Alwin hinzu.

So ist es, meine Kinder! fuhr der Vater fort, und die Geschichte des Mannes, dem jenes prächtige Haus gehörte, beweist die Richtigkeit dieser Bemerkung nur allzusehr. Er ist vor wenigen Tagen gestorben, dieser unglückliche Mann, und dieser Brief gibt mir die Nachricht, daß ihm endlich der Wunsch gewährt worden, nach dessen Erfüllung er sich so lange gesehnt habe, daß er gestorben sei.

Die Kinder wünschten zu wissen, worin das Unglück des reichen Mannes bestanden habe. Der Vater befriedigte ihren Wunsch durch folgende Erzählung:

Herr Adams, so hieß dieser reiche und unglückliche Mann, war der Sohn eines kleinen Krämers in Niedersachsen, der sehr frühzeitig in dürftigen Umständen starb und diesen Sohn und eine Tochter hinterließ. Ein weitläufiger Verwandter des Verstorbenen nahm sich des Knaben an und brachte ihn zu einem Kaufmanne in Hamburg in die Lehre. Die Tochter war genöthigt Dienste zu suchen. Adams war ein Knabe von trefflichen Anlagen. Er bemühte sich seinem Herrn zu gefallen, verrichtete seine Geschäfte mit großer Aufmerksamkeit und Treue und wußte noch außerdem Zeit zur Erlernung angenehmer und nützlicher Kenntnisse zu gewinnen. Dieser Eifer blieb nicht unbelohnt. Sein Herr zeichnete ihn bald vor allen seinen übrigen Dienern aus, vertraute ihm die wichtigsten Geschäfte und sah sie unter seinen Händen gedeihen. Mehrere Unternehmungen, die er auf Adams Rath gewagt hatte,

gelangen über alle Erwartung, erweiterten sein Ansehen und seine Verbindungen und brachten ihn bald in den Besitz eines Vermögens, das sich durch kluge Verwendung mit jedem Tage vermehrte. Zur Dankbarkeit ernannte er den Diener zu seinem Handelsgenossen.

Adams genoß sein Glück ohne Uebermuth. Seine Geschäfte verrichtete er mit Leichtigkeit, und da sie ihm oft Gelegenheit zu reisen gaben, benutzte er diese seine Kenntnisse zu bereichern und seinen Geschmack zu bilden. Sein Gesichtskreis erweiterte sich immer mehr; sein Charakter gewann an Festigkeit; der Verkehr mit Menschen der verschiedensten Art gab ihm Gewandtheit, und so war es kein Wunder, daß er überall Achtung und Liebe fand. Die Reichen suchten seinen Umgang, weil er liebenswürdig war; die Aermeren seinen Rath und oft seine Unterstützung, und überall war er bereit das Beste zu rathen und nach Kräften zu helfen. Ihr könnt leicht glauben, daß er bei diesen Gesinnungen seine arme Schwester nicht vergaß. In der That zog er sie aus ihrer Dürftigkeit und verheirathete sie an einen wackern Landprediger, der sie liebte und durch Adams Unterstützung in eine sehr bequeme Lage gesetzt wurde.

Nach Verlauf von einigen Jahren ward sein ehemaliger Herr krank, und da er früher noch, als die Aerzte, die Hoffnung verlor wieder aufzukommen, ließ er seinen Handelsgenossen zu sich rufen und sagte zu ihm: Ich werde nicht lange mehr leben; es ist Zeit, daß ich mein Haus bestelle. Noch heute will ich meinen letzten Willen niederlegen, in welchem ich dich zu meinem einzigen Erben ernannt habe. Du verdienst es, denn du hast das Meinige treu verwaltet und es zehnfach vermehrt. In deinen Händen wird es gedeihen, und ich darf nicht fürchten den mühsamen Erwerb meines Lebens nach

meinem Tode leichtsinnig zerstreut zu sehen. Die Kinder meiner Schwester sind ausgeschlossen. Sie haben sich nicht nach meinem Willen gefügt, und ich bin überzeugt, daß sie sich auf meinen Tod freuen. Diese Freude soll ihnen verbittert werden.

Alle diese Umstände weiß ich größtentheils aus Herrn Adams eigenem Munde. Ich hatte einst einige Geschäfte mit ihm gemacht und besuchte ihn vor mehreren Jahren. Er schloß mir sein ganzes Herz auf. Als er an diesen Punkt seiner Geschichte kam, rief er aus: Ich Unglücklicher! Ich glaubte bei dieser Entdeckung auf dem Gipfel des Glücks zu stehen, und ich ahnete nicht, daß mir das Schicksal eine gefährliche Schlinge gelegt hatte.

Dringende Geschäfte, fuhr er fort, nöthigten mich unmittelbar nach diesem Auftritte zu einer kleinen Reise, die ich früh genug zu beendigen glaubte, um meinen Freund noch am Leben zu finden. Der Himmel hatte es anders beschlossen. Meine Geschäfte verlängerten sich unerwarteter Weise; er starb während meiner Abwesenheit, und erst einige Monate nach seinem Tode kam ich nach Hause zurück, um meine Erbschaft in Besitz zu nehmen.

Die nächsten Verwandten meines verstorbenen Freundes waren ein Neffe und eine Nichte, die, ich weiß nicht wodurch, seinen Unwillen auf sich geladen hatten. Ihre Lebensart mochte nicht die regelmäßigste gewesen sein, und sie hatten in Hoffnung auf die reiche Erbschaft ihres Oheims eine große Schuldenlast aufgehäuft. Auf die erste Nachricht von dem Tode des reichen Verwandten waren sie herbei geeilt und hatten das Testament öffnen lassen. Der unerwartete Inhalt desselben hatte sie in die größte Bestürzung gesetzt: sie waren in die heftigsten Verwünschungen gegen mich ausgebrochen; sie hatten

Versuche gemacht den Willen ihres Oheims umzustoßen; aber umsonst. So in allen ihren Erwartungen getäuscht, von ihren Schuldnern verfolgt, sahen sie sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Man sagte, sie hätten ihren Weg nach England genommen.

Herr Adams nahm nun Besitz von einem unermeßlichen Vermögen, das sich in seinen Händen durch Glück und Fleiß noch täglich vermehrte. Der Besitz einer schönen und liebenswürdigen Frau erhöhte sein Glück, und innerhalb zweier Jahre wurde er durch sie mit einem Sohne und einer Tochter erfreut.

Damals war es, wo er das schöne und geschmackvolle Haus erbaute, das ihr so sehr bewundert habt. Er hatte auf seinen Reisen Vieles gesehen und besaß ausgebreitete Bekanntschaften mit Künstlern und Kunstkennern. Diese benutzte er jetzt, und ihr habt selbst gesehen, welch eine Menge der schönsten Verzierungen er zusammengebracht hatte. In einem bezaubernden Aufenthalte lebte er die glücklichsten Tage in dem Schooße seiner Familie und in einem angenehmen Kreise geistreicher Freunde, die sein Reichthum und die Annehmlichkeiten seines Hauses um ihn versammelten.

Herr Adams schilderte mir die Glückseligkeit, die er damals genossen, mit den lebhaftesten Farben. Alle meine Wünsche waren erfüllt, sagte er unter Anderm, oder vielmehr, mein Glück übertraf Alles, was ich mir je hätte träumen lassen. Wenn ich an der Seite meiner schönen und liebenswürdigen Frau vor meinem Hause saß und meine Kinder auf meinen Knieen schaukelte, glaubte ich ein Paradies zu meinen Füßen zu sehen und dachte mich als den Beherrscher desselben. Aber das glückliche Loos,

das mir vom Himmel gefallen war, hatte meine Blicke von dem Himmel abgelenkt. Ich hatte die Wandelbarkeit alles menschlichen Glückes vergessen. Ach, erst dann, als mir der edelste und beste Theil dessen, was ich mein nannte, verloren war, dachte ich wieder an Gott, und mein bekümmertes Herz suchte den auf, den ich in meiner Freude vergessen hatte. Sie sehen meine Leiden, setzte er hinzu, und doch ist das, was sie sehen, nur ein geringer Theil derselben.

Als mir Herr Adams dieses sagte, lag er in einem kleinen Zimmer seines Landhauses, in das kein Strahl der Sonne drang, auf einem Bette, dessen Vorhänge sich nur selten öffneten. Eine unheilbare Gicht hatte sich fast aller seiner Glieder bemächtigt und seine Augen so sehr angegriffen, daß ihm oft der matteste Schimmer des Lichtes unerträglich war. Die geringste Bewegung verursachte ihm die peinlichsten Schmerzen. Nur selten nahm er Besuch an, und seine verwittwete Schwester war die einzige Person, die er in seinem Zimmer dulden mochte, und die für seine Bedürfnisse sorgen durfte. Sein Haus war öde, und, wo man ehedem die Stimme der Freude zu hören pflegte, tönten jetzt nur die ängstlichen Seufzer eines unheilbaren Kranken.

Herr Adams hatte gerade damals einige leidliche Augenblicke. Als er sah, daß ich von seinem Zustande gerührt war, drückte er mir die Hand und sagte: Ich will Ihnen mein ganzes Herz ausschütten. Sie nehmen Theil an meiner unglücklichen Lage, und ich fühle mich erleichtert, wenn ich meinen Kummer in eine theilnehmende Brust niederlegen kann.

Er fuhr hierauf nach einer kleinen Pause fort: Sechs Jahre hatte ich in der glücklichsten Lage ge-

lebt, als mich meine Geschäfte nach London riefen, wo ich mehrere Monate verweilen mußte. Es war das erste Mal nach meiner Verheirathung, daß ich mich so lange von meiner Familie entfernte. Meine Sehnsucht nach ihr war außerordentlich, und ich genoß wenig von den Annehmlichkeiten der unendlichen Stadt. Mein Herz war beklommen, und die Ahnung eines großen Unglücks schien auf demselben zu lasten.

Eines Tages ging ich an einem Platze vorbei, wo man eben Anstalt machte, einige Straßenräuber aufzuknüpfen. Ich hatte nicht die mindeste Lust, bei diesem Schauspiele zu verweilen; da ich aber zufälliger Weise in dem Gedränge hörte, daß der eine von ihnen ein Deutscher sei, zog ich doch weitere Erkundigung ein. Stellen sie sich meine Bestürzung vor, als ich den Namen Olivier hörte, den Namen des Mannes, den mein ehemaliger Herr, mir zu Liebe, enterbt hatte. Ich hoffte indeß noch einen Augenblick, daß er ein anderer sein könnte; aber da ich meine Augen auf den Richtplatz warf, stand derselbe Mann auf der Leiter, in dessen verstörten Mienen ich nur allzu deutlich die wohlbekannten Gesichtszüge des Enterbten fand.

Ich war bei dieser schrecklichen Entdeckung wie vom Donner gerührt. Ich eilte nach Hause, ohne zu wissen, was ich that, und wie mir geschehen war. Und kaum hatte ich mich von der ersten Erschütterung einigermaßen erholt, als ich einen Brief von meiner Frau bekam, in welchem sie mir schrieb, daß unsere Tochter am Scharlachfieber darnieder läge und auch an dem Knaben die ersten Zeichen der Krankheit sichtbar würden. Sie bat mich ruhig zu sein und das Beste zu hoffen.

Diese Nachricht würde mich unter allen Umständen erschreckt haben; aber in diesem Augenblicke warf sie mich ganz darnieder. Es schien mir sogleich gewiß, daß meine Kinder ohne Rettung wären, und ich brachte, ich weiß selbst nicht wie, ihre Gefahr und Oliviers unglückliches Schicksal in eine traurige Verbindung. Was ich noch gar nicht gewagt hatte deutlich zu denken, stand in diesem schrecklichen Augenblicke klar vor meiner Seele. Ich sagte zu mir selbst: Du bist die Ursache von Oliviers Verbrechen und Tod. Du besitzest das Vermögen, das ihm gehörte; du besitzest es, weil du dich mit keinem Worte für ihn verwendet und seinen Oheim nicht mit ihm auszusöhnen gesucht hast. Jetzt, wo dieser Unglückliche, den die Verzweiflung aus seinem Vaterlande trieb, die Strafe für ein Verbrechen büßt, wozu ihn Hilflosigkeit nöthigte, leidest du in der Angst für deine Kinder einen doppelten Tod und büßest für die Sorglosigkeit, mit welcher du das Unglück des Enterbten betrachtet hast.

Jetzt hatte ich in England keinen ruhigen Augenblick mehr. Ich mußte nach Hause, und glücklicher Weise fand sich ein Schiff, das eben zum Auslaufen bereit war. Meine Unruhe begleitete mich auf der Ueberfahrt, und immer stand das Bild meiner Kinder vor meinen Augen. Ach, ich sollte sie nicht wiedersehen! während ich auf dem Meere umhertrieb, waren die Lieblinge meines Herzens ein Raub des Todes geworden.

Kaum war ich angelandet, als ich nach meinem Landhause eilte. Es wurde Nacht, ehe ich ankam, und ich sah von fern einen Theil des Hauses stark erleuchtet; in den dunkeln Zimmern gingen bisweilen Lichter hin und her. Meine Unruhe war unbeschreiblich, und so schnell ich auch fuhr, schien mir doch der Wagen stille zu stehen. Endlich kamen wir an. Ich

eilte die Treppe hinauf; Niemand begegnete mir. Ich riß den erleuchteten Saal auf und sah meine Frau im Sarge.

Herr Adams hielt bei diesen Worten inne, faltete die Hände und schien in der Erinnerung seines Schmerzes verloren. Dann fuhr er fort:

Ich will Ihnen meine Empfindungen nicht beschreiben. Mein Schmerz war ohne Gränzen. Sinnlos war ich neben dem Sarge niedergefallen, in welchem meine geliebte Gattin lächelnd lag. Ein heftiges Fieber ergriff mich; ich ras'te mehrere Tage lang, und die Aerzte gaben mich auf. Aber, ach, ich hatte die Schale meiner Leiden noch nicht geleert; ich wurde wider alles Erwarten dem Leben zurückgegeben.

Von dieser Zeit an erschien mir mein Haus, das vordem der Wohnsitz der Freude und Zufriedenheit gewesen war, wie ein offenes Grab, das meine Geliebten verschlungen hatte. Wohin ich trat, wohin ich meine Augen richtete, sah ich nichts, als die Spuren abgeschiedener Freuden, denen ich umsonst meine Thränen und Seufzer nachschickte. Aber auch der Genuß einer wehmüthigen Traurigkeit war mir nicht vergönnt, denn überall drängte sich Oliviers furchtbare Gestalt zwischen die theuren Schatten meiner Kinder und meiner Frau. Ich sah ihn wachend und schlafend. Wie oft bin ich in tödtlicher Angst von meinem Lager aufgefahren, wenn ich ihn im Traume sah, wie er meine Kinder erwürgte, oder sie in die Flammen meines Hauses stürzte, oder mit mir kämpfte und meine Habe forderte, die er sein rechtmäßiges Eigenthum nannte!

Diese Träume schienen mir immer mehr und mehr die Stimme des Gewissens zu sein. Meine

besten Güter waren dahin, und was ich noch hatte, machte mir keine Freude mehr. Dies sah ich als einen Beweis an, daß ich es mit Unrecht besäße. Ach, mein Freund, fuhr Herr Adams mit einem Seufzer fort, ich würde auch in meinem Unglück noch glücklich gewesen sein, wenn mich mein Gewissen über diesen Punkt frei gesprochen hätte. Ich durfte mir zwar auf keine Weise vorwerfen, das Testament meines Freundes auf eine unrechtmäßige Weise erschlichen zu haben; aber hatte ich auch das Mindeste gethan, den harten Entschluß zu mildern, durch den er seine nächsten Verwandten enterbte? Ach, leider, nicht! Diese Unterlassung quälte mich jetzt, und ich rechnete mir Oliviers Thaten und Tod zu. Es war ganz umsonst, daß ich diesen Gedanken bekämpfte; er kehrte immer zurück; und wenn ich ihn am Tage entfernt hatte, ergriff er mich mächtiger des Nachts.

Einstmals, als ich mich unruhig auf meinem Lager umher warf, fiel mir plötzlich ein, woran ich bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, daß Olivier eine Schwester gehabt, und daß er mit dieser entflohen wäre. Dieser Gedanke fiel mir mit neuer Gewalt auf das Herz. Aber eben so schnell leuchtete mir ein schwacher Schimmer daraus hervor. Gottlob! rief ich aus; so kann ich doch vielleicht einen Theil meines Unrechtes wieder gut machen. Ich will sie retten, wo sie auch sein mag.

Mit diesen Worten sprang ich auf und machte sogleich Anstalten zur Abreise. Niemand begriff meine Absicht, denn ich hatte mich Niemanden anvertraut. Jedermann glaubte, daß der Tod der Meinigen die einzige Ursache meiner Traurigkeit sei. Ich kam nach London. Mit unsäglicher Mühe erhielt ich einige Nachrichten von der Person, die ich suchte; aber die Spuren ihres Daseins waren fast verwischt, und das Wenige, das ich erfuhr, war nicht gemacht, mich

aufzuheitern. Aus Allem wurde endlich wahrscheinlich, daß sie nach Amerika gegangen sei. Ich eilte ihr auch dorthin nach, aber ohne Erfolg. So verschwendete ich mehrere Jahre mit fruchtlosen Bemühungen, bis ich endlich niedergeschlagener, als je, nach Hause zurückkehrte. Die vielfältigen Reisen, die Gefahren, die ich ausgestanden, die Unruhe, die mich niemals verließ — alles dieses hatte meine Kräfte aufgerieben, und ich versank allmählig in den hilflosen Zustand, in welchem Sie mich jetzt erblicken. Meine Gesundheit ist unwiederbringlich verloren; meine Reichthümer sind mir verhaßt und alle meine Hoffnungen sind auf den Tod gesetzt, der mich von meinen Leiden erlösen und in die Arme meiner Gattin und meiner Kinder zurückführen wird.

Dies ist die Geschichte des bedauernswürdigen Mannes, den die Vernachlässigung einer einzigen menschenfreundlichen Handlung so unaussprechlich unglücklich gemacht hatte. Nur ein sehr edler Mann konnte sich um einer solchen Unterlassung willen so hart anklagen und eine so lange Reue fühlen. Nachdem er mehrere Jahre auf die traurigste Weise zugebracht hatte, starb seine Schwester, deren Gegenwart und Sorgfalt seine Leiden erleichtert hatte. Dieses neue Unglück beschleunigte seinen Tod. Als er die Annäherung desselben fühlte, dankte er Gott mit unbeschreiblicher Innigkeit und Freude, daß er ihn endlich aus diesem Zustande befreien wolle. Denn seine Leiden hatten ihn längst von der Welt getrennt, und er sehnte sich nach dem Himmel und der Ruhe im Grabe.

So kann dem Menschen das enge und finstere Grab lieber werden als der glänzende Palast.

So wenig kann uns der Besitz äußerer Güter glücklich machen, wenn er nicht mit dem Besitze des

höchsten Gutes, dem innern Frieden, der Einigkeit mit uns selbst und dem Zeugnisse eines reinen Gewissens verbunden ist.

Jacobs.

62.

Der Schlangenbändiger.

Es lebte tief im grauen Alterthume
Ein alter Magier, von dessen Ruhme
Das ganze Morgenland erscholl;
Der, was Natur geheimnißvoll
Erschafft, im früh'sten Keime kannte
Und Schatten rief und Geister bannte.

Zu diesem kam aus weiter Ferne,
Daß er die Kunst des Oheims lerne,
Sein Neffe Sadi, jung von Jahren
Und, wie er sagte, unerfahren.
Der Alte nahm den Jüngling freundlich an,
Zu leiten ihn auf tiefer Weisheit Bahn.

Und Abends, als der Sonne Strahl erblichen,
Und kühle Weste durch die Hütten strichen,
Rief er den Jüngling finster zu sich hin,
Still zu erforschen seinen innern Sinn.
„Nichts ist gering;" — sprach er — „ein wahrer Weiser
Hält Kleines groß und folget stets der Spur
Der wenig fordernden Natur!
Geh' hin, mein Sohn, und hol' ein Bündel Reiser!"

Und flugs eilt Sadi nach dem düstern Grunde,
Wohin des Oheims Hand ihn herrisch weis't.
Er kehrt zurück mit einem schweren Bunde,
Das wochenlang dem Heerde Gluth verheißt,
Und wirft es ab; doch — wunderbar! umfangen
Ist es mit einem Bund von schwarzen Schlangen.

Der Greis erstaunt. — „Was hast du unternommen?
Kennst du die Größe deiner Wagniß auch?
Kein Lebender ist je dem gift'gen Hauch,
Noch keiner dieser Schlangen Biß entkommen."

„Herr," — spricht der Jüngling — „halt nicht zu geringe
Den neuen Schüler! So gemeine Dinge,
Die zu gewagt zu nennen dir beliebt,
Hab' ich im Knabenalter schon geübt.
Ich fand des Holzes viel, und doch gebrach's am Stricke;
Da sucht' ich Weiden an des Baches Rand;
Nur Vipern krochen dort im feuchten Sand;
Auch gut, dacht' ich; ergriff sie im Genicke,
Erwürgte sie, das Antlitz abgewandt,
Schlang sie in Knoten, und nach kurzer Weil'
Hatt' ich von Schlangenleibern dieses Seil."

Der Oheim staunt, und spricht mit Rührung dann:
„Geh, Jüngling, geh! Du findest keinen Meister.
Wer selbst den Drachenschwanz, als Schlinge, nützen kann,
Ist Herr und König aller Geister."

Fr. Kind.

63.

Der Vogelsteller.

Auf einem Spaziergange kam Kung-Tsee *) mit seinen Schülern an einen Vogelheerd; sie sahen dem Vogelsteller zu, wie er die im Netz gefangenen Vögel in Käfichte vertheilte. Es waren junge Vögel; ängstlich suchten sie ihre Freiheit, aber vergeblich.

„Ich sehe lauter junge Gefangene," sprach Kung-Tsee zum Vogelsteller, „wo sind die Alten?"

„Die Alten?" sprach dieser; „die sind zu klug und mißtrauisch, als daß sie sich fangen ließen. Nach allen Seiten blicken sie umher und nahen keinem Netz, keinem Käficht. Die Jungen, die sich zu ihnen halten, machen es wie sie und entgehen jeder Gefahr. Nur die Vorwitzigen, die sich von ihnen trennen, fängt man, und einige Alte etwa, die den Jungen nachfliegen."

Kung-Tsee sah seine Schüler an: „Habt ihr gehört, was dieser Mann sagt? Wie bei den Vögeln, so bei den Menschen. Anmaßende Kühnheit, ungemessenes Zutrauen auf sich, Stolz auf die kleine Wissenschaft, auf das wenige Verdienst, was sie erlangt hat, treibt unvorsichtig die Jugend in's Verderben. Sie versteht Alles, sie ist über nichts verlegen. Keinen Aeltern darf sie zu Rath ziehen, da sie Alles besser weiß als die Alten. So fliegt sie ihren eigenen Weg, in's erste beste Netz, das sie auffängt."

---

*) Kung-Tsee, oder Konfutse, Confuzius, geb. 551 vor Chr., trat in China als Sittenlehrer auf; viele sammelten sich um ihn her, und er wurde der Stifter einer zahlreichen Secte, die in China noch fortdauert.

„Einige Alte bewundern die aufsprühenden Funken der Jugend, vertrauen sich ihr, folgen ihnen sogar, reden und handeln wie sie, und finden am Ende sich mit ihnen in einem Netz gefangen, — das thörichte Alter neben der thörichten Jugend. Denkt, meine Freunde, an das, was der Vogelsteller sagte.“

Palmblätter.

64.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen schaarenweise
Und grüßten ihren Freund; — so pflegt es zu geschehn.
Da hieß es allemal: uns freut von ganzer Seele,
Dich hier zu sehn, und nun — erzähle!

Was ward da nicht erzählt! — „Hört,“ sprach er einst,
„ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist.
Eilf hundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen fest auf einer Stelle
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile *) blitzen,

---

*) Der Dichter benutzt hier die irrige Meinung, daß bei Gewittern Steine aus den Wolken fallen.

Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen;
Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebroch'ner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
Denn, wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah! Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien *), an Ernst den Höllenrichtern **),
An Angst den Missethätern gleich."

Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde.
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?
„Ach nein!" — So suchen sie der Weisen Stein — ***)
„Ihr irrt."

---

*) Furien, nach der griechischen und römischen Fabellehre die furchtbaren Rächerinnen verbrecherischer Handlungen. Sie werden mit den scheußlichsten Gesichtern abgebildet, Schlangen statt der Haare auf dem Kopfe und Dolche nebst einer Fackel in den Händen. Ihr Gewand ist schwarz, mit Blut befleckt und reicht bis auf die Füße. Sie wurden so sehr gefürchtet, daß man es kaum wagte, ihren Namen auszusprechen.

**) Richter der Todten in der Unterwelt.

***) Der Weisen Stein ist ein Stein, vermittelst dessen man glaubte Gold machen, unheilbare Krankheiten heilen, das Leben verjüngen und verlängern und überhaupt übernatürliche Dinge thun zu können.

So wollen sie des Zirkels Viereck *) finden?
„Nein!“ — So bereu'n sie alte Sünden?
„Das ist es Alles nicht.“ — So sind sie ganz verwirrt,
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn; was thun sie denn? — „Sie spielen.“ **)

65.

Der Reisende und der Wegweiser.

Ein Reisender kam einst an einen Fluß,
Den, wollt' er nicht der Reise Zweck verlieren,
Mußt' er durchaus mit seinem Roß passiren;
Doch dazu fehlt es ihm an muthigem Entschluß.
Wer, rief er, kann dem Wasser trauen,
Das keine Balken hat? Kann man nicht Brücken bauen?
O daß ich niemand hier zu Rathe ziehen kann,
Ob nichts zu fürchten ist! — Zum Glücke kam ein Mann. —
Freund! rief er ihm, würd' Er Bedenken tragen,
Sich hier in diesen Strom zu wagen? —
„Kein's, hätt' ich vollends so ein Thier,
Als wie der Herr, noch unter mir,
So ritt ich, glaub' ich, durch die Hölle.“ —

*) Des Zirkels Viereck ist eine mathematische Aufgabe, die von den ältesten Zeiten viele Köpfe fruchtlos beschäftigt hat, und ein Viereck sucht, dessen Fläche genau so groß ist, als die eines Kreises.

**) Diese Erzählung soll das Traurige einer leidenschaftlichen Spielsucht schildern. Das Ganze ist räthselhaft gehalten, um die Aufmerksamkeit zu spannen, und erhält erst seine Vollendung und Auflösung durch die Schlußworte: „Sie spielen.“

Es scheint mir gleichwohl manche Stelle
Nicht so gar flach und seicht.
„Es könnte sein," antwortete der Schalk, „vielleicht,
Vielleicht auch nicht." — Nun wohl denn, eine Bitte,
Und Trinkgeld, wenn Er erst vor mir hinüber ritte,
Und zeigte mir den sichern Pfad.
„Sehr gern, mein Herr, dazu wird Rath."

Der Reisende steigt schnell von seinem Gaul herab,
Der andere hinauf, setzt dann in vollem Trab
Den Strom hindurch und weiter —
Was Teufel! Herr! wohin? ruft ihm der erste Reiter
Voll Schrecken nach: Gemach, mein Freund, gemach!
Allein es hilft kein Schreien, Drohn und Ach;
Und ohne sich an sein Geschrei zu kehren,
Jagt er noch mehr, hört oder will nicht hören.
Doch nein, itzt lenkt er um, und kömmt, o welches Glück!
Ganz langsam an den Strand zurück.
Er Schalk! ruft jener: mir so viele Angst zu machen!
Nur her mein Pferd! Dann will ich seinen Spaß belachen. —
„Ein Spaß?" versetzt der Dieb: „Nein! mir behagt dies Pferd!
Doch scheint es mir zum Dank noch einer Lehre werth:
Bei einem wichtigen Geschäfte,
Versuch' Er künftig sein erst seine eignen Kräfte,
Bevor Er fremde borgt, und trau' er dem ja nicht,
Der zu gefällig dient, und was man will verspricht.
Hab' ich ein eignes Pferd, und will ein Ziel erjagen,
Warum soll seinen Hals für mich ein Andrer wagen?"

Weiße.

66.

Der Friedensstifter

Dreimal war der kühne Karl *) geschlagen
Und die Macht Burgunds im Blut erlegen;
Granſen, Murten, Nanſen **) zeugten ewig,
Was der Tapfre über ungerechten
Stolz vermag; als ſich die böſe Zwietracht
Auch in's Herz der Tapfern ſchlich. Sie zankten
Lieblos um des Sieges reiche Beute. ***)
Faſt ſchon theilte ſich der Eidgenoſſen
Bündniß. Denn mit Frankreichs Gelde waren
Frankreichs Sitten in das Land gekommen,
Ueppigkeit und Pracht. Dem Schweitzerbunde
Drohete Auflöſung. Da, am letzten
Friedenstag zu Stanz in Unterwalden,
Trat ein alter Mann in die Verſammlung,
Grad und hoch: ſein Auge blitzte Schrecken,
Doch gemiſcht mit Gütigkeit und Anmuth.

---

*) Karl der Kühne, Herzog von Burgund, zwiſchen welchem und der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft ſich in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein heftiger Streit entſpann.

**) Bei den zwei zuerſt genannten Städten wurde Karl, der mit einer furchtbaren Kriegsmacht gegen die Schweizer angerückt war, völlig geſchlagen und in der dritten Schlacht bei Nanſen (gewöhnlich Nancy) in Frankreich büßte er ſogar das Leben ein.

***) Die Schweizer machten in dieſem Kriege viele Beute; um aber zu verhüten, daß nicht aus Luſt nach derſelben Unordnungen entſtänden, nahmen die Schweizer den Ihrigen einen Eid ab, alles Erbeutete zur gemeinſamen Vertheilung redlich einzuliefern. Als im Jahr 1477 der Krieg beendigt war, wurde zu Stanz, dem Hauptorte von Unterwalden, ein großer Tag (Verſammlung) gehalten, wo über die Vertheilung der Beute ſolcher Zwiſt entſtand, daß die Abgeordneten ſchon im Begriff waren im Unfrieden auseinander zu gehen.

Lang sein Bart von wenig schlichten Haaren,
Zweigespalten; auf dem braunen Antlitz
Glänzt' ein Himmlisches. *) Gebietend stand er
Dürr' und hager da, und sprach anmuthig,
Männlich-langsam:

„Liebe Eidgenossen!
Lasset nicht, daß Haß und Neid und Mißgunst
Unter euch aufkommen; oder aus ist
Euer Regiment! — Auch zieht den Zaun nicht
Gar zu weit hinaus, damit ihr eures
Theu'rerworbnen Friedens lang' genießet.
Eidgenossen, werdet nicht verbunden
Fremder Herrschaft, euch mit fremden Sorgen

*) Es war Nicolaus von der Flue, ein Einsiedler, seinen Landsleuten unter dem Namen Bruder Klaus wohl bekannt. Aus gutem Geschlechte entsprossen, hatte er fünfzig Jahre hindurch alle Pflichten des Bürgers und Hausvaters strenge erfüllt, worauf er sich entschloß Einsiedler zu werden. Er stand im hohen Rufe wegen seiner Rechtschaffenheit und Gottesfurcht und von nahe und ferne wallfahrtete zu dem erfahrenen, hellsehenden Manne jeder, der Rath und That bedurfte. Zu ihm eilte, den traurigen Ausgang des Tages zu Stanz vorausfehend, der Pfarrer Heinrich und bat ihn flehentlich, sein ganzes Ansehen aufzubiethen, um die Eintracht unter den Eidgenossen zu erhalten und den Untergang des Vaterlandes zu verhüten. Der Greis antwortete: „Sage ihnen, der Bruder Klaus habe dem Tage auch was vorzubringen." Der Pfarrer eilte schnell zurück und die Abgeordneten, die eben im Begriffe waren abzureisen, blieben. Wenige Stunden nachher folgte Bruder Klaus, trat in die Versammlung und alle Anwesenden standen von ihren Stühlen auf und neigten sich. Hierauf sprach er die kräftigen Worte, die uns der Dichter wiedergibt, und in einer Stunde war alles verglichen, die Einigkeit hergestellt und die Freiheit gerettet. Gepriesen von seinen Mitbürgern kehrte Bruder Klaus nach vollbrachtem Werke in seine Einsamkeit zurück, wo er fortfuhr Tugend und Weisheit zu lehren, bis er im Jahre 1487, siebzig Jahre alt, starb. Ganz Unterwalden begleitete seine Leiche zur Grabstätte, alle Eidgenossen betrauerten ihn, fremde Fürsten ehrten noch nach seinem Tode sein Andenken, und Pabst Clemens der zehnte versetzte ihn 1671 unter die Zahl der Heiligen.

Zu beladen und mit fremden Sitten.
Werdet nicht des Vaterlands Verkäufer
Zu unredlich, eignem Nutz. Beschirmet
Euch und nehmt Banditen, Landesläufer,
Nicht zu Bürgern auf und Landesleuten. —
Ohne schwere Ursach' überfallet
Niemand mit Gewalt; doch angefallen,
Streitet kühn. Und habet Gott vor Augen
Im Gericht, und ehret eure Priester.
Folget ihrer Lehre, wenn sie selbst auch
Ihr nicht folgen. Helles, frisches Wasser
Trinket man, die Röhre sei von Silber
Oder Holz. — Und bleibet treu dem Glauben
Eurer Väter! Zeiten werden kommen,
Harte Zeiten, voll von List und Aufruhr.
Hütet euch, und stehet treu zusammen,
Treu dem Pfad' und Fußstapf' unsrer Väter;
Alsdann werdet ihr bestehn! Kein Anstoß
Wird euch fällen und kein Sturm erschüttern.
Seid nicht stolz, ihr alten Orte. Nehmet
Solothurn und Freiburg auf zu Brüdern:
Denn das wird euch nützen." — Also sprach er,
Neigte sich, und ging aus der Versammlung.
Alle, die den heil'gen Mann erkannten,
Hörten in ihm eines Engels Stimme:
Bruder Klaus war es von Unterwalden,
Der in seiner einsamen Kapelle
Ohne Speis' und Trank, (so spricht die Sage)*)
Zwanzig Jahr gelebt. Dem Kind' und Jüngling
War am Himmel oft ein Stern erschienen,
Der sein Herz in's Inn're zog. Er hatte
Jederzeit, auch ämsig in Geschäften,
Stille Einkehr in sich selbst geliebet,

---

*) Man erzählte, der Bruder Klaus lebe ohne alle andere Speise, als die, welche er einmal monatlich im Abendmahle empfange.

Zehen Söhn' und Töchter auferzogen,
Auch in Kriegeszügen seinem Lande
Treu geholfen; bis die Welt zu enge
Für ihn ward. Er nahm von Weib und Kindern
Liebreich Abschied, und mit ihrem Segen
Ging er zur Einöde. Vielen Pilgern,
Die ihn suchten, gab er Rath und Hilfe.
Manchen Sturm der Seele, manche Unruh,
Senkete ein Wort von ihm zur Ruhe.
Denn er war von starkem Herzen; mächtig=
Frei, und floh wie Pest die Landsverderber.
Oft weissaget' er und wußt' der Seelen
Innerstes Geheimniß. Seines Lebens
Täglicher und hocheinfält'ger Spruch war:
„Nimm, o Gott, mich mir; und gib mich ganz dir."

Der war Bruder Klaus. Die Bundsversammlung
Folgte seinem Rath; einmüthig wurden
Aufgenommen Solothurn und Freiburg;
Und so manche Rathsversammlung wünschte
Bruder Klaus zu sich von Unterwalden,
Mit der Bärenkappe, die der Engel,
Falls er in den Himmel kommen wollte,
Ihm zum führenden Panier gegeben.

Herder.

67.

Der persische Bauer.

In Erivan *)
War einst ein armer, schlechter Mann.

---

*) Stadt in Westpersien.

Sein ganz Vermögen war ein kleiner Garten,
Sein ganz Geschäft, ihm abzuwarten.
Ein Obstbaum, der im Gärtchen stand,
Trug Früchte, weit und breit bekannt;
Sie glühten schön und groß und reich an Balsamsafte,
Der selbst dem Kranken Lind'rung schaffte.
Bringt, sprach ein Nachbar, guter Mann!
Ein Körbchen dieser Frucht nach Ispahan. *)
Der Schach ist lecker, hör' ich sagen,
Freigebig überdies. Ihr krieget, gebt nur acht,
So manches Goldstück heimzutragen,
Als ihr der Früchte hingebracht. —

Je nun! ich sollt' es selber meinen.
Er kauft ein feines Körbchen ein,
Packt seine schöne Frucht hinein,
Nimmt freudig Abschied von den Seinen,
Und tritt den Weg nach Ispahan,
Schon mit Entwürfen schwanger, an;
Wie mit dem Beutel Geld vom Schache
Er Haus und Garten größer mache,
Kömmt, eh' er's denkt, zur Burg von Ispahan,
Und meldet sich beim Obermarschall an.
Man kennt den Hof. Wer bringt, dem steh'n die Thüren offen;
Wer holen will, kann lange hoffen.
Der Marschall nimmt die Frucht, und kurze Zeit hernach
Wird unser guter Mann belehret,
Daß seine Majestät, der Schach,
In eigener Person sein ganzes Obst verzehret,
Es sehr gelobt, und mehr begehret.

Ei, guter Perser, welch ein Glück!
Er lauert auf den Augenblick,
Dem Kaiser glimpflich zu berichten,

---

*) Ehemalige Haupt- und Residenzstadt in Persien.

Er sei der Bauer mit den Früchten.
Er stellt sich in den Saal, durch den der Kaiser geht,
Beschaut das prächtige Geräth,
Begafft die Großen, die so klein hier stehen,
Und sieht zuletzt im Schwarm ein Zwerglein gehen,
So mißgebaut, daß sich der arme Mann
Des Lachens nicht enthalten kann.
Zum Unglück war dies Zwerglein der Minister.
Mit scharfem Blicke, kraus und düster,
Schielt er den Fremdling an. Ein Wort, —
Und wüthend schleppt die Wach' ihn fort.
Im Kerker sitzt er nun, und mag sein Gold erwarten.
Er flucht dem Baume, flucht dem Garten,
Und flucht dem Nachbar, dessen Rath
Ihn in dies Loch gestürzet hat.
Doch alles Fluchen kann die Sachen
Nicht ungeschehn, nicht besser machen.
Ein Jahr fließt nach und nach dahin,
(Ach! eine lange Zeit für ein so kurzes Lachen!)
Und keine Seele denkt an ihn.

Nun kömmt die Zeit der Früchte wieder.
Man bringt dem Schach die schönsten dar.
Er rümpft die Nase, legt sie nieder:
Nein! das ist keine Frucht wie das verfloßne Jahr.
Was für ein herrlich Obst war das!
Wird wohl der Mann zurücke kommen?
Hat man noch nichts von ihm vernommen?
Wo kam er her? Wo kam er hin?
Wer ist er? Geht, erfragt mir ihn. —

Man forscht und hört die traurige Geschichte.
Der Kaiser lacht ob dem Berichte:
Gut! bringt ihn her. Ich will ihn sehn,
Den armen Schelm. Es soll ihm besser gehn.

Er kömmt: „He, guter Freund! Ich weiß, wie dir's gegangen.

So spricht der Schach. Es thut mir leid.
Allein für Kerker, Obst und Zeit
Darfst du nun auch, was dir gefällt, verlangen."

Herr, gib mir, sagt der arme Mann,
Ein Beil, ein Säckchen Salz, und einen Alkoran. *)
Der Kaiser fängt zu lachen an:
Was für ein dummer Schnack? Beil, Salz und Alkoran!

„Das Beil, daß ich den Obstbaum fälle;
„Das Salz, es auszusä'n, damit auf seiner Stelle
„Nichts wieder wachse; dann den Alkoran,
„Um einen Eid darauf zu schwören,
„Daß ich, und die mir zugehören,
„Zeitlebens nie nach Hofe wiederkehren."

Nicolay.

68.

Georg Neumark und die Gambe. **)

„Sing, bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,

---

*) Alkoran oder Koran (denn Al ist nur der arabische Artikel) ist das heilige Religionsbuch der Muhamedaner, die Aussprüche und Vorschriften Muhameds enthaltend.

**) Diese Erzählung bewahrt die Veranlassung zu dem trefflichen Kirchenliede: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Georg Neumark lebte nämlich eine Zeitlang ohne Versorgung in Hamburg und gerieth in eine so ärmliche Lage, daß er sich genöthigt sah, seine Gambe, ein jetzt veraltetes Saiten-Instrument, das mit dem Violoncell einige Verwandtschaft hat, zu verpfänden. Endlich wurde er einem Grafen von Rosenkranz empfohlen, der ihm eine

Vertrau' des Höchsten reichem Segen!" —
Rief Neumark jeden Tag aufs neu',
Sang Lieder zu der Vorsicht Preis,
Trieb Wissenschaft mit regem Fleiß.

Doch Derer, die im Himmel wohnen,
Vergißt gar oft das Erdenglück. —
Es muß den gier'gen Mäckler lohnen; —
Wie träf' bescheid'ne Kunst sein Blick? —
Auch Neumark fiel in Ungemach,
Daß fast die Nothdurft ihm gebrach.

Schon ward ihm das Geräth entrissen,
Als Unterpfand für Wuchergeld.
„Wohl mehr noch muß ein Aerm'rer missen!"
Sprach Neumark, floh zu Wald und Feld;
Erst mit des Dichters liebstem Gut,
Dem Bücherschatz, entwich sein Muth.

Doch wankt' auch jetzt nicht sein Vertrauen,
Obwohl die letzte Hilfe schwand;
Er ließ nicht ab, auf Gott zu bauen,
Bei harter Kost und leerer Wand,
Und sang mit jedem Morgenlicht
Ein Lied voll frommer Zuversicht.

Spät, wenn beim Schein der düstern Lampe
Die Schwermuth seinen Geist umschlich,
Ergriff er die geliebte Gambe,
Die er mit fert'gem Finger strich;
Beim Finden süßer Melodien
Kam Trost des Himmels über ihn.

Arbeit auftrug, die er zu solcher Zufriedenheit ausführte, daß ihn jener zu seinem Sekretär aufnahm. Neumark löste sogleich seine Gambe wieder ein und verfaßte das herrliche Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," das er auch selbst in Musik setzte.

Nichts war ihm endlich überblieben,
Als diese holde Trösterin;
Von Nahrungssorgen hart getrieben,
Trug er auch sie zum Wuchrer hin,
Nahm Abschied von dem theuern Pfand.
Gab zitternd es aus seiner Hand.

Erst, als ihm nun beim Dunkelwerden
Der einz'gen Freundin Klang gebrach,
Vermißt er jedes Glück auf Erden,
Und seufzte still ein banges Ach!
Dann rief er, seinem Gott getreu:
„Du weißt's, ob Hilfe nützlich sei!"

Gott wußt' es auch; am nächsten Morgen
Berief ein Graf den Unglückssohn
Und sprach: „Man sagt, Ihr lebt in Sorgen;
Wie? wäre dies verdienter Lohn?
Bewährt mir Eure Kunst durch That
In einer Schrift an Schwedens Staat!"

Den Blick empor zu Gott, dem Retter,
Fleht Neumark seinen Beistand an,
Durchlies't die überreichten Blätter,
Betritt voll Muth die neue Bahn;
Kaum weicht die dunkle Mitternacht,
Da ist mit Gott sein Werk vollbracht.

Und sieh! mit Gott ist's wohlgelungen;
Der Graf erhebt es hochvergnügt,
Wie kräftig, wie mit Feuerzungen,
Der Jüngling Wort an Wort gefügt.
„Nimm," sprach er, „dies aus Dankbarkeit,
Und bleibe meinem Dienst geweiht!"

Traun! würdig war die Ehrenspende
Deß, der sie gab, deß, der sie nahm;
Er drückt gerührt des Edlen Hände,

Mit stummem Dank, mit schöner Scham.
Ihn treibt das volle Herz nach Haus,
Doch — lös't er erst die Gambe aus!

Nun grüßt er die verarmten Mauern,
Die er so oft voll Grams geflohn,
Mit Jubel; prüft mit süßen Schauern
Den lieben, lang entbehrten Ton,
Drückt fest die Gambe an die Brust
Und stimmt sie an mit inn'gster Lust.

Nicht länger kann die Gluth sich halten;
Er dichtet, spielt mit frommer Hand:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten!"
Noch immer singt es Stadt und Land;
Und manches Herz, des Kummers Raub,
Schlägt leichter, segnet Neumarks Staub.

Kind.

69.

Alexander in Afrika. *)

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und golden Brod vor. — „Esset ihr das Gold hier?" fragte Alexander. — Nein, aber ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher, genießbare Speisen hättest du in deinem Lande

*) Alexander, König von Macedonien, gest. 323 v. Chr.

auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — „Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt," sprach Alexander; „aber eure Sitten möchte ich kennen lernen." — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein; denn ich habe nur das Grundstück erstanden; nicht den darin verborgenen Schatz: und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen. Der Beklagte antwortete: „Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem, was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz." Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden habe; und nach einiger Ueberlegung sprach er: „Du hast einen Sohn, Freund?" — Ja! — „Und du eine Tochter?" — Ja! — „Eure Kinder lieben sich?" — O sehr! — „Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen." Alexander schien betroffen. „Ist etwa mein Ausspruch ungerecht?" — fragte der Beherrscher. O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. „Wie würde denn die Sache in eurem Lande geschlichtet worden sein?" fragte jener. Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. „Für den König?" fragte der Beherrscher voller Verwunderung. „Scheinet auch die Sonne auf jene Erde?" O ja! — „Regnet es dort?" — Allerdings! — „Sonderbar! gibt es auch zahme krautfressende Thiere dort?" — Von mancherlei Art. — „Nun," sprach der Beherrscher, „so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser

unschuldigen Thiere willen in eurem Lande die Sonne
scheinen und regnen lassen. Ihr verdient es nicht."

Engel.

70.

Der Sturm.

Ein Fürst, ein Kind, ein Weiser fuhren
Zugleich auf einem Schiff einher.
Ein scharfer Sturm ergreift das Meer.
Der Todesangst, des Schreckens Spuren
Erscheinen auf des Fürsten Angesicht;
Erbärmlich schreit das Kind; der Weise sitzet,
Nachdenkend, in die Hand die heitre Stirn gestützet,
Als gälten ihm die Fluthen nicht.

Der blasse Fürst, um lieber Zorn zu zeigen,
Als Zagheit, ruft: Der Junge macht mich toll
Durch sein Geheul. Bringt ihn zum Schweigen! —
Sonst nichts, als dies? versetzt der Philosoph, das soll
Sogleich geschehn. Von seiner Stelle
Steht er gelassen auf, tritt zu dem Knaben hin,
Faßt ihn beim Kragen, tauchet ihn
Vom Borde dreimal in die Welle.

Der nasse Junge staunt und schweigt.
Herr, spricht der Philosoph, dir hab' ich nun gezeigt,
Wie man ein Kind zum Schweigen bringet;
Ein Leichtes, wie du siehst. Doch soll ich nicht
Dir zeigen, wie man auch des Sturmes Wuth bezwinget?
Auch dafür hab' ich Unterricht!

O du der Tugend sanfte Stille!
In die Gefahr, ins Ungemach,

Folgst du dem Weisen immer nach;
Doch in des Glückes größter Fülle
Bist du dem Thoren unbewußt;
Es stürmet stets in seiner Brust.

Nikolay.

71.

Das Kind und der Spiegel.

Ein junger Prinz aus Malabar, *)
Der, unbekannt mit seinem Stand und Namen,
In einer Siedelei **) von einem weisen Bramen ***)
Erzogen ward, erschien in seinem achten Jahr
Auf seines Vaters Schloß. Er staunte mit Entzücken
Den reichen Hausrath an, besonders war
Der Spiegel neu für ihn! Er stellt mit starren Blicken
Sich vor das Zauberglas, das bis aufs kleinste Haar
Sein Bild ihm mahlt. Er lächelt ihm entgegen;
Der Nachbar lächelt auch; er wirft ihm Küsse dar;
Das Bild gibt sie zurück, und kurz, er mag sich regen
Und wenden wie er will, es thut ihm alles nach.
Doch jede Lust verbraucht sich im Genusse
Und führet oft zum Ueberdrusse.
So ging es auch dem kleinen Thelemach; †)

---

*) Die westliche Küste der ostindischen Halbinsel diesseits des Ganges.

**) Siedelei für Einsiedelei.

***) Brama für Bramine, Priester der indischen Religion.

†) Telemach, der Sohn des Ulysses, Königs von Ithaka. Als dieser in den trojanischen Krieg ging, übergab er seinen noch sehr jungen Sohn seinem Freunde Mentor zur Erziehung, welche dieser so trefflich leitete, daß die Fabel

Er gähnt, er krümmt den Mund, er rümpft die Nase;
Der Zwillingsbruder in dem Glase
Copirt ihn Zug vor Zug; ja, wie's dem Knaben schien,
So übertraf im Fratzenspiel der Affe
Noch sein Original. Erboßt bedroht er ihn
Mit der geballten Faust; allein der kleine Laffe
Bot ihm auch seine dar. Nun brach das Wetter los;
Mit wildem Blick und grinsendem Gesicht
Schlug er so grimmig nach dem Bösewicht,
Daß ihm das Blut von beiden Händen floß.
Jetzt flog der Mentor aus der Nebenstube
Und hielt den Kämpfer auf. „Mein Sohn, was zürnest du?
„Denn thatst du nicht zuerst, was dieser Lotterbube
„Wie du ihn nennst, dir that? Du warfst ihm Küsse zu,
„Er gab sie dir zurück. Als du ihn necktest,
„So fing auch er zu necken an;
„Als du die Faust ihm vor die Nase strecktest,
„Hielt er die Faust dir vor." Hier küßte der Bra-man
Des kleinen Büßers nasse Wangen,
Hielt ihn mit seinem Arm umfangen,
Und stillte liebevoll sein Blut.
„Dies Bild," so fuhr er fort, „mahlt dir des Menschen Leben;
„Denn Alles was er Andern thut,
„Gut oder Bös, wird ihm getreu zurückgegeben."

Pfeffel.

---

erzählt, Minerva, die Göttin der Weisheit, sei unter der Gestalt Mentors verborgen gewesen. Daher sind die Eigennamen Mentor und Telemach bei uns zu Gattungsnamen geworden, von denen jener den Lehrer und Erzieher, dieser den Zögling bedeutet.

72.

Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang!

Placidus, *) ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid' uns und der Armuth
„Still entgehn!" sprach Placidus.
„Auf, laß uns dem Fleiße dienen,"
Sprach sein Weib, „und, gute Knaben,
„Tapfre Knaben, folget uns!"

*) Nach der Sage fiel unter dem Kaiser Trajan der tapferste Führer des Heers in Ungnade, so daß er seine ganze Habe verlor und genöthigt wurde mit den Seinigen nach Aegypten zu gehen. Unfälle trennten ihn schon unterwegs von seiner Frau und seinen zwei Söhnen und er sah sich genöthigt, sich in Aegypten von seiner Hände Arbeit zu ernähren, bis Trajan, der seiner bedurfte, ihn wieder in seine vorige Würde einsetzte. In dem Heere, das er befehligte, soll er dann seine Frau und seine Söhne, die nach der Trennung von ihm viele Gefahren zu bestehen hatten, aber überall wunderbar gerettet worden waren, wiedergefunden haben. Unter den Christen wurde dem Helden der Namen St. Eustachius beigelegt.

Also gingen sie, im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder;
Lange sucht der Held sie auf.
Placidus! — rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen: —
Dulde Dich! Du findest sie!

Und er kam vor eine Hütte.
„Kehre, Wandrer, bei mir ein!"
Sprach der Landmann: „Du bist traurig;
„Auf, und fasse neuen Muth!
„Wen das Schicksal drückt, den liebt es:
„Wem's entzieht, dem will's vergelten;
„Wer die Zeit erharret, siegt! —"

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
Placidus! — rief eine Stimme
Ihm im tief bedrängten Busen:
Dulde Dich! Du findest sie!

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?"
Sprach der Kaiser: „suchet ihn!" —
Und man sucht ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfung war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zwei von seinen alten Dienern
Kamen vor der Hütte Thür,
Sah'n den Gärtner, und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn,

Statt der Schätze, statt der Lorbeern,
Einzig blieb als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefochtnem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zweien seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier Deine Kinder!
„Feldherr, sieh hier Deine Söhne,
„Mich, Dein Weib Eugenia!

„Wie die Löwin ihre Jungen,
„Jagt' ich sie den Räubern ab.
„Nachbarlich in dieser Hütte —
„Komm und schau! — erzog ich sie;
„Glaubte Dich uns längst verloren;
„Deine Söhne mir statt Deiner,
„Deiner werth erzog ich sie.

„Als die Post erscholl vom Kriege
„Rufend Deinen Namen aus,
„Auferweckt vom Todtentraume,
„Rüster' ich die Jünglinge.
„Zieht! verdienet euren Vater!
„Streitet unerkannt und werdet,
„Werdet eures Vaters werth!

„Und ich seh', sie tragen Kränze,
„Ehrenkränze Dir zum Ruhm,
„Die Du unerkannt den Söhnen,

„Nicht als Söhnen, zuerkannt!
„Vater, nimm jetzt Deine Kinder,
„Feldherr, sieh hier Deine Söhne,
„Und dein Weib Eugenia!“

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Herder.

73.

Die Reise durch's Leben.

Ein Wanderer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte. Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmal so viele Wege vor sich sah, daß er nicht wußte, welchen er wählen sollte. Während er nun so unentschlossen da stand, trat ein freundlicher Greis zu ihm, und fragte ihn, wohin er wollte? Der Wanderer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich, sein Führer zu sein, wenn er ihm ganz folgen wolle. Gern überließ sich der Wanderer dem liebreichen und würdevollen Führer, und Beide schritten mit einander fort. Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien so schön, die Vögel sangen in der Luft, in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte von Thau. „Ach, wie schön!“ rief der Wanderer voll Entzücken aus, „wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm der Weg, den wir wan-

deln!" Aber als er noch so sprach, fing der Weg an, etwas unebener und rauher zu werden. Anstatt daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt oft über spitzige Steine und zwischen stechenden Dornen hin, verlor sich zuweilen im tiefen Sande, und kam auf einem dürren, steinigen Erdreiche wieder zum Vorschein. Die Sonne stieg höher hinauf, und fing schon an, ihre brennenden Strahlen senkrecht herab zu schießen. Zugleich näherten sie sich einem hohen, steilen Berge, dessen Anblick den Wanderer schon mit Schrecken erfüllte. Er begann kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer, ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil es doch bei dieser brennenden Sonnenhitze unmöglich wäre, ihn zu übersteigen. „Hier geht gleich ein Weg ab," sagte der Greis; „der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon mancher hat mich hier verlassen und diesen Weg erwählt, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin auch Du jetzt gedenkst. Willst auch Du mich hier verlassen, so steht es Dir frei; glaubst Du aber, daß ich es gut mit Dir meine, so folge mir!" — Der Wanderer traute seinem Führer, und folgte ihm. Wie sie an den Berg kamen, war er in der That nicht so schrecklich steil, wie er vor Kurzem noch geschienen hatte. Demungeachtet wollte der Wanderer alle Augenblicke ein wenig ausruhen, sein Führer aber sprach ihm stets Muth ein. Bald erreichten sie, rüstig vorschreitend, den Gipfel. Hier konnten sie nun den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten; auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herum zog, immer weiter von der rechten Straße abging, und zuletzt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur oben von dem Berge, nicht aber auf dem Wege selbst bemerken konnte. Nun dankte der Wanderer seinem Führer herzlich, daß er ihm von diesem Wege abgerathen hatte. Vor sich sahen sie jetzt ein anmu-

thiges Thal, hinter dem sich jedoch viele hohen Berge zeigten. Unter angenehmen Gesprächen kamen sie in das Thal hinab, setzten sich unter einen Baum, labten sich an der kühlen Quelle und an den schönen, reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten. „So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit," sagte der Greis; „aber die Arbeit nach dem Genusse ist nicht weniger angenehm; darum laß uns aufstehn und unsre Reise fortsetzen, denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen!" — Nun ging ihre Reise gut von Statten; steile Berge wechselten mit anmuthigen Thälern, und wenn sie am Abende in die Herberge einkehrten, so schliefen sie mit dem frohen Bewußtsein ein, daß sie eine weite Strecke rüstig durchschritten hatten. Stets wuchs das Zutrauen, welches der Wanderer auf seinen Führer setzte, so daß er ihn nicht verlassen hätte, und wenn er auch mit ihm durch's Feuer hätte gehen sollen. Eines Tages war es so heiteres Wetter und Alles so still um sie her; sie hatten einen rauhen Weg zurückgelegt, und gingen nun auf einer grünen Ebene, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirne abtrocknete. Da blickte der Greis den Wandrer freundlich an und sagte: „Sei getrost, unsere Reise geht nun bald zu Ende, und ehe Du es Dich versiehst, sind wir in unserer geliebten Stadt, wo Deine Freunde, die Du dort antreffen wirst, sich schon auf Deine Ankunft freuen und bereit sind Dich mit offenen Armen zu empfangen. Aber zittre nicht! wir müssen erst noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden und der Boden unter unsern Füßen weichen wird; dann halte dich nur fest an mich, und fürchte nichts, denn ich werde Dich glücklich hindurchführen, und an den Ort Deiner Bestimmung bringen." Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen öffnete.

Aber der Wanderer stieg an der Hand seines Führers muthig hinab. Und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blicken verschwand, da konnte er seinen Führer fast nicht mehr sehen, er hielt sich aber fest an ihn, und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinem Führer, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal. Plötzlich ging eine schöne Sonne auf, am Himmel glänzte ein heller Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in unbeschreiblicher Schönheit.

Der Mensch, der an der Hand der Tugend treu der Bahn der Pflicht, wenn sie auch rauh und beschwerlich ist, folgt, überwindet die Schrecken des Todes und geht zu unvergänglicher Herrlichkeit ein.

Moritz.

74.

Der Minnesänger. *)

Ein Minnesänger ging mit seiner Leier
Vergnügt am rebenreichen Rhein.
Ein Brod, ein Batzen und ein Dreier
War seine Habe. Nah' bei Speyer
Kehrt er, nach Sänger Art, in einem Gasthof ein,
Und fordert rothen Batzenwein.

---

*) Minnesänger sind deutsche Dichter, die meistens zugleich Tonsetzer und Sänger waren, von der Mitte des 12ten Jahrhunderts bis in die Mitte des vierzehnten. Meistens waren sie irrende Ritter und Edelleute, die an den Höfen kunstliebender deutscher Fürsten lebten, doch gab es unter ihnen auch Arme, die aus ihrer Kunst ein Gewerbe machten und umherzogen um sich hören zu lassen.

Der Wirth beschielt ihn, rümpft die Nase,
Geht an das Fäßchen, zapfet Wein,
Kömmt dann mit einem Knorrenglase,
Gießt, seitwärts redend, unstät ein,
Und läßt im unachtsamen Gießen
Den halben Wein daneben fließen.

Der Sänger sieht ihn mürrisch an,
Hofft Abbitt' und Ersatz. Der Wirth ein roher Mann,
Lacht plump dazu: „Ho! ho! Herr Dudler, *) sehet,
Euch ist das Glück auf heute hold.
Denn in dem Zeichenbuche **) stehet,
Vergoßner Wein bedeute Gold."

Der Sänger schweigt und sinnt auf Rache.
(Geduld ist nicht der Dichter Sache.)
Er sucht im Beutel: Hier ist noch
Ein rother Dreier. „Bringt mir doch
„Ein Stückchen Käse her, so schmeckt der Wein mir besser."
Der Gastwirth nimmt das Käsemesser
Und geht hinaus. Der Meister lobesan ***)
Schleicht sich behende zu dem Fasse,
Das in dem Winkel liegt, und öffnet sacht den Hahn.
Der Gastwirth kömmt und sieht erstaunt vom rothen Nasse
Die Diele weit beströmt: „Wer hat mir das gethan?" —

---

*) Dudler, Sänger mit dem Nebenbegriff des Mittelmäßigen, Unbedeutenden.

**) Zeichenbuch, ein kleines Volksbuch, das Anweisung gibt aus gewissen Zeichen die Zukunft eines Menschen voraus zu sagen.

***) Lobesan, ein altdeutsches Wort, das so viel als löblich bedeutet. Es steht, obschon es Eigenschaftswort ist, hinter seinem Hauptworte, wie das auch bei andern Redensarten z. B. „mein Vater selig," „vier Gulden rheinisch" u. s. w. gebräuchlich ist.

Der, schrien die Gäste, war beim Fasse!
„Packt ihn! Bezahle mir den Wein!
Und hast du, lumpiger Geselle,
Nicht Geld genug, so zahlst du mit dem Felle."
Man stürmt auf ihn. „Ihr Herren, haltet ein!
Was habt ihr für Beweise? Sehet,
Kann es nicht selbst der Wirth gewesen sein,
Der seinen Hahn nachläßig zugedrehet?" —

Auch wahr. Man theilt sich zwischen Ja und Nein.
Man pocht, man schreit, man zaus't sich bei den Haaren.
Gleich kömmt der Bischof angefahren.
Er hört den Lärm, tritt in das Haus,
Und ruft die Zänker vor. Mit heftigem Gebrülle
Legt ihm der Wirth des Sängers Bosheit aus,
Und fordert, daß er ihm das Fäßchen wieder fülle.

Schlau lächelnd tritt der Dichter auf.
Getreu erzählt er den Verlauf!
„Ehrwürdiger! mir prophezeite
Für wenig ausgegoßnen Wein
Der Wirth ein großes Glück auf heute.
Ich Armer wollte dankbar sein,
Er sollte zehnmal mehr gewinnen,
Und so ließ ich das Fäßchen rinnen."

Die Menge klatscht aus voller Macht.
Der Gastwirth stehet ausgelacht;
Den Sänger nimmt der Bischof in den Wagen,
Führt ihn mit sich nach Bruchsal *) hin,
Und erst nach sieben fetten Tagen,
Und wohl beschenkt entläßt er ihn.

Nicolay.

*) Bruchsal im Großherzogthum Baden, sonst die Residenz der Fürstbischöfe von Speyer.

75.

Die wüste Insel.

Ein reicher, gutthätiger Mann wollte einen seiner Sklaven glücklich machen; er schenkte ihm die Freiheit und ließ ihm ein Schiff mit vielen köstlichen Waaren ausrüsten. „Geh!“ sagte er, „und segle damit in ein fremdes Land; wuchre mit diesen Waaren und aller Gewinn soll dein sein.“ Der Sklave reiste ab; aber kaum war er einige Zeit auf der See, als sich ein heftiger Sturm erhob und sein Schiff gegen eine Klippe warf, daß es scheiterte. Die köstlichen Waaren versanken im Meer, alle seine Gefährten kamen um, und er selbst erreichte mit genauer Noth die Ufer einer Insel. Hungrig, nackt und ohne Hilfe ging er tiefer in's Land und weinte über sein Unglück, als er von fern eine große Stadt erblickte, aus der ihm eine Menge Einwohner mit lautem Freudengeschrei entgegen kam: „Heil unserm Könige!“ riefen sie ihm zu, setzten ihn auf einen prächtigen Wagen und führten ihn in die Stadt. Er kam in den königlichen Palast, wo man ihm einen Purpurmantel anlegte, ein Diadem *) um seine Stirn band und ihn einen goldenen Thron besteigen hieß. Die Vornehmen traten um ihn her, fielen vor ihm nieder und schwuren ihm, im Namen des ganzen Volks, den Eid der Treue.

Der neue König glaubte anfangs, alle diese Herrlichkeit sei ein schöner Traum, bis die Fortdauer seines Glücks ihn nicht mehr zweifeln ließ, daß diese wunderbare Begebenheit wirklich wahr sei. Ich begreife nicht, sprach er bei sich selbst, was die Augen dieses wunderlichen Volks bezaubert hat, einen nackten Fremdling zu ihrem Könige zu machen. Sie kennen

---

*) Diadem, eine Stirnbinde, als Schmuck und Auszeichnung der Könige in der alten Zeit.

mich nicht, wer ich bin; sie fragen nicht, wo ich herkomme, und setzen mich auf ihren Thron. Was ist das für eine sonderbare Sitte in diesem Lande?

So dachte er, und wurde so neugierig, die Ursache seiner Erhebung zu wissen, daß er sich entschloß, einen von den Vornehmen an seinem Hofe, der ihm ein weiser Mann zu sein schien, um die Auflösung dieses Räthsels zu fragen. „Vezier," redete er ihn an, „warum habt ihr mich denn zu eurem Könige gemacht? Wie konntet ihr wissen, daß ich auf eurer Insel angekommen sei? und was wird endlich mit mir werden?" „Herr," antwortete der Vezier, „diese Insel heißt das Land der Prüfung, und wird von Wesen eigener Art bewohnt. Sie haben vor langen Zeiten den Allmächtigen gebeten, ihnen jährlich einen Sohn Adams*) zu senden, daß er sie regiere. Der Allmächtige hat ihre Bitte angenommen, und läßt alle Jahre an dem nämlichen Tage, einen Menschen an ihrer Insel landen. Die Einwohner eilen ihm, wie du gesehen hast, freudig entgegen, und erkennen ihn für ihren Oberherrn; aber seine Regierung dauert nicht länger als ein Jahr. Ist diese Zeit verflossen und der bestimmte Tag wieder erschienen: so wird er seiner Würde entsetzt, man beraubt ihn des königlichen Schmuckes und legt ihm schlechte Kleider an. Seine Bedienten tragen ihn mit Gewalt ans Ufer und legen ihn in ein besonders dazu gebautes Schiff, das ihn auf eine andre Insel bringt. Diese Insel ist wüste und öde: jeder, der noch vor wenigen Tagen ein mächtiger König war, kömmt hier nackt an, und findet weder Unterthanen noch Freunde. Niemand nimmt an seinem Unglück Theil und er muß in diesem wüsten Lande ein trauriges und kummervolles Leben führen, wenn er sein Jahr nicht klug angewendet hat. Nach der Verbannung des alten Königs geht

---

*) Sohn Adams, ein Mensch.

das Volk dem neuen, den ihm die Vorsehung des Allmächtigen, jedes Jahr ohne Ausnahme sendet, auf die gewöhnliche Weise entgegen und nimmt ihn mit gleicher Freude, wie den vorigen auf. Dies, Herr, ist das ewige Gesetz dieses Reichs, das kein König während seiner Regierung aufheben kann."

„Sind denn auch meine Vorgänger," fragte der König weiter, „von dieser kurzen Dauer ihrer Hoheit unterrichtet gewesen?"

„Keinem von ihnen," antwortete der Vezier, „war dieses Gesetz der Vergänglichkeit unbekannt; aber einige ließen sich von dem Glanze, der ihren Thron umgab, verblenden; sie vergaßen die traurige Zukunft, und verlebten ihr Jahr ohne weise zu sein. Andre, berauscht von der Süßigkeit ihres Glücks, getrauten sich nicht an das Ende ihrer Herrschaft und ihren künftigen Wohnort auf der wüsten Insel zu denken, aus Furcht, die Annehmlichkeit des gegenwärtigen Genusses zu verbittern; und so taumelten sie, wie Trunkene, aus einer Freude in die andere, bis ihre Zeit um war und sie in das Schiff geworfen wurden. Wenn der unglückliche Tag kam, so fingen alle an sich zu beklagen und ihr [illegible] bekennen; aber nun war es zu spät und sie wurden ohne Schonung dem Elend übergeben, das sie erwartete und dem sie durch Weisheit nicht hatten vorbeugen wollen."

Die Erzählung des Veziers erfüllte den König mit Furcht; er schauderte vor dem Schicksal der vorigen Könige und wünschte ihrem Unglück zu entgehen. Er sah mit Schrecken, daß schon einige Wochen von diesem kurzen Jahre verflossen waren, und daß er eilen müßte, die übrigen Tage seiner Regierung desto besser zu nützen. „Weiser Vezier," antwortete er, „du hast mir mein künftiges Schicksal und die

kurze Dauer meiner königlichen Macht entdeckt; aber ich bitte dich, sage mir auch, was ich thun muß, wenn ich das Elend meiner Vorgänger vermeiden will."

„Erinnere dich, Herr," antwortete der Vezier, „daß du nackt auf unsre Insel gekommen bist; denn eben so wirst du wieder hinausgehen und nie wieder zurückkommen. Es ist also nur ein einziges Mittel möglich, dem Mangel vorzubeugen, der dir in jenem Lande der Verbannung droht; wenn du nämlich die Insel fruchtbar machst und mit Einwohnern besetzest. Dies ist dir nach unsern Gesetzen vergönnt, und deine Unterthanen sind dir so vollkommen gehorsam, daß sie hingehen, wohin du sie sendest. Schicke also eine Menge Arbeiter hinüber und laß die wüsten Felder in fruchtbare Aecker verwandeln; baue Städte und Vorrathshäuser und versieh sie mit allen nothdürftigen Lebensmitteln. Mit einem Worte: bereite dir ein neues Reich, dessen Einwohner dich nach deiner Verbannung mit Freuden aufnehmen. Aber eile, laß keinen Augenblick ungenützt vorbeigehen; denn die Zeit ist kurz, und je mehr du zum Anbau deiner künftigen Wohnung thust, desto glücklicher wird dein Aufenthalt dort sein. Denke, dein Jahr sei morgen schon um: und nütze deine Zeit, wie ein kluger Mann, der dem Verderben entgehen will. Wenn du meinen Rath verachtest, oder zauderst und schläfrig wirst, so bist du verloren und langes Elend ist dein Loos."

Der König war ein kluger Mann und die Rede des Ministers gab seiner Entschließung und seiner Thätigkeit Flügel. Er sandte sogleich eine Menge Einwohner ab; sie gingen mit Freuden und griffen das Werk mit Eifer an. Die Insel fing an sich zu verschönern, und ehe sechs Monden vergangen waren, standen schon Städte auf ihren blühenden Auen. Demungeachtet ließ der König in seinem Eifer nicht

nach; er sandte immer mehr Einwohner hierher; und die folgenden waren noch freudiger als die ersten, da sie in ein so wohlangebautes Land gingen, das ihre Freunde und Anverwandten bewohnten.

Unterdessen kam das Ende des Jahres immer näher. Die vorigen Könige hatten vor diesem Augenblick gezittert, an dem sie ihre vergängliche Herrlichkeit ablegen mußten; dieser aber sah ihm mit Sehnsucht entgegen: denn er ging in ein Land, wo er sich durch seine eigene Thätigkeit eine dauernde Wohnung gebaut hatte. Der bestimmte Tag erschien endlich. Der König wurde in seinem Palaste gegriffen, seines Diadems und seiner königlichen Kleidung beraubt, und auf das unvermeidliche Schiff gebracht, das ihn nach seinem Verbannungsorte führte. Kaum war er aber am Ufer der neuen Insel gelandet, als ihm die Einwohner mit Freuden entgegen eilten, ihn mit großer Ehre empfingen und sein Haupt, statt jenes Diadems, dessen Herrlichkeit nur Ein Jahr währte, mit einem unverwelklichen Blumenkranze schmückten. Der Allmächtige belohnte seine Weisheit; er gab ihm die Unsterblichkeit seiner Unterthanen, und machte ihn zu ihrem ewigen Könige.

Der reiche, wohlthätige Mann ist Gott; der Sklave, den sein Herr fortsendet, ist der Mensch bei seiner Geburt; die Insel, wo er anlandet, ist die Welt; die Einwohner, welche ihm freudig entgegen kommen, sind die Eltern, die für den nackten Weinenden sorgen. Der Vezier, der ihn von dem traurigen Schicksal, das ihm bevorsteht, unterrichtet, ist die Weisheit. Das Jahr seiner Regierung ist der Lauf des menschlichen Lebens, und die wüste Insel, wo er hingeführt wird, die künftige Welt. Die Arbeiter, die er dahin sendet, sind die guten Werke, die er während seines Lebens verrichtet. Die Könige

aber, welche vor ihm dahin gegangen sind, ohne über das Unglück, das ihnen drohte, nachzudenken, sind der größte Theil der Menschen, die sich blos mit irdischen Freuden beschäftigen, ohne an ihr Leben nach dem Tode zu denken; sie werden mit Mangel und Elend gestraft, weil sie vor dem Throne des Allmächtigen mit leeren Händen erscheinen.

Palmblätter.

76.

Der Ring. *)

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring **) von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, ***) der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten! — Nämlich so. — Er ließ den Ring

---

*) In dieser Erzählung wird die Unduldsamkeit gegen Andersdenkende in Religionssachen bekämpft, und gezeigt, wie thöricht es sei, zu glauben, daß ein Volk von Gott mehr begünstigt werde, als ein anderes, und wie nur da die wahre Religion vorhanden sei, wo die Menschen die edelsten, reinsten Gesinnungen durch die besten Thaten an den Tag legen.

**) Im Morgenlande ist der Glaube an wundervolle, mit großen Zauberkräften versehene Ringe sehr verbreitet.

***) Ein Halbedelstein von sehr lebhaftem, mannigfaltigem Farbenspiel.

Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermachte,
Der ihm der Liebste sei; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde.
So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondere;
Gibt jedem insbesondre seinen Segen,
Und seinen Ring, und — stirbt! —
Kaum war der Vater todt; so kommt ein jeder
Mit seinem Ring', und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. — Umsonst, der rechte Ring war nicht
Erweislich; — fast so unerweislich, als

Uns jetzt — der rechte Glaube. — Die Söhne
Verklagten sich! und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen; — wie nicht minder wahr! — der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein, und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen laß', eh' müß' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen. —
Der Richter sprach: „Wenn ihr mir nun den Vater
„Nicht bald zur Stelle schafft; so weis' ich euch
„Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
„Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
„Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
„Doch halt! ich höre ja, der rechte Ring
„Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
„Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
„Entscheiden; denn die falschen Ringe werden
„Doch das nicht können. — Nun, wen lieben zwei
„Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr
schweigt!
„Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
„Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
„Am meisten? — O so seid ihr alle drei
„Betrogene Betrüger! Eure Ringe
„Sind alle drei nicht ächt. Der ächte Ring
„Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
„Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
„Die drei für einen machen.
„Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
„Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt;
„Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt

„Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
„Euch jeder seinen Ring von seinem Vater;
„So glaube jeder sicher seinen Ring
„Den ächten. — Möglich, daß der Vater nun
„Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
„In seinem Hause dulden wollte! — Und gewiß,
„Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
„Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
„Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
„Es eifre jeder seiner unbestochnen,
„Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
„Es strebe von euch jeder um die Wette,
„Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
„Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
„Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
„Mit innigster Ergebenheit in Gott,
„Zu Hilf; und wenn sich dann der Steine Kräfte
„Bei euren Kindes-Kindern äußern;
„So lad' ich über tausend, tausend Jahren
„Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
„Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
„Als ich, und sprechen. Geht!" — So sagte der
Bescheidne Richter. —

Lessing.

77.

Walther von Geroldseck *)

Ritter Diebold von Lützelhart *), ein böser und rachgieriger Mann, der aber die Kunst verstand, seine Tücke gar meisterlich zu verbergen, trug Jahre lang gegen einen seiner Nachbarn, den Ritter Walther von

---

*) Geroldseck und Lützelhart, zwei Ritterburgen im Elsaß.

Geroldseck einen heimlichen Groll im Herzen, weil dieser ihn bei einem Turniere vom Rosse geworfen, und bald darauf als Schiedsrichter in einer ungerechten Sache gegen ihn gesprochen hatte.

Eines Tages ging Herr Walther ganz allein, blos von einem Hunde begleitet, auf die Jagd. Er durchstrich die Waldungen, die sich, von dem Fuße seiner Burg an, Meilen weit durch das Thal erstreckten und da er kurz zuvor das Lager einer trächtigen Hindin *) ausgespürt hatte, so wollte er nun nachsehen, ob sie geworfen hätte, um seinen Junkern ein Junges nach Hause zu bringen, und ihnen dadurch Kurzweil zu machen. Diebold hatte einen Buben, der ein gar schlauer Wicht war, und viele Tage lang, als ein Betteljunge verkleidet, um das Schloß Geroldseck herstrich, damit er den Augenblick, da Walther allein ausgehen oder ausreiten würde, ablauschen und seinen Herrn davon benachrichtigen möchte. Dieses war in langer Zeit nicht geschehen, und als ihm der Bube die Botschaft brachte, freute er sich so sehr darüber, daß er ihm einen Goldgulden **) schenkte. Hierauf nahm er vier handfeste Männer von seinen Leuten zu sich, mit denen er in den Forst eilte, wo er Walther zu finden hoffte. Er und seine Gefährten waren vermummt, und er hatte ihnen den strengsten Befehl gegeben, kein Wort zu sprechen. Mehr als eine Stunde lang durchstreiften sie das Dickicht, ohne den Ritter anzutreffen; endlich fanden sie ihn am Fuße einer Eiche sitzend, wo er einen Kuchen verzehrte, den seine Gemahlin, Frau Hedwig, ihm in seine Jagdtasche gesteckt hatte. Als der Hund in dem

---

*) Hirschkuh.

**) Goldgulden, eine heute nicht mehr übliche Goldmünze. Ihr Werth war nach der Verschiedenheit der Zeit und der Länder verschieden, denn sie galt zum Theil einen Dukaten, zum Theil weniger.

Gebüsch ein Geräusch vernahm, sprang er auf und fing an zu bellen; einer von den Knechten aber schoß ihm einen Bolzen *) ins Herz, daß er todt zu Boden stürzte. Alsdann fielen sie alle über Walthern her, warfen ihn nieder, ehe er sein Waidmesser ziehen konnte, und banden ihm die Hände auf den Rücken, nachdem sie ihm das Wamms vom Leibe gerissen hatten. Hierauf steckten sie ihm einen Knebel in den Mund, verbanden ihm die Augen, und führten ihn mit sich fort. Einer von den Knechten besudelte das Wamms mit dem Blute des Hundes, und ließ es am Fuße des Baumes liegen. In diesem Zustande schleppten die Räuber ihren Gefangenen etliche Tage lang in den waldigen Gebirgen und Thälern umher; des Nachts versteckten sie ihn in verborgenen Hecken und Felsen, wo sie ihm Speise und Trank reichten, und sodann wieder mit ihm fortzogen; so daß der Ritter wähnte, daß er in ein fremdes Land hinweggeführt werde. In der vierten Nacht brachten sie ihn auf das Schloß Lützelhart, wo sie ihm einen schmutzigen Kittel umwarfen, und ihn mit Ketten beschwert in einen finstern Thurm legten.

Frau Hedwig erwartete ihren Gemahl vergebens zum Mittagsmahle, und als er auch die Nacht über weg blieb, sandte sie des folgenden Morgens alle ihre Knechte aus, um ihn zu suchen. Diese fanden seinen Hund und das blutige Wamms nebst dem Waidmesser unter der Eiche, und dachten nicht anders, als ihr Herr sei von den Mördern erschlagen und irgendwo eingescharrt worden. Vergebens suchten sie sein Grab oder seinen Leichnam und des Abends kamen sie traurig nach Geroldseck zurück. Als Frau Hedwig die schreckliche Nachricht erfuhr und das blutige Wamms erblickte, das einer von den Knechten unter seinem Kittel hervorzog, sank sie in eine Ohnmacht und

---

*) Pfeil.

wurde zu Bette getragen. Drei Wochen konnte sie ihr Lager nicht verlassen, und Jedem, der ihren Jammer mit ansah, brach das Herz. Denn Ritter Walther war ein eben so guter Herr, als er ein guter Gemahl und Vater war. Er wurde von Jungen und Alten beweint und mehrere von seinen Bauern machten sich freiwillig auf, um Kundschaft von ihm einzuziehen; sie kamen alle unverrichteter Sache zurück, und niemand zweifelte mehr an seinem Tode.

Unterdessen lag Herr Walther immer in seinem Gefängnisse auf der Burg Lützelhart, ohne daß er wußte, wo er war. Der Thurmwart brachte ihm täglich zu essen und einen Krug Wasser; wenn er von ihm aber angeredet wurde, so gab er dem Gefangenen keine Antwort. Wißt Ihr, wen Ihr so grausam behandelt? sagte einst Walther voll Verzweiflung. Ich will es nicht wissen, erwiederte dieser, und habe Befehl Euch zu tödten, sobald Ihr Euren Namen ausprecht. Der Ritter glaubte nicht anders, als daß er von fremden Räubern, die ein schweres Lösegeld für ihn verlangten, in ein fremdes Land geführt worden sei, und wunderte sich oft, wie seine gute Gemahlin und seine Freunde ihn so ganz verlassen könnten. Zwei Jahre schmachtete er in diesem Kerker, ohne ein einziges Mal die Sonne zu sehen, oder die freie Luft zu athmen. Nur wurde bisweilen in der Höhe ein Loch geöffnet, um unreinen Dünsten einen Ausgang zu verschaffen, da dann einige Lichtstrahlen in diese Wohnung des Grauens herabfielen. Bei dieser Gelegenheit vernahm einst der Gefangene den lauten Schall eines Hornes, der ihn aufmerksam machte. Es dünkte ihn, diese Musik schon irgendwo gehört zu haben; er wußte sich aber des Orts nicht zu erinnern. Einige Zeit hernach, als er wieder und zwar in dem Augenblicke erscholl, da ein andrer Wächter, der ihn erst seit drei Monden bediente, ihm zu essen brachte, wagte es Walther, ihn zu fragen, wo

doch dieses große Horn geblasen würde? Der Knecht gab ihm zwar keine bestimmte Antwort; demnoch aber glaubte er, aus einigen Reden, die er fallen ließ, und aus verschiedenen kleinen Umständen, die er damit verglich, den Ort seiner Gefangenschaft errathen zu haben. An einem andern Tage fragte Walther diesen Knecht nach seinem Namen und nach seinem Vaterlande. Er mußte diese Fragen mehrmals und auf verschiedene Weise wiederholen, ehe er ihm die Antwort ablockte, daß er aus der Herrschaft Geroldseck gebürtig sei, und daß sein Geschlecht den Namen Rublin führe. Nun zweifelte Walther nicht mehr, daß er auf der Burg Lützelhart gefangen läge, und entdeckte zugleich in diesem Rublin einen seiner leibeigenen Dienstleute. Er trug daher kein weiteres Bedenken, sich ihm zu erkennen zu geben, und that es mit der rührenden Würde der bedrängten Unschuld. Er beschwur ihn bei Eid und Pflicht und unter den vortheilhaften Verheißungen, das Werkzeug seiner Befreiung zu sein. Rublin kannte seinen Gefangenen nicht, und hatte von seinem nunmehrigen Herrn, dem Ritter Diebold, als er ihm die Stelle des verstorbenen Thurmhüters übertrug, das Verbot erhalten, sich bei Lebensstrafe in kein Gespräch mit ihm einzulassen. Als er nun vernahm, daß er, ohne es zu wissen, der Kerkermeister seines Herrn gewesen, fiel er ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und versprach ihm auszuhelfen. Wäret ihr, sagte er, nicht mein natürlicher Herr, so würde kein Geld noch Gut mich bewegen, Euch den Willen zu thun. Nun erwartete Walther mit Ungeduld den Tag seiner Erlösung, der nicht lange ausblieb. An dem heiligen Pfingstfeste, da Ritter Diebold abwesend und der größte Theil der Burgleute nach Selbach in die Kirche gegangen war, kam Rublin in das Gefängniß, nahm Walthern seine Ketten ab, und entschlüpfte mit ihm in einen entlegenen Win-

kel des Zwingers.*) Hier klimmte er auf die Mauer, woran er ein starkes Hasengarn befestigte, das die Stelle einer Strickleiter vertrat, an welcher beide sich glücklich hinunterließen.

Walther war einem Todtengerippe ähnlich; seine Beine konnten ihn kaum tragen und hatten das Gehen verlernt. Dieses bewog seinen Retter, den gebahnten Weg zu verlassen, wo man sie wegen der Langsamkeit ihres Zuges leicht hätte einholen können, und sich seitwärts in eben die Waldungen zu schlagen, durch welche der Ritter einst so lange herumgeschleppt wurde. Sie arbeiteten sich durch die wildesten Hecken und durch das unwegsamste Dickicht und erquickten sich von Zeit zu Zeit mit dem Wein und den Speisen, die Rublin mit sich genommen hatte. Um Mitternacht endlich erreichten sie das Burgthor von Geroldseck. Walther hatte vier zum Theil erwachsene Söhne zurückgelassen; diesen wollte er sich zuerst entdecken, um zu verhüten, daß seine plötzliche Erscheinung und seine armselige Gestalt seiner Gemahlin keinen Schrecken verursachte. Als ihn daher der Thorwart nach seinem Namen fragte, gebot er ihm, den vier Junkern zu sagen, sie möchten herunterkommen, indem ein Fremder einer wichtigen Kunde wegen sie insgeheim sprechen wollte. Nach einigen Minuten erschienen die vier Jünglinge mit Dolchen bewaffnet vor der Pforte und fragten den Fremden, wer er sei? Euer Vater, schluchzte Walther, indem er seinem Erstgebornen in die Arme stürzte. Die Jünglinge umringten ihn und einer von ihnen hielt ihm ein Licht unter das Gesicht; keiner aber konnte seinen Vater erkennen, welchen der feuchte Kerker und die kümmerliche Nah-

*) Zwinger, jeder umschlossene Raum, meistens um etwas darin einzusperren, hier der Raum zwischen dem Gebäude der Burg und der es umgebenden Mauer.

rung gänzlich entstellt hatten, Ihr seid unser Vater nicht, riefen die Jünglinge; Ihr seid ein Betrüger; unser Vater ist schon zwei Jahre todt; er wurde im Forst auf der Jagd erschlagen. Freilich hat man euch betrogen, sprach Walther weinend, allein der Betrüger war der, welcher die Nachricht von meinem Tode ausprengte; — Diebold von Lützelhart war es, der mich zwei Jahre lang in der härtesten Gefangenschaft hielt. O! nun sehen wir's, riefen die Söhne, daß Ihr ein Betrüger seid. Ritter Diebold ist selbst mit seinen Knechten ausgezogen, um die Mörder unsers Vaters aufzusuchen, und hat bei unserer Mutter über seinen Tod Thränen vergossen. Dieser Zug, rief Walther, fehlte noch, um ihn zum Teufel zu machen. Nun holet mir eure Mutter, diese wird mich nicht verkennen.

Die vier Brüder verkündigten nun ihrer Mutter, die unruhig ihre Rückkunft erwartete, daß ein Mann, der sich fälschlich für ihren Vater ausgebe, sie zu sprechen verlange. Frau Hedwig besann sich einige Augenblicke, dann dachte sie bei sich selbst, vielleicht haben meine Kinder den Fremden mißverstanden und er hat ihnen von dem Tode meines Gemahls, oder von den Urhebern desselben Kundschaft zu geben. Sie stieg daher hinunter an die Pforte, und hieß ihre Söhne im Hofe sie erwarten. Wo ist der fremde Mann? rief sie im Heraustreten. Hier ist er, dein Gemahl, dein Walther; meine Söhne haben mich verkannt; wird mein Weib mich auch verkennen? Eure Züge, sprach Hedwig, sind nicht Walthers Züge; aber Eure Stimme, wiewohl sie schwach und heißer tönet, hat Aehnlichkeit mit seiner Stimme. Dein Ohr, dein Auge, erwiederte Walther, mag dich täuschen, aber dein Herz wird mich nicht verläugnen. Noch nannte er ihr ein geheimes Wahrzeichen, woran sie ihn erkennen mußte, und Hedwig hing an seinem Halse und überschwemmte

seine bleichen Wangen mit ihren Thränen. Du bist es, ja du bist mein Gemahl, rief sie mit gebrochenen Worten; Gott hat dich mir wieder gegeben. Nun rief Hedwig ihre Söhne herbei: Umarmt euern Vater, rief sie, er ist es, ich schwöre es euch bei meinem Mutterherzen. Die Söhne warfen sich ihrem Vater zu Füßen, und baten ihn um Verzeihung. Walther hob einen nach dem andern von der Erde, umschlang ihn mit seinen Armen und drückte seine Lippen auf ihre Lippen. Dann führte Hedwig ihren Gemahl, von seinen Söhnen umringt, in die Burg, wo er ihnen die Verrätherei Diebolds und seine Erlösung durch den getreuen Rublin erzählte. Des folgenden Morgens war großer Jubel im Schlosse; das gesammte Hofgesinde drängte sich herbei, um seinen guten Herrn zu bewillkommen. Walther reichte ihnen die abgezehrte Hand, an der noch die Mahlzeichen der Fesseln zu sehen waren. Alle küßten sie und benetzten sie mit ihren Thränen. Nach etlichen Tagen schrieben die Söhne einen Brief an alle Verwandte, Freunde und Lehensleute ihres Vaters und klagten ihnen, wie ehrlos Diebold von Lützelhart an ihm gehandelt, wie er ihn heimlich entführt und ihn in einen schrecklichen Kerker geworfen habe, um ihn darin verschmachten zu lassen. Sie forderten alle diese Männer im Namen der Ehre und Freundschaft auf, mit ihnen auszuziehen, um diese Unbilde zu rächen. In der folgenden Woche erschienen die Freunde des Herrn von Geroldseck mit zweihundert Reisigen auf seiner Burg und rückten gegen das Schloß Lützelhart, das sie zehn Tage belagerten. Diebold wehrte sich anfänglich mit dem Muthe der Verzweiflung; als aber die Lebensmittel ausgingen und er seine Leute, anstatt sie liebreich zu trösten, täglich grausamer behandelte, so wollten sie ihn zwingen, die Feste zu übergeben. Da entfloh der Ritter des Nachts durch einen unterirdischen Gang und Niemand wußte, wo er hin-

gekommen war. Das Schloß aber ergab sich gleich am folgenden Morgen, und wurde gänzlich zerstört.

Der biedere Rublin wurde von Ritter Walther mit seinem ganzen Geschlechte von der Leibeigenschaft losgesprochen, und mit schönen Gütern und stattlichen Freiheiten begabt, welche auf seine spätesten Enkel fortgeerbt sind.

Pfeffel.

78.

Die Rast auf der Flucht.

Eine altsächsische Begebenheit.

Zur Zeit, als der siegreiche Frankenkönig Karl, den wir Deutschen aus herzinniger Liebe und Ehrfurcht den Großen nennen, Krieg mit den zwei tapfern Sachsenfürsten, Wittekind und Alph, führte, gab es in einer der unzugänglichsten Gegenden des Harzwaldes ein kleines Bauernhaus, darin ein freier Mann, Berthulf geheißen, mit den Seinigen wohnte. Dieser war eines Abends in den Forst hinaus gewesen, Holz zu fällen, und wie er mit der Bürde wieder auf die Hausdiele zurück kam, fand er Frau und Kinder — einen Knaben hatte er und ein Mädchen — schon an dem Heerde versammelt, denn der Abend war kühl, und es gingen grausige Windstöße durch das Gebirge.

Als der Mann seine Ladung ablegte, seufzte er tief, und sagte zu den Seinigen, die ihn deßhalb fragend ansahen: „Ihr Lieben, es steigt Flamme und Rauch von mehreren Gegenden der Ebne auf, ja selbst von solchen Stellen, wo ich weiß, daß herrliche Ritterburgen stehn. Die Franken müssen wohl eine große Schlacht gewonnen haben.“ — Da erfaßte der Knabe ein Beil, stampfte es ungestüm gegen den Boden, und

rief aus: „warum bist du auch nicht zu dem Heerbann ausgezogen, Vater, und hast mich mitgenommen? Da wär' es gewiß Alles ganz anders gekommen." — Die Frau aber sagte: „Kind, du weißt ja, daß die Franken Christum erkennen, und ihm dienen, wie auch wir. Sollte dein Vater gegen seine Glaubensgenossen fechten?" — „Sind doch aber die Sachsen unsre Landesgenossen;" sprach der Knabe trotzig. Das Mädchen entgegnete darauf: „der Himmel ist mehr als die Erde, sagt die Mutter. Und wenn nun unser lieber Vater einen Christenmenschen erschlüge, der für die Sache des freundlichen Heilandes ficht — ach Gott, wie sollt' er denn da in den schönen Himmel hinein?" Es war, als wisse der Knabe nichts Rechtes zu antworten, aber er blieb doch bei seinem trotzigen Murmeln fort und fort.

Berthulf erhub endlich seine Stimme, und sagte auf eine sehr schmerzliche, an ihm ganz ungewohnte Weise — er war sonst ein gar heitrer und frischer Mann: — „Ihr Herzenskinder alle drei, ich spür' es mehr, als je, daß Ihr zu meinem Herzen gehört, denn alle Eure Stimmen lassen sich darin auch vernehmen, und haben es schon die letzten Monde her gethan, seitdem der Kriegsspeer als Zeichen des Aufbruchs durch unsre Gauen umgegangen ist. Aber daß ich gar keinen Antheil genommen habe, ist der Wille des Herrn, auf den ich ehrlich und achtsam zu horchen wußte, und das, Knabe, mußt du mir auch zutrauen, weshalb du dich nicht unterstehen sollst, auch nur im mindesten noch zu murren, du Gelbschnabel, der kaum über das Nest herausgeguckt hat."

Da war auch der Knabe alsbald stille, und Alle sahen schweigend und nachdenklich in die Heerdesflamme.

Nach einer Weile raschelte etwas den Bergpfad herauf, und klirrte über das Gestein her, wie der Tritt von Roß und Mann. Die Frau sagte ängstlich:

„ach Gott im Himmel, sollten wohl siegende Franken in Schlachtwuth hier heran kommen?" Der Mann aber wiegte lächelnd das Haupt hin und her, sprechend: „Bewahre! Selbst um sich zu verirren bis in dieses Thal, muß man besser mit den Windungen des Harzwaldes vertraut sein, als es sich von einem fremden Kriegsknechte gedenken läßt. Wer da auf dem Steinpfade klimmt, ist wohl mehr der Hilfe bedürftig, denn auf Schaden und böse Dinge bedacht."

Zugleich hielt er einen ellenlangen Kienspahn in's Feuer, und schritt mit dem lodernden Brande in die schon tief dunkelnde Waldung vor das Gehöfte hinaus.

Da kam ihm ein stattlicher, geharnischter Mann entgegen, aber ohne Helm; dieser mochte ihm wohl im heißen Treffen zerhauen sein, denn statt dessen schlang sich ein blutiges Tuch um das Haupt; hinter ihm ragte noch eine weit höhere Rittergestalt hervor, eine spitze Sturmhaube über dem dunkeln Haar, über der Schulter ein Roß herein sehend, an dessen ängstlichem Schnaufen sich abnehmen ließ, daß es wund sein mußte oder krank.

Berthulf lud die Gäste freundlich in seine Hütte, und der erstere schritt auch, edlen Grußes dankend, alsbald hinein. Der zweite aber frug erst, ob es auch Platz drinnen gebe für sein edles, verletztes Rothroß. — „Wo das bleibt," setzte er hinzu, „bleibe auch ich. Wir beide sind Gesellen in Noth und Lust." — „Es gibt noch Raum genug hier vorn auf der Diele;" sagte Berthulf, und während er und des Pferdes Herr dem edlen Gaul eine gute Streu bereiteten und eine Krippe, und Futter darein schütteten, hatte sich der andere Gast schon etwas mit der Hausgenossenschaft befreundet.

Sie saßen nun endlich allesammt um das Feuer her. Die beiden Kriegsleute schienen in tiefe Gedan-

ken versunken; sie sprachen meist nur so viel mit ein, als gerade nothwendig war, und kümmerten sich überhaupt nicht sonderlich viel um ihre Wirthe. Dagegen betrachteten die Hüttenbewohner, wenig an den Anblick fremder Gesichter gewöhnt, ihre Gäste um so achtsamer. Daß beide Sachsen waren, gab sich an ihrer Gestalt, Tracht und Bewaffnung dem Auge, an der Weise ihres Sprechens dem Ohre kund. Der Kleinere von ihnen schien der Vornehmere zu sein, und so wie er zuerst in das Gehöft geschritten war, auch überall voranschreiten zu müssen. Ueber hochherrlichen, großen Blauaugen, rollte sich das gelbe Lockenhaar auf eine königliche Stirn aus dem blutigen Kopftuche herunter; der starke Knebelbart deckte beinahe die Oberlippe, aber so wie der Held sprach, oder gar bisweilen lächelte, wurde eine Anmuth des Mundes sichtbar, vor welcher man gemeint hätte, unbedingt ausrichten zu müssen, was ein solcher Mund gebiete. Die beiden Schultern trugen einen gedrungenen, starken Hals; hoch und kühn wölbte sich die Brust unter dem eng' anliegenden ledernen Koller und Panzerhemd.

Der andre sah finster drein mit seinem sonnegebräunten Antlitz und dunklen Haar und Bart. Aber gleichwie die spitze Sturmhaube und der schwarze Harnisch von drüberhin gestreuten Goldbuckeln glänzten, leuchtete auch das finstre Angesicht von der Herrlichkeit der funkelnden Augen, so daß man ihn fast dem Nachthimmel hätte vergleichen mögen, der mit seinen Sternen durch die tiefen Schleier fürstlich hervorstrahlt.

Die Hausfrau kam just mit einem Kruge Meth gegangen, den sie für die beiden Fremden geholt hatte, als das Rothroß vorn auf der Diele zu hauen und zu schnauben anfing, weil es mit dem einen Vorderfuß über den Strick getreten war, welcher es an die Krippe festband. Der schwarze Ritter fuhr alsbald in die Höhe, aber Berthulf versicherte ihn, er wolle

Alles schon selbst wieder in Ordnung bringen, und der Fremde ließ sich das gern gefallen, weil er schon vorhin bemerkt hatte, der Wirth verstehe gut mit Pferden umzugehen, und verwalte treuen Sinnes sein gastliches Amt.

Derweile sah der andere Ritter die Hausfrau verwundernd an, und wies den ihm dargebotenen Meth kopfschüttelnd an seinen Gefährten, achtsam zuschauend, wie sich die Schenkin dabei benehme.

Die, weil sie nach altdeutscher, lieblicher Sitte, den Krug mit ihren schönen Lippen kredenzte, hatte das Zeichen des heiligen Kreuzes mit der Hand darüber gemacht, wie sie das vor jeglichem Genuß der Speise und des Trankes gewohnt war, und that nun, indem sie sich dem schwarzen Ritter näherte, nochmals dasselbe. Da sahen die beiden Fremden einander finstern, zornglühenden Auges an, und der mit dem blutigen Kopftuche sprach endlich: „ich meine, wir sind unter Christenleute gekommen, unter abtrünniges Volk vom Glauben der Väter. Denn die dort macht ein Zeichen, das ich von sterbenden und wunden Franken schon oftmals sah.“ — „Mich bedünkt es auch so,“ entgegnete der Andre, „und wir werden hier wohl ein rächerisches Nachspiel der Schlacht zu halten bekommen.“ — Darüber ward die Frau sehr bleich, zitterte an allen Gliedern, und sprach: „Ihr lieben Herren, thut uns und unserm armen Hause kein Unrecht an. Das Zeichen, welches Ihr gesehen habt, soll nur den Hammer des großen Asathor *) bedeuten, als welchem Gotte mein Eheherr ganz absonderlich ergeben ist.“ — Sie wußte nämlich um das Heidenthum noch mehr als allzugut Bescheid, weil sie erst vor wenigen Jahren daraus bekehrt worden war. — Die Gäste beruhigten sich damit, und tranken nun auch den Meth, während der Knabe die Frau immer

*) Der Gott des Donners in der nordischen Fabellehre, von dessen Hammer man erzählte, daß er auch das Härteste zermalme.

heimlich zupfte, und ihr zuflüsterte: „Mutter, was soll denn das mit dem Hammer? Ich weiß ja von keinem Hammer was.“ — Sie aber gebot ihm zu schweigen, und erzeigte sich den furchtbaren Fremden sehr dienstwillig, um sie desto mehr auf andere Gedanken zu bringen.

Derweile war Berthulf an den Herd zurückgekommen, und weil er sah, daß die Gäste aus Einem Kruge tranken, hielt er dieß ihrem ritterlichen Ansehen nicht für ehrenvoll genug. Er ging nach einem Wandschranke, von dorten ein altes, schönes Trinkhorn zu holen, das der Schatz seines Hauses war. Dabei kam er an einem Kreuzesbilde des Herrn vorbei, von ihm selbst mit Kohle an die Wand gezeichnet, und er neigte sich nach seiner Gewohnheit ehrerbietig davor. Im selbigen Augenblicke hatte der Knabe Reisig in das Feuer geworfen, so daß es höher emporschlug, und mit seinem Scheine eben diese Stelle der Hütte beleuchtete.

„Halt!“ rief der schwarze Ritter. „Was ist das für ein Bild, dem du den Nacken beugtest?“ — Der Hausherr stand still, wie bei sich überlegend, ob er wohl nöthig habe, seinem Gast auf all' und jede Frage zu antworten oder nicht. Aber das kleine Mädchen, sehend, daß ihre Mutter von neuem bleich ward, und an deren vorige Rede gedenkend, sagte: „Ihr lieben Herren, es ist ja nur wieder der Hammer Asathor's und weiter nichts.“

Da trat Berthulf kräftigen Schrittes an das Feuer, und sprach: „Gott sei vor, daß unter meinem Dache irgend eine Lüge laut werde, die nicht sogleich ihren ehrlichen Widerruf finde. Das da an der Wand ist kein Asathors-Hammer; es ist ein heiliges Christusbild am Kreuze.“

„Gottlob, Vater,“ sagte der Knabe, „daß du den Hammergeschichten ein Ende machst. Die Mutter

erzählte schon vorhin davon, und mir ward ganz schwindlich und wirre im Kopf. Nun ist Alles wieder in Ordnung, und ich hätte wohl Lust, eines der schönen geistlichen Lieder zu singen, welche du erdacht hast."

Darauf blieben alle eine Zeitlang ganz stille; Mutter und Tochter von Aengsten stumm, der Knabe freundlich in sich hineinlächelnd, Berthulf und die beiden Gäste in tiefem, ernstem Sinnen.

Endlich hub der mit dem blutigen Kopftuche an, und sprach: „ich will dir nur sagen, abtrünniger Landsmann, daß du vor zwei erschrecklichen Richtern stehst. Ich bin der Herzog Wittekind, und Jener dort ist der Herzog Alf."

Darüber schrie die Frau im Schrecken laut auf, faßte ihr Töchterchen in ihre Arme und hob es empor. Es war, als ob sie es forttragen wollte, aber sie sank halb ohnmächtig mit dem Kinde in die Kniee, verhüllte es in ihr Gewand, und brach in heiße Thränen aus.

Berthulf sah sich die beiden Herren festen Auges an, sprechend: „ich habe schon längst einmal gewünscht, Euch zu schauen, weil Ihr zwei große Kriegshelden seid, und wohl verdienet, für meinen lieben Herrn Jesus zu fechten. Jetzt kommt Ihr mir freilich sehr ungelegen, und ich werde vermuthlich mein Leben vor Euch lassen müssen. Haltet nur Maß mit Eurer Rache, und schont Hütte und Weib und Kinder."

„Das wird noch darauf ankommen;" entgegnete Alf, sich ingrimmig von seinem Sitze erhebend, und das Schwert aus der Scheide reißend. Wittekind faßte nach der blanken Streitart, die er hinter sich an die Wand gelehnt hatte, und stieg ebenfalls vom Sessel auf. Sie waren beide sehr furchtbar anzusehen in ihrem Zorn.

Der Knabe hatte indessen das Beil aufgenommen, und es dem Vater in die Hand gegeben. Dann riß er einen Brand aus dem Feuer, stellte sich neben ihn, und sagte: „Vater, wir wehren uns doch?“ — „Versteht sich,“ sprach Berthulf, seine Waffe fest fassend, „daß wir fechtend sterben, wie ehrliche Sachsenleute.“ — „Sterben?“ lachte der Knabe. „Das ist noch sehr die Frage. Der Feind ist ja auch nur zu zweien.“

Da sahen sich die großen Herzoge staunend an, und senkten Streitart und Schwert. Wittekind aber sagte: „Frieden! Ich verlange nichts weiter, als zu hören, wie ein so erzächter Sachsenmann sich zu der Lehre des Gekreuzigten hat bekennen mögen.“ — „Das will ich Euch recht gern erzählen;“ antwortete Berthulf und sie setzten sich allesammt, ihre Waffen ablegend, ruhig um das Feuer. Die Mutter und das Töchterlein beteten in stiller Entzückung. Der Knabe aber sagte: „nun ist es recht wahr geworden, was du mir so oft sagtest, lieber Vater! frisch der Gefahr in's Antlitz geschaut, dann beißt sie uns nicht.“

Berthulf aber hub seine Erzählung folgendermaßen an: „ich war noch ein wilder Knabe, etwa neunzehn Jahr oder drüber alt, da zieh' ich einmal um des Waidwerkes willen, mit Armbrust und Bolsen durch den Forst. Und muß mir gerade ein Christenpriester begegnen in langen, weißen Kleidern, der ging hier durch unsre Gauen, um die Leute zu der rechten Lehre zu bringen.“

„Hättest ihn todt schießen sollen;“ sagte der finstre Alf.

„Nein,“ entgegnete Berthulf, „so schlimm kam es mir gar nicht in den Sinn. Aber das muß ich mit Schmerzen bekennen, ich gab es närrischer Weise dem frommen Manne Schuld, daß mir den ganzen Tag noch kein Wild vor den Schuß gekommen war.“ — „Hexenmeister!“ sag' ich, — und spanne die Armbrust

und halte sie auf seinen rechten Arm, — „hab' ich noch nichts geschossen, so will ich doch dich schießen, und du sollst deine Zauberzeichen um ein Gutes unbehilflicher machen, als bisher." — Damit schwirrte auch die Senne, und der Bolzen saß unter dem Ellenbogen fest. Der Mönch zuckte schmerzhaft zusammen, und hielt sich die verwundete Stelle, aus der vieles Blut rann; zugleich aber sah er mich freundlich an, und sagte: mein Sohn, „da unten im Felsengrunde steht ein schöner Hirsch. Wenn du heute ungünstige Jagd gehalten hast, hilft dir wohl dessen Fang wieder zu deinem Schaden." — Ich, der Meinung, er wolle mich mit einem Zauberblendwerk foppen, eile dahin, ihm zu zeigen, daß sich ein Sachsenmann niemals fürchtet. Aber der Hirsch steht wirklich da, ich erlege ihn, und als ich mit der Beute zurückkomme, finde ich meinen Mönch blutend in die Gräser gesunken, der mich gütig anlächelt, und zu mir sagt: „siehst du, mein Bursch, nun hast du ja doch einen guten Fang gethan. Das freuet mich recht." Wie mir das Herz in Thränen schmolz, wie ich vor ihm kniete, und seine Hände küßte, — laßt es mich nicht erst weitläufig erzählen, Ihr Herzoge. Mir ist, als rege sich etwas dergleichen auch in Euch. Genug, ich trug den frommen Mann in mein Gehöft, heilte ihm den Arm, und er mir die Seele, und als ich einige Jahre nachher meine Frau dort lieb gewann, half ich auch der auf den rechten Weg. Die Kinder haben wir natürlich in der Furcht und Liebe unsres theuern Heilandes auferzogen."

„Es muß was dran sein;" sagte Wittekind nachdenklich. — „An der Geschichte, meinst du?" rief Alf. „Ja wohl, die ist wahrhaftig. Da will ich ein Gottesurtheil darauf bestehn. Ein Kerl, wie der, kann nicht lügen." — „Nein," entgegnete Wittekind, „an der ganzen Lehre muß etwas dran sein, eben weil die Geschichte ohne Zweifel wahrhaftig ist. Aber wir haben jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken. Unser

Weg ist der weiteste, und des Rastens genug. — Treuer Wirth, führ' uns durch den Wald, auf Wegen, die kein Franke weiß."

„Von Herzen gern;" sagte Berthulf, und machte sich zu der Fahrt bereit.

Alf sah' ihn verwundert an, sprechend: „wir sind ja aber Heiden, und wollten eben erst deine blutigen Richter werden."

„Leider wohl," erwiederte Berthulf. „Aber Ihr seid ja auch meine hohen Landesfürsten, und Gott der Herr wird Euch schon zu rechter Zeit den Geist vollends erleuchten. Zudem, wenn das auch Alles nicht wäre — gedenkt an meinen Meister, den verwundeten Mönch. Der hat mich herrliche Dinge gelehrt, mit That und Wort."

Sie machten sich damit alle drei auf den Weg, und Berthulf führte sie achtsam auf solchen Pfaden, die auch das wunde Rothroß mit zu überklimmen vermochte. Im Morgenlichte standen die Herren, früher als sie gehofft hatten, auf der gewünschten Stelle am Ausgange des Forstes. Sie nahmen sehr gerührt Abschied, und Berthulf ging freudig singend unter den Zweigen des morgenhellen Waldes zu Weib und Kindern zurück.

Als nach mehreren Jahren die beiden großen Herzoge sich bekehrten und der versöhnte Kaiser Karl sie über das Sachsenland setzte, gedachten sie des treuen Hüttenbewohners Berthulf, und machten ihn zu einem Grafen vieler Gauen weit umher.

Fouqué.

79.

Der dankbare Sohn. *)

Wo flammenträchtig der Berg sich hebt,
Von Donnern oftmals der Boden bebt,
Da wohnten am grünenden Strande
Zwei Fischer einsam seit Jahren schon;
Es wand um den Vater und blühenden Sohn
Die Treue noch heil'gere Bande. **)

Denn einst, als der Knabe mit raschem Muth,
Die Netze zu füllen, der offenen Flut
Den morschen Nachen vertraute,
Da riß ihn gewaltig die Strömung fort,
Daß nirgend er einen rettenden Port, ***)
Nur dräuende Klippen erschaute.

Er steuert kämpfend auf fährlicher Bahn;
Bald schleudert die schäumende Brandung den Kahn,

---

*) Zu diesem Gedichte hat wohl folgende unter den alten Römern berühmte und von einigen ihrer ausgezeichnetsten Schriftstellern gefeierte That die Veranlassung gegeben. Bei einem gewaltigen Ausbruche des Aetna wurde die an diesem Berge liegende Stadt Catanea, nebst der umliegenden Gegend ganz verheert, und Alles war von Flammenströmen von Lava bedeckt. Zwei Brüder aus Catanea, Amphinomus und Anapus, verließen Alles das Ihrige, und wollten nur ihre armen Aeltern retten. Der eine nahm den Vater, der andere die Mutter auf die Schultern. Allein sie waren noch nicht weit gekommen, so versperrte ihnen der Lavastrom den Weg. Schon scheint alle Hoffnung zur Rettung verschwunden, als der Lavastrom sich plötzlich in zwei Arme theilt, und den frommen Brüdern einen freien Durchgang läßt. Das Andenken an diese That wurde jährlich in Catanea gefeiert, und sie galt im Alterthum als eins der berühmtesten Beispiele von kindlicher Liebe.

**) Zu ergänzen ist: „als die Natur schon gewunden hatte."

***) Hafen, Rettungsort.

Bald stauchen zurück ihn die Wellen,
Bis endlich die Wirbel das schwankende Schiff,
Es hebend und senkend, am scharfen Riff
Durchbohren und gänzlich zerschellen.

Schon sinkt Pietro im Antlitz der Bucht,
Es schwinden die Kräfte; vergeblich sucht
Er Rettung des Lebens im Schwimmen;
Da winkt durch dämmernden Abendschein
Weit ragend ein zackig Korallengestein;
Es glückt ihm, das Riff zu umklimmen.

„Wo weilt doch heute der Knabe so lang?"
Ruft ahnend der harrende Vater, und bang
Verläßt er die Hütte von Schilfe;
Da tragen die kühlen Lüfte vom Meer
Durch's Rauschen der Wogen Töne her,
Als rief dort Jemand um Hilfe.

Und schnell zu helfen mit rüstiger Hand,
Entathmet läuft er hinab zum Strand;
Trüb, düster fluten die Wellen;
Doch jetzt in stillem, erhabenem Lauf
Steigt mild der leuchtende Vollmond auf,
Daß silberfunkelnd sie schwellen.

Und als den geschärfteren Blicken nun weit
Die duftige Meeresfläche sich beut,
Von schattenden Ufern umfangen,
Da hallt aufs neue der jammernde Ton,
Und Marco gewahret den einzigen Sohn
Am jähen Korallenriff hangen.

Da bebt ihm das Herz, es stockt sein Hauch,
Es starrt mit Entsetzen gen Himmel das Aug',
Verzweiflung will grimmig ihn fassen;
Ach, nirgends am Strande erblickt er ein Boot —

Doch kann er den Knaben in Todesnoth,
Den Sohn, den Geliebten, verlassen?

Ob rauscht die Brandung so dumpf und schwer,
Und landwärts wehen die Winde her; —
Hier gilt nur keckes Ermuthen;
Er hebt zu Gott nur einmal die Hand,
Und wirft sich dann von des Ufers Rand
Hinab in die schäumenden Fluten.

Zertheilt die Wogen mit nerviger Faust,
Das Aug' zur Klippe, ob's Herz auch graust,
Mit schwindelnden Blicken erhoben,
Ob nicht den Knaben die Kraft verläßt —
Er hängt ja, gleich der Meerschwalb' Nest
Den Felsen umklammernd, dort oben!

Jesus Maria! jetzt stürzt er herab
Ins schwarze rauschende Wassergrab;
Sein Haar nur sieht man noch blinken.
Da stärkt die Liebe des Schwimmenden Kraft,
Die Hand des verzweifelnden Vaters errafft
Die Locken des Knaben im Sinken.

Und als er den bebenden Liebling umfaßt,
Da dünkt ihm gering nur die theure Last
Und nahe der Raum bis zum Lande;
Er bringt ihn, rudernd mit einem Arm,
Doch ach! zu neuem unsäglichem Harm,
Als Leiche zum dämmernden Strande.

Das Aug' ist gebrochen, der Athem entflohn,
Er ruft ihn vergebens mit zärtlichem Ton,
Hält eng' ihn erwärmend umfangen;
Und siehe! der Schimmer Selene's *) bricht

*) Selene, griechisch: Mond.

Aufs neu' durch die Wolken; in ihrem Licht
Kehrt Roth auf die schneeigen Wangen;

Kehrt Lächeln und Feuer dem starren Blick
Und Leben den stockenden Pulsen zurück;
Sie richten die Herzen nach oben,
Und heben die Hände zum Sternenlicht,
Den einzigen Retter, wenn Hilfe gebricht,
Mit brünstiger Seele zu loben. —

Nun wand um den Vater und blühenden Sohn —
Er dankt ihm ja zwiefach das Leben schon —
Die Treue noch heil'gere Bande;
Sie wohnten, wo gährend der Berg sich hebt,
Von innerm Donnern der Boden oft bebt,
Still glücklich am grünenden Strande.

Und als nun das Alter silberweiß
Die Locken gefärbt dem welkenden Greis,
Als Krankheit ihm naht und Schwäche,
Fühlt er sie minder: es leitet und hebt
Der Jüngling den Kranken, oder schwebt
Nach Nahrung auf spiegelnder Fläche.

Als sanfter Schlummer einst Marco erquickt,
Stand freudig Pietro zum Lager gebückt
Bei frühem, heiterem Morgen;
Da wankte die schilfene Hütte, es scholl
Tief unter den Füßen ein dumpfes Geroll,
Daß beide sich anschau'n und horchen.

Und immer dumpfer erdröhnet der Ton,
Der Vater, erblassend, spricht: „Eile, o Sohn
Und schaue hinaus vor die Hütte!"
Ihm dringet entgegen sulphurischer Duft,

---

*) Schwefelgeruch.

Er eilt durch die schwere verfinsterte Luft
Zum Hügel mit flüchtigem Schritte.

Es braust in den Wolken, der Boden braust,
Und durch die wankenden Wälder saust
Dumpf grollend ein furchtbar Geheule.
O Jammer! des Bergs rothglimmender Bauch
Dampft schwarzen, sonnenverfinsternden Rauch
In himmelan steigender Säule.

Schwer ruht auf der Landschaft verderbliche Nacht,
Durchzüngelt von Blitzen, und schrecklicher kracht
Es nun in den Tiefen, und Flammen
Durchbrechen die Mitte, entwallen dem Mund,
Es spaltet sich plötzlich der glühende Schlund,
Und Felsen stürzen zusammen.

Roth wölben sich Wolken, es flammt das Meer,
Es schäumt durch den Bergriß furchtbar ein Wehr
Der feurigen, rauchenden Masse;
Hilf! Himmel! jetzt bahnt sich die wogende Glut
In langsamer, feurig verzehrender Flut
Zum Strande die schreckliche Gasse;

Zum Strande, wo einsam, von Binsen umweht,
Das niedrige, schilfene Hüttchen steht,
Wohl fern von dem rettenden Hügel;
Doch, eilt auch der Jüngling zum Tode zurück,
Es leiht ihm, zu theilen des Vaters Geschick,
Die Angst und die Dankbarkeit Flügel.

Und als er den bebenden Alten erfaßt,
Da dünket nur leicht ihm die theure Last,
Und fern nicht vom Hügel die Hütte;
Voll Hoffnung schaut er zum Himmel auf —
Doch ach! kaum hat er begonnen den Lauf,
Da hemmt die Last ihm die Schritte.

Er muß es vollenden! Er ringet nach Luft,
Doch mehr noch beklemmt ihn der Schwefelduft,
Es brechen die Knie' ihm zusammen!
Es breitet die Lava sich weiter umher,
Es wälzen sich schneller hinab zu dem Meer
Die Bäche von schäumenden Flammen.

Und ob er sich sinkend noch einmal errafft,
Dahin ist die letzte, gesammelte Kraft,
Er sinkt mit dem Alten zur Erde.
„O Vater! mein Vater! nur kurz sei die Rast!"
Er schaut, indem er ihn zärtlich umfaßt,
Zum Himmel mit fleh'nder Geberde.

Auch Marco starrt finster die Wolken an,
Und dann nach der rauchenden Feuerbahn,
Und spricht: „Was, willst du hier sterben?
Wohl morgen ereilt mich Alten der Tod;
Drum fliehe! Dies sei dir mein letztes Gebot,
Du sollst nicht um Marco verderben!

Doch ob auch durch die schreckliche Nacht
Auf's neu jetzt und dumpfer der Donner kracht,
Und feuriger züngeln die Blitze;
Ob schneller und immer näher daher
Nach beiden schäumet das feurige Wehr,
Das Gras schon versenget vor Hitze;

Der fromme Pietro verweigert das Flieh'n;
Er liegt vor dem finstern Greis auf den Knie'n,
Ruft feurig mit heißer'm Umfassen:
„Verließest du auf der Korallenbank
Mich auch, mein Vater? Ich soll zum Dank
Im Flammentode dich lassen?"

Noch einmal erhebt er liebeheiß
Mit beiden Armen den wehrenden Greis,

Ob Rettung noch wolle gelingen;
Jetzt sinkt wie sterbend des Vaters Haupt;
Er selbst, durch die Schwere der Kraft beraubt,
Vermag nicht das Ziel zu erringen.

Wo, mild von Cypressen und Pinien*) umweht,
An altem Gemäuer ein Heil'genbild steht,
Ergreift ihn ein tödtlich Ermatten;
Verschmähend des eignen Lebens Gewinn,
Legt sanft er auf's Moos den Vater hin
In feurig durchschimmerten Schatten.

Schaut nieder mit liebendem, flehendem Aug',
Forscht sorglich in ihm nach Lebenshauch,
Preßt an sich des Greises Hände,
Und betet: „Gib schnellen vereinigten Tod,
O Heil'ger! vermag nicht dein mächtig Gebot,
Daß von uns das Glutmeer sich wende!

Ein furchtbar knallender Donner erschallt,
Laut brüllend regt sich die Riesengewalt,
Daß Berge und Wälder erzittern;
Aufflammt das Meer und brauset und zischt,
Aufspritzt zu den Wolken rauschender Gischt,
Der Erdball scheint zu zersplittern.

Nach Kurzem erwacht, wie vom Traume, das Paar,
Sich fest noch umarmend, und sieh! es war
Der Boden nicht ferne gesprungen,
Und, wo sich abwärts das Ufer gesenkt,
Da war, durch die furchtbare Schlucht gelenkt,
Zum Meere die Lava gedrungen.

Sie knie'n vor dem Heil'gen mit stillem Flehn,
Und wähnen durch ihn sei das Wunder geschehn;

---

*) Pinie, italienische Fichte.

Verderben ergriff ja die Runde,
Und wo sonst das schilfene Hüttchen stand,
Peitscht grausend die Meereswoge den Strand,
Das Hüttchen versank mit dem Grunde.

Und als nun beruhigt das bebende Land,
Da legt auf Pietro der Vater die Hand,
Daß Gott nach Verheißung ihm lohne,
Weil treu er verharrt in der Flammennoth. —
Der Herr hat den Segen vom vierten Gebot
Erfüllt an dem dankbaren Sohne;

Denn ihm ist entstammt ein blühend Geschlecht,
Stets übend die Tugend, die Treue, das Recht;
Noch führt in der bräutlichen Krone
Die Enkel zum Spalt, wo der Heil'ge steht,
Der Priester, erneut dort, von Pinien umweht,
Die Kunde vom dankbaren Sohne.

Kind.

Zweite Abtheilung.

Fabeln.

Einleitung.

Unter dem Worte: Fabel versteht man im Allgemeinen die Erzählung einer jeden erdichteten Begebenheit, im engern Sinne bezeichnet man aber damit eine besondere Dichtungsart. In dieser zuletzt genannten Bedeutung steht das Wort als Ueberschrift dieser Abtheilung, und die folgenden Stücke sind Fabeln im engern Sinne des Worts. Fragen wir nach dem eigenthümlichen Wesen dieser Dichtungsart, so stellt sich uns vor Allem eine Aehnlichkeit dar, die zwischen der Erzählung, wie wir sie in der vorigen Abtheilung kennen gelernt haben, und der Fabel statt findet, indem nämlich diese, wie jene, die Mittheilung einer Thatsache ist, die sich in der Vergangenheit ereignet hat. Daneben fällt aber als Verschiedenheit zwischen der Erzählung und der Fabel auf, daß die handelnden Personen in jener Menschen, in dieser größtentheils Thiere sind, denen der Dichter Vernunft und Sprachfähigkeit beilegt. Eine zweite Verschiedenheit zwischen beiden Arten sprachlicher Darstellung offenbart sich ferner in dem Zwecke, der durch sie erreicht werden soll; denn während der Erzähler vorzugsweise nur Geschehenes zur Kenntniß Anderer zu bringen sucht, hat der Fabeldichter die Absicht, dem Menschen sich selbst, mit seinen Vorzügen und Fehlern in einer bildlichen Darstellung, wie in einem Spiegel, vorzuhalten und ihm für seine Handlungsweise entweder eine Lehre der Weisheit oder der Klugheit zu geben. Die Fabel ist daher: eine Erzählung, in der an einem größtentheils aus der Thierwelt hergenommenen Sinnbilde eine

Vorschrift der Lebensweisheit oder der Klugheit vorgetragen wird. Sie besteht sonach aus zwei wesentlich nothwendigen Theilen, erstlich dem Sinnbilde, welchem nur das beigelegt werden kann, was mit der Eigenthümlichkeit seines Wesens übereinstimmt, (so ist z. B. der Hase das Bild der Feigheit, der Fuchs das Bild der List, der Hund das Bild der Treue, der Löwe das Bild der Stärke, u. s. w.), zweitens der Lehre, die jedoch gewöhnlich nicht besonders genannt wird, sondern in dem Bilde selbst schon deutlich ausgesprochen sein muß.

Der erste, welcher Versuche in dieser Dichtungsart geliefert hat, soll ein griechischer Dichter Äsop gewesen sein, der 600 J. v. Ch. lebte; unter uns Deutschen haben sich als Fabeldichter ausgezeichnet: Lichtwer, Hagedorn, Gellert, Gleim, Lessing, Meißner, Willamov, Herder, Pfeffel, Nicolay, Tiedge u. a. m., über deren Leben und schriftstellerischen Charakter der Anhang zu diesem Bande zu vergleichen ist.

1.

Die Henne mit den Küchlein und der Habicht.

Einst führte eine Henne
Ihre Küchlein aus der Tenne
Auf das Feld, und sorgenleer
Lief das Häuflein um sie her,
Und scharrte in dem gelben Sand
Voll Freuden, wenn's ein Körnlein fand.

Doch plötzlich rief die Henne:
„O ihr Küchlein, kommt zur Tenne!
Hurtig! — Eilet! denn ich seh'
Dort den Habicht in der Höh'!"
Das Häuflein lief zum Scheunenthor,
Und schaute in die Luft empor.

„O!" rief d'rauf das eine
Zu den andern, — „ist's das kleine
Pünktchen, das dort oben schwebt?
Und die Mutter d'rum erhebt
Solch Geschrei? was fällt ihr ein?
Ein Käfer scheint es nur zu sein."

Mit rauschendem Gefieder
Schwang der Habicht sich hernieder
Auf die kleine bange Schaar;
Nun erst sah'n sie die Gefahr.
Die Mutter gluckte hier und dort:
Umsonst! er riß zwei Küchlein fort.

Ihr lieben Kinder! fliehet,
Wenn die Mutter warnt, sie siehet
Heller die Gefahr von fern,
Und ihr sehet sie nicht gern.
Wenn ihr des Truges Krallen seh't,
Ihr Kinder, ach dann ist's zu spät.

Krummacher.

2.

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam, seine Condolenz *) abzustatten.

Schäfer! sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meister Isegrimm; **) versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Phylax ***) hinzu, so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet.

Lessing.

---

*) Beileidsbezeigung.

**) Die Benennung, welche in der Dichtersprache dem Wolf gegeben wird.

***) Phylax (griechisch) bedeutet Wächter, der Name des Hundes.

3.

Der Esel.

Ein Esel kam auf einer Reise
An einen Strom. Am Ufer jenseits sah
Er schöne Disteln. Ei, wie ging ihm dieses nah!
Er konnte schwimmen; doch nach seiner lieben Weise,
War er zu träg dazu.
„Ja," dacht' er, hier will ich in Ruh
„Indessen mich blos an der Aussicht laben,
„Bis dieser Strom sich wird verlaufen haben!" —
Er lag den ganzen Tag: der Fluß verlief sich nicht.
Was sollt' er thun? Am Abend überschwimmen,
Da ihm, dem Hungernden, die Kraft gebricht?
Wollt' er auch jetzt: er kann es nicht!

Kind! dieser Reise gleicht Dein Leben!
Der Strom dazwischen ist die Zeit!
Auf jener Seite liegt Glück und Zufriedenheit;
Durch Fleiß und Müh' mußt du hinüberstreben!
Versäumest jetzt du die Gelegenheit,
Der Tugend Kraft, des Lebens Munterkeit,
So darbst Du Deine ganze Lebenszeit.

Pfeffel.

4.

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fing er an zu schreien,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?

Was spricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall."
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort."
Ich muß dich doch noch Etwas fragen.
Was, rief er, spricht man denn von mir?
„Das," sprach der Staar, „das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele red't von dir."
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Gellert.

5.

Der Esel und der Hund.

Ein Esel trabte seinen Schritt:
Ein leichter Windhund trabte mit.
Sie hatten einen Weg zu reisen.
„Pfui," spricht der Hund, „du träges Thier;
„Man kommt ja nicht vom Fleck mit dir!"
Er jagt voraus. In weiten Kreisen
Kehrt er zurück zum Esel hin,
Und schießt dann fort, gleich einem Pfeile,
Und macht sich drei aus einer Meile.
Sie gehen weit, Berg auf, Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften,
Der Esel stets in seinem Trab,
Das Windspiel immer in den Lüften.
Doch dieses springt, und rennt und fliegt,
So lange, bis auf halbem Wege
Es lechzend auf den Rippen liegt.

Der Wohlbedächtige, den Schritten nach so Träge,
Kam an, wohin sein Ziel ihn rief.
Wer war es, der geschwinder lief?

N i c o l a y.

6.

Die Gemse und die Ziege.

Die Gemse, des Himmels Nachbarin, kletterte
Auf hohen Alpen: „Flüchtige!"
Rief eine Ziege, „warte doch,
„So hoch komm' ich doch auch wohl noch!"
Sie wartet und mit leichter Müh'
Erreicht die Ziege sie
Und spricht: „Sieh nun, bin ich nicht da?
Kann ich nicht klettern?" — Ja,
Du kannst, antwortet diese ihr; allein
Nimm dich in Acht, sonst brichst du Hals und Bein;
Denn sieh nur auf,
Nach jener Höh', dem Himmel nah,
Da klettr' ich nun hinauf.
Und plötzlich machte sie sich auf,
Erreichte bald
Den höchsten Gipfel, stand darauf
In kaum zu sehender Gestalt,
Und rief hinab: „Nun komm herauf!"
Der Ziege schwindelte
Vor der zu steilen Höh'.
Doch, dachte sie, gewagt ist halb gewonnen;
Komm ich auch allenfalls,
Wenn ich nicht weiter kann,
Nur halb hinan.
Kaum hatte sie das kühne Werk begonnen,
So stürzte sie und brach den Hals.

G l e i m.

7.

Der Hirsch, der sich im Wasser sieht.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih,
Am Spiegel einer klaren Quelle.

Wie prächtig! auf derselben Stelle
Wo Königskronen stehn! und wie so stolz, so frei!
Auch ist mein ganzer Leib vollkommen, nur allein
Die Beine nicht, die sollten stärker sein!

Und als er sie besieht, mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen, *)
Erschrickt und flieht! Nun aber hilft ihm nicht
Das prächtige Geweih dem nahen Tod' entfliehn,
Nicht sein vollkommner Leib, die Beine retten ihn,
Die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durch's weite Feld, und fliegen in den Wald!
Hier aber halten ihn im Vogel-schnellen Lauf
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden **) auf.
Er reißt sich los, und flucht darauf;
Lobt seine Beine nun, und lernet noch im Fliehen,
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehen!

G l e i m.

---

*) „Die Jagd fällt" heißt: Das gejagte Wild läuft den Berg herab.

**) Die Zacken an dem Geweih des Hirsches.

8.

Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze.

Du allerliebstes, kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir!
Ich bin dir gar zu gut. Komm her, daß ich dich küsse.

Die alte Maus.

Ich rathe dir, Kind! gehe nicht!

Die Katze.

So komm' doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Die junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht.
Ich geh'!

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieses Zuckerbrod, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst. — —

Die junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich geh'n.

Die alte Maus.

Kind! sag' ich, gehe nicht!

Die junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? welch ehrliches Gesicht!

Die Katze.

Komm, kleines Närrchen! komm!

Die junge Maus.

Ach, Mutter! hilf! o weh!
Sie würgt mich! Ach die Garstige!

Die alte Maus.

Nun ist's zu spät, da dich das Unglück schon betroffen;
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Willamov.

9.

Das Pferd und der Esel.

Ein Esel trug einst eine schwere Last;
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts," sprach das beladne Thier;
„O liebes Pferdchen, hilf doch mir!"
Was, helfen? rief der grobe Gaul:
Mann kennt euch Esel schon, ihr seid sehr faul.
Trag zu! — — „Ich sterbe, liebes Pferd!
Die Last erdrückt mich; rette mich,
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich."

Ich will nicht, sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack

Lud man sogleich dem Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf.

„Hätt' ich die Hälft' ihm abgenommen,
Wie gut wär' ich davon gekommen!"
Denkt jetzt der Gaul, dem fast der Rückgrat bricht.
Ich denk': Einander beizustehn, ist Bruderpflicht.

Gleim.

10.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihresgleichen ab, und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdige Ansehen eines Vogels des Apollo *) hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

Lessing.

---

*) Nach der Götterlehre der alten Griechen und Römer waren einzelnen Göttern gewisse Thiere geheiligt, so der Schwan dem Apollo; daher die obige Benennung.

11.

Der Wiedehopf und die Nachtigall.

Der grauen Nachtigall pries sein gekröntes Haupt
Ein schöner Wiedehopf. — Mein Weibchen, sprach er, glaubt,
Du wärest häßlich gegen mich.

„Das könnte sein," erwiederte
Die Nachtigall, und flog
Auf einen hohen Baum und sang.
Die Wandrer alle blieben stehn
Und sagten: „wie so schön!
Ach welch ein Klang!"

Das hört der Wiedehopf, flog neidisch hin und her,
Und keiner sprach: wie schön ist er!
Denn für die kleine Philomele *)
War Alles Ohr.
Man zieht gemeiniglich doch eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

Gleim.

12.

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat sein Elend zu mildern.

---

*) Philomele, der griechische Beinamen der Nachtigall.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf, ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach, versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt. —

Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirn pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere, dir zu schaden, hüten sollen.

Müßt' ich das! seufzte das Schaf. O, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

Lessing.

13.

Die beiden Hunde.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde;
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Schubkarrn zieh'n, in's Wasser gehn,
Und alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unsers Hund's gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe — kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte noch viel leichter sein,
Den alten Hund gelehrt zu machen.
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh,
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochstudirten Sachen;
Er konnte blos das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand,
Und stellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderpfoden nieder.
Man rufet den Professor Fritz;
Auch der erschöpfet seinen Witz.
Umsonst! Es will ihm nicht gelingen
Den alten Schüler zu bezwingen.
Vielleicht, spricht Fritze, hilft der Stock.
Er holt den Stock; man prügelt Schnurren;
Doch er bleibt steifer als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.
„Was wollt ihr?" sprach der arme Tropf,
„Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doktor schlagen;
Geht, werdet durch mein Beispiel klug.

Ihr Kinder lernet jetzt genug;
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!"

Pfeffel.

14.

Der Dornstrauch.

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen? Nichts! sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen. *)

Lessing.

15.

Der Pfau und der Kranich.

Mit einem Kranich zankte sich
Ein stolzer Pfau. „Wie?" sprach er, „Dich
Wirst Du doch nicht mit mir vergleichen?
Du mußt mir ja in Allem weichen!
Sieh nur einmal! Mein schönes Kleid
Ist aller andern Vögel Neid;
Mein langer, spiegelvoller Schwanz
Und meines Halses Wunderglanz
Macht mich zu dieses Hofes Zier.
Doch Du, was hast Du denn an Dir,
Das mir den Vorzug streitig macht?
Du gehst einher in Bauerntracht,
In einem alten, grauen Kittel,
Hast keinen Rang und keinen Titel!" —
Der Kranich sprach: „Da hast Du recht;
Mein Rang ist klein, mein Rock ist schlecht;

*) Diese Fabel enthält die treue Schilderung eines boshaften Menschen.

Doch hab' ich hier zwei gute Flügel.
Hoch über Meer und Land und Hügel
Schwing' ich mich auf, beseh' die Welt,
Und welches Land mir dann gefällt,
Nach diesem steuert mein Gefieder.
Wann ich es will, laß ich mich nieder,
Find' aller Orten meinen Heerd,
Und esse, was mein Herz begehrt;
Doch, wenn Du Dich zum Flug' ermannst,
Kaum auf die Scheuer Du fliegen kannst.
Drum sieh mich so gering nicht an,
Nicht immer macht das Kleid den Mann!"

Zacharia.

16.

Das junge Roß.

Ein junges, muth'ges Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel,
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los
Und floh davon auf grüne Weiden;
O welche Freuden!
Der Lenz und Sommer strich
In frohem Müßiggange hin,
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn,
Es lebte jetzt und freute sich;
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.
Die Wiesen wurden leer;
In Lüften stürmt ein rauher Nord.
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr;
Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

„Ich Thor!“ — rief es — „ach! — ach!
Hätt' ich die kurze, schöne Zeit,
Das Bischen Arbeit nicht gescheu't!
Jetzt hätt' ich Haber, Heu und Dach!
Wie schändlich! für so kurze Freuden
So lang' zu leiden!

Weiße.

17.

Der treue Dogge.

Ein Pudel und ein Dogge kamen
Auf ihrem Weg von ungefähr zusammen.
Nachdem man, wie's gewöhnlich ist,
Sich erst bewillkommt und geküßt,
Begann man, Neuigkeiten auszukramen.

„Herr Vetter,“ fing der Pudel selbstgenügsam an,
„Du solltest mich nur einmal sehen,
Was ich für Künste machen kann!
Es ist ein Spiel für mich, auf einem Seil zu gehen,
Und wie ein steifer Flügelmann,
Mit einem Spies im Schilderhaus zu stehen.
Ich tanze — besser tanzt der große Vestris *) nicht;
Ich lasse mich zu Tode schießen
Und bin flugs wieder auf den Füßen,
Wenn man ein Wort vom Henken spricht.
Noch mehr: Ich kann mit unerhörten Sprüngen
Bald über einen Stock, bald durch den Reif mich
schwingen,
Und — wie? du gähnst?“ Hier brach der Redner ab.
Der Dogge sprach: „Soll ich mich auch erheben? —
Ich schütze meinem Herrn das Leben,
Und gehe mit ihm bis in's Grab.“

Pfeffel.

---

*) Der Name einer berühmten französischen Tänzerfamilie.

†

18.

Der Knabe und der Stieglitz.

Ein bunter Stieglitz ward gefangen,
Und einem Knaben, auf Verlangen,
Zu seinem Eigenthum geschenkt,
Der ganz entzückt auf nichts mehr denkt,
Als seines Vogels recht zu pflegen.
Er sucht daher ihm allerwegen
Sein liebstes Futter, füllt sein Glas
Des Tages oft mit frischem Naß,
Vergoldet ihm sein kleines Haus,
Und bringt ihm manchen Distelschmaus.
Der Stieglitz aber findet doch
Zuletzt ein unbemerktes Loch,
Aus welchem er gar bald entkam,
Und fröhlich seinen Abschied nahm.
Der Knabe rief ihm freundlich zu:
Wohin, du armer Vogel, du?
Was hat dir dann bei mir gefehlt,
Daß sich dein Flug das Weite wählt?
Hab' ich nicht Alles dir gegeben,
Wovon die Herr'n Stieglitze leben?
War nicht dein Käfig ein Palast
Mit goldnen Drähten eingefaßt?
Und war dir nicht aus meiner Hand
Manch Stückchen Zucker zugewandt?
Komm wieder, bitt' ich dich, herein!
Der Stieglitz gab zur Antwort: „Nein!
Weg mit der goldnen Sklaverei!
Hier hab ich mehr; denn ich bin — frei."

Zachariä.

19.

Die drei Goldfischchen.

Ein guter Mann hatte einst drei Goldfischchen, die niedlichsten, kleinen Fische von der Welt. Er hatte

sie in einen klaren Teich gesetzt und hatte großes Wohlgefallen an ihnen. Oft setzte er sich am Ufer hin und brockte Semmelkuchen in's Wasser, und da kamen denn die niedlichen Fischchen und ließen sich's wohlschmecken. Dann rief er ihnen beständig zu: Fischchen, Fischchen, nehmt euch ja in Acht vor Zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, a's ihr jetzt lebet. Geht nie durch's Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist, und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin.

Aber die Fischchen verstanden ihn nicht. Da dachte der gute Mann: ich will's ihnen wohl verständlich machen, und stellte sich neben das Gitter. Wenn dann eins von ihnen kam und durchschwimmen wollte, so plätscherte er mit einem Stöckchen im Wasser, daß das Fischchen davor erschrack und zurückschwamm. Eben das that er auch, wenn eins von ihnen oben auf's Wasser kam, damit es wieder hinunter auf den Grund ginge. Nun dachte er, werden sie mich wohl verstanden haben, und ging nach Hause.

Da kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen und schüttelten die Köpfchen und konnten nicht begreifen, warum der gute Mann nicht haben wollte, daß sie oben auf dem Wasser und durch's Gitter in den großen Teich schwimmen sollten.

Geht er doch selbst da oben, sagte der eine; warum sollten wir nicht auch ein Bischen höher kommen dürfen?

Und warum sollten wir eingesperrt sein? sagte der zweite. Was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich gehen?

Es ist gewiß ein harter Mann, sagte der erste

wieder, der uns nicht lieb hat, und nicht gerne will, daß wir uns freuen sollen.

Ich werde mich nicht an ihn kehren, setzte der zweite hinzu. Ich will sogleich eine kleine Sparzierreise in den großen Teich vornehmen.

Und ich, rief der erste wieder, will unterdeß ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen.

Das dritte Goldfischchen war klug genug zu denken: Der gute Mann muß doch wohl seine Ursachen haben, warum er uns das verboten hat. Daß er uns liebt und uns gern Freude gönnt, ist gewiß. Warum käme er sonst so oft und gäbe uns Semmelkrümchen und freute sich so, wenn wir sie aufessen? Nein, er ist gewiß nicht hart, und ich will thun, was er haben will, ungeachtet ich nicht weiß, warum er es so will. Das gute Fischchen blieb also auf dem Grunde.

Die andern aber thaten, was sie gesagt hatten. Der eine schwamm durch's Gitter in den großen Teich, und der andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenschein, und beide lachten ihren Bruder aus, daß er es nicht eben so gut haben wollte.

Aber was geschah?

Der erste war kaum in dem großen Teiche angekommen, so sprang ein Hecht auf ihn los und verschlang ihn. Den andern, der sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel, schoß auf ihn herab, fing ihn und fraß ihn auf. Nur das kluge und folgsame dritte Goldfischchen blieb allein übrig.

Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit und brachte ihm alle Tage das beste Futter.

So lebte es immer recht vergnügt und erreichte ein hohes Alter.

Campe.

20.

Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains. *)

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte her, und schoß
All ihr Gift nach ihm.

Ach, was hab' ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ei! fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest du? **)

Pfeffel.

21.

Der Zeisig und die Nachtigall.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.

---

*) Barde, d. i. Dichter.

**) Diese Fabel soll die Wahrheit anschaulich machen, daß unbedeutende Menschen die Auszeichnung beneiden, welche dem Talent und den Verdiensten Anderer widerfährt, und gerade um dieser Auszeichnung willen, sie anfeinden und ihnen zu schaden suchen.

Die Nachtigall fing an ihr reizend Lied zu singen,
Und Damon's kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach! welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude
Und nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier," spricht er, „sind sie alle beide!
Doch welcher wird der Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?"
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen;
Schnell weist er auf den Zeisig hin:
„Der ist's, das seh' ich gleich, so klein ich bin.
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder.
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann."

Das Kind schoß fehl. Doch Dessen Fehl ist größer,
Der auf der Menschen Werth aus ihren Kleidern schließt;
Denn so geputzt ein junger Mensch auch ist,
So ist er drum nicht klüger, oder besser.

Gellert.

22.

Der Fuchs ohne Schwanz.

Reinecke *) verirrte sich
In die ihm gelegten Stricke!
Ob er nun gleich selbst entwich,
Ließ er doch den Schwanz zurücke.

Um nicht lächerlich zu sein,
Predigt er den Füchsen ein,

---

*) Reinecke, in der Dichtersprache die Benennung des Fuchses.

Auch den ihren abzulegen.
Seine Hörer zu bewegen,
Sprach er, als ein Cicero: *)
„Erstlich will's der Wohlstand so,
Um sich zierlicher zu regen;
Denn man trabt damit zu schwer
Und zu unbequem einher.
Zweitens macht ein Schweif zu kenntlich.
Drittens hält er in dem Lauf
Oft den schnellsten Brandfuchs auf.
Viertens riecht er Vielen schändlich."
„Stumpfer Redner! schweige du!"
Rief ein alter Fuchs ihm zu:
„Solcher Rath ist zu belachen.
Wen, wie dich, die Mißgunst quält,
Wird den Vorzug, der ihm fehlt,
Andern stets zuwider machen.

Hagedorn.

23.

Der Löwe und der Fuchs.

„Herr Löwe!" sprach der Fuchs, „ich muß
Dir's nur gestehen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende."
„Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt, was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; den Heldenmuth
Sei zweifelhaft; du gäbst ihm keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dich nicht loben!"

---

*) Vergl. über Cicero, S. 132. „Er sprach als ein Cicero," heißt: er sprach mit hinreißender Beredsamkeit.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still:
Dann sprach er: „Fuchs! er spreche, was er will;
Denn, was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht!"

Gleim.

24.

Der Affe mit einer Uhr.

Ein Affe fand einst eine Taschenuhr;
Die band er sich mit einer Schnur
Fest um den Leib.
Darauf besieht er sie und spricht:
„Wo fehlt's doch dieser Uhr? denn richtig geht sie nicht."
Er macht sie auf und stellet sie zurücke;
Doch in dem andern Augenblicke,
Rückt er sie wieder vor.
Jetzt meistert er am Zifferblättchen,
Hält sie ein wenig an das Ohr
Und spricht: „Der Schlag ist falsch!"
Nimmt noch einmal sie vor
Und künstelt unten an dem Kettchen,
Stößt in die Räderchen, und kurz, er rückt und dreht
So lange bis sie stille steht.
Es ging ihm, wie es jedem geht,
Der etwas meistern will, wovon er nichts versteht.

Lichtwer.

25.

Die Schlange und der Aal.

„Betrachte mich einmal!"
Sprach eine Schlange zu dem Aal;

„Bin ich nicht wunderschön?
Hat Jemand eine Haut so schön gemalt gesehn?
Zwar dein' ist glatt; doch mein' ist glatt und schön."
So? fragt der Aal, bin ich nicht schön, wie du?
Bin ich nur glatt? Wie geht's denn zu,
Frau Nachbarin,
Daß ich so wohl gelitten bin,
Da Jedermann vor deiner Schönheit graut,
Und, wenn er deine bunte Haut
Im Grase sieht,
Erschrickt und flieht?"
Die wunderschöne Schlange spricht:
„Man flieht? Warum? das weiß ich nicht."
Ich aber weiß es, sagt der Aal,
Auch wissen es die Menschen alle:
Auswendig bist du schön,
Inwendig bist du Gift und Galle.

Gleim.

26.

Der Löwe und die Mücke.

Der Thiere Regiment in Monomotapa*)
War durch Gewalt und Recht dem Löwen zugefallen,
Der sich, Monarchen gleich, von schüchternen Vasallen **)
Geschmeichelt und gefürchtet sah.
Dort heißt ein schwarzer Fürst das Wunder seiner Zeit,
Hat nur sein Heldenmuth viel Böses unterlassen;
Den Löwen nannten auch noch ungelähmte Sassen ***)
Das Muster seltner Gütigkeit.

---

*) Monomotapa, ein Königreich in Afrika, dem Vaterlande der Löwen.
**) Vasallen, kleinere Fürsten und Herrn, die einem größeren bothmäßig sind.
***) Sassen, d. i. Einwohner.

Das Lob nährt seinen Stolz, so wie sein Grimm die Noth.
Mit beiden durfte nur die kühne Mücke scherzen,
Die ihm aus edlem Haß, mit freiheitvollem Herzen,
Des scharfen Stachels Spitze bot.

Der Angriff wird gewagt; sie selber bläst zur Schlacht;
Sie säumt nicht, an den Feind sich peinlich fest zu saugen,
Und hat den König bald um Rachen, Maul und Augen
Mit tausend Schmerzen wund gemacht.

Er tobet, schnaubt und schäumt: die Thiere bergen sich!
Die tapfersten entfliehn den majestät'schen Klauen.
Er brüllt; der Hügel bebt; das allgemeine Grauen
Vermehrt ein jeder Mückenstich.

Was will der Stärkre thun? der Schwächre gibt nicht nach;
Der Löwe sucht umsonst die Mücke zu erreichen,
Und wird, nach langem Streit, nach mißgelungnen Streichen,
Ermüdet und an Kräften schwach.

Sie putzt ihr Panzerhemd, die Schuppen um den Leib,
Und ihren Federbusch, läßt beide Flügel klingen,
Zieht alle Schwerter ein, die aus dem Rüssel dringen,
Und hält sich für kein schlechtes Weib.

Nun steigt sie in die Luft, mit Sieg und Ruhm geschmückt;
Nun weiß sie schon die Kunst, die Löwen zu besiegen;
Bald aber sieht man sie in ein Gewebe fliegen,
Darin die Spinne sie erstickt.

Aus Beider Sicherheit wird deutlich wahrgenommen,

Daß oft der schwächste Feind den kühnsten Helden schlägt.
Wie mancher Waghals ist im Zufall umgekommen,
Den weder Sturm noch Schlacht erlegt!

Hagedorn.

27.

Der Affe und das Eichhorn.

Ein Affe sah in träger Ruh
Von einem Erker eines Eichhorns Sprüngen
Auf einer nahen Eiche zu. —
„Wie müßt' es dir," so hub er staunend an,
„Bei dieser deiner Kunst gelingen,
Zum höchsten Glück dich schnell emporzuschwingen,
Wenn du nur wolltest! Drum verlaß die Bahn
Und schone deine schlanken Glieder,
Eh' dich ein Unglück trifft, mein Bruder! Komm herniedder!
Ich speise von des Herren Tische
Tagtäglich Braten, Wildpret, Fische
Und tausend andre schöne Gaben.
Das sollst auch du, mein Lieber, haben."—

Ei! sprach das Eichhorn, sage mir
Zuvor, womit verdienst du dir
Dies seltne Glück? Mußt du des Herren Sachen
Vor Dieben bei der Nacht bewachen?

„Bei Nacht bewachen? schönen Dank!
Von Wachen wird man müd und krank."

Vielleicht, fuhr jenes fort zu fragen,
Mußt du des Herrn Gepäcke tragen?

„Gar tragen!" sprach der Affe, „Nein!

Sein Lastthier mag ein Andrer sein.
Ich hab' es besser; Possen machen,
Verlacht von Andern, selber lachen,
Das ist die Kunst, die mich ernährt
Und ohne Mühe sich von selber lehrt.
Freund! nichts soll deinem Glücke fehlen;
Komm nur herab! Kannst du noch lange wählen?"
Das Eichhorn sprach: „Ich wähle nicht.
Mich jammert dein, du armer Wicht."

Krummacher.

28.

Der Hecht und der Hai.

Ein Hecht regierte lange Zeit
In einem Wasser weit und breit,
Und glaubte voller Stolz, nun sei er
Der Fürst und Herr im ganzen Weiher.
„Was hindert mich denn (fing er an),
Daß ich im weiten Ozean
Nicht eben so gewaltsam wüthe,
Nicht eben so, als Herr, gebiete,
Wie hier?" Er sagt's und schwimmt sogleich
Hinab in's große Wasserreich.
Doch wie erschrack er, da er nah
Des Meeres Ungeheuer sah!
Ein Hai, der nicht so bald vernommen,
Weßwegen er hieher geschwommen,
That seinen weiten Rachen auf,
Ergriff ihn, und verschlang ihn drauf.
So trifft der kleinere Tyrann
Stets einen noch gewalt'gern an,
Der ihn, von Siegen schon umringt,
Mit seiner größern Macht verschlingt.

Zachariä.

29.

Die zwei Kaninchen.

Unter eines Kirschbaums Schatten
Hielten zwei Kaninchen Rast,
Zwei Kaninchen — Wirth und Gast;
Und, als sie geruhet hatten,
Scherzten sie im Gras herum,
Traten manches Blümchen krumm,
Das erst gestern aufgeblühet,
Hüpften hin und hüpften her,
Bis der Gast von ungefähr
Ueber sich was Fremdes siehet.

Gleich hebt er den Kopf empor,
Macht ein Männchen, spitzt das Ohr
Und erblicket einen Schützen,
Zwar von Stein, (das wußt' er nicht)
Der sein Rohr auf ihn gericht't,
Um ihm auf den Pelz zu blitzen.
Unserm Häschen wird so heiß,
Daß es nicht zu bleiben weiß;
Endlich merkt' es sein Geselle.
„Freund!" rief er, „was soll das sein,
Jagt dir etwas Schrecken ein?" —
Freilich grauet meinem Felle
Vor dem Jäger, der dort liegt! —
„Ach!" sprach jener, „sei vergnügt,
Der hat Keinen ausgerottet.
Wisse, dieser böse Mann
Zielt, so lang ich denken kann."
Zorn mit Ohnmacht wird verspottet.

Lichtwer.

30.

Die Schnecke, der Esel und das Füllen.

Die Schnecke wettete einst mit einem feurigen Füllen und einem trägen Esel um den Preis eines schönen Salatbeetes, das auf einem hohen Berge lag und das derjenige haben sollte, der zuerst hinauf kommen würde. Man kann leicht denken, wie die beiden Thiere die arme Schnecke auslachten, die den albernen Gedanken von einem Wettstreite mit ihnen sich hatte einfallen lassen. Sie ertrug es indessen mit Gelassenheit, und trat ihre Reise in aller Stille an. Der Esel und das Füllen, die ihren Spaß haben wollten, ließen sie kriechen und sagten: „Wenn der Schleichfuß bald hinauf ist, dann wollen wir mit einigen Sätzen oben sein und sie über ihre vergebliche Arbeit brav auslachen, mittlerweile aber uns nach unserer Weise letzen.“ Der Esel traktirte sich mit den ersten besten Disteln in der Nähe, und, nachdem er sich gesättigt, legte er sich hin, und schlief. Das Füllen sprang in den blumenreichen Wiesen umher und fand bald Genossen seiner Lustbarkeit, mit denen es umher schwärmte und allen möglichen Muthwillen verübte. Die Schnecke kroch unermüdet eine ganze Nacht durch, und kam mit Anbruch des Tages glücklich auf dem Berge an. Der Esel erwachte jetzt erst. Ihm fiel die Wette ein, und er fing an, seine Reise auf den Berg anzutreten. Kaum hatte er aber ein Paar Schritte gethan, als er die Schnecke nicht nur oben auf dem Berge, sondern gar auf dem Gipfel eines Baumes gewahr wurde. „Ach!“ dachte er, „nun wäre die Mühe doch vergebens! Sie hat die Wette gewonnen. Was ist zu thun? Du mußt nun schon bei deinen Disteln bleiben!“ Das Füllen dachte nun auch um diese Zeit an seine Wette; aber es hatte sich so in seinem Muthwillen vergessen, daß es

weit von dem Berge abgekommen war, und sich so müde getummelt hatte, daß ihm für jetzt die Kräfte zum Rückwege fehlten, und es also ebenfalls das Salatbett der Schnecke überlassen mußte.

So geht es den Leichtsinnigen, welche das Beginnen der Arbeit aufschieben, und dadurch die Frucht derselben verlieren.

Herder.

31.

Der aufgeblasene Frosch.

Ein Frosch sah einen feisten Stier
Am Rande seines Sumpfes grasen.
Ein Frosch ist ein hochmüthigs Thier —
Gleich fing er an sich aufzublasen.
Ei, rief er, Brüder, seht mir zu!
Bin ich so groß? — „Nein!" — jetzt vielleicht? —
„Vergebens!"
Nun aber? — „Keineswegs!" — Noch nicht? —
„Nein!" — Aber nun?
„Da fehlt unendlich viel!" Die Kräfte meines Lebens
Und Alles setz' ich dran! wär's auch mein Untergang!
So sprach er, blies sich auf, zersprang.

So geht's! der kleinste Prinz will gern
Ambassadeurs *) bei andern Höfen haben.
Der Bürger baut wie große Herrn,
Und jeder Graf hält seine Edelknaben!

Michaelis.

---

*) Ambassadeur, Gesandter.

32.

Der Hahn und der Fuchs.

Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheune Wache;
Da kömmt ein Fuchs mit schnellem Schritt,
Und ruft! „O krähe, Freund, nun ich dich fröhlich mache;
Ich bringe gute Zeitung *) mit.
Der Thiere Krieg hört auf: man ist der Zwietracht müde.
In unserm Reich ist Ruh und Friede.
Ich selber trag ihn dir von allen Füchsen an.
O Freund, komm bald herab, daß ich dich herzen kann.
Wie guckst du so herum?“ — Greif, Halt und Bellart kommen,
Die Hunde, die du kennst, versetzt der alte Hahn,
Und, als der Fuchs entläuft, was, fragt er, ficht dich an?
„Nichts, Bruder,“ spricht der Fuchs; „der Streit ist abgethan;
Allein, ich zweifle noch, ob die es schon vernommen.“

Hagedorn.

33.

Der Wolf auf dem Todtbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben

---

*) Zeitung, bedeutet an dieser Stelle: Nachricht, Botschaft.

zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einsmal erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können, und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu befürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode vorbereiten half, in's Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

Lessing.

34.

Der Affe.

Ein drollig Eichhorn tanzt' in bunten
Und krausen Sprüngen hin und her
Auf einer Eiche, und war bald unten,
Bald oben, hüpfte kreuz und quer,
Und machte Männchen fein und zierlich.
Das sah ein Aff'. — Er sah das Spiel ein Weilchen an,
Schnell klettert er die Eich' hinan,
Den Vorrang in Possierlichkeiten
Dem Eichhornnärrchen abzustreiten.

Er that dem Eichhorn alles nach,

Und machte Männchen; sprang behende
Von Zweig zu Zweigen; aber — ach!
Das Spiel nahm ein betrübtes Ende.
Wie könnt' es auch wohl anders sein?
Der Affe fiel und brach ein Bein.

Gereizt durch sein Gewinsel kamen
Die Affenbrüder allzumal,
Und hörten, wie des Bruders Qual
Diese weise Warnung anbefahl:
Nie fremde Thorheit nachzuahmen!

Tiedge.

35.

Der Löwe und der Wolf.

Im langen Thal der Garemanten *)
Schlug König Löw' und Meister Bär
Den Richtstuhl auf; der Rathsverwandten
Gesammtes Chor stand rings umher.
Sogleich erscheint die Kuh und klaget
Der Thiere strengem Oberhaupt:
Es hab ihr Kind, eh' es getaget,
Ein unbekannter Dieb geraubt.
Der Löwe sieht umher, zu hören,
Ob in der Näh' ein Zeuge sei.
„Ich," ruft der Wolf, „kann heilig schwören,
Herr König, ich war nicht dabei."
„Und wer verklagt dich," spricht der König.
„Verläumder," fällt ihm jener ein;
„Ich bin jetzt krank und esse wenig,
Und kann es nicht gewesen sein."
„Schweig!" ruft der Löwe; „das Gewissen

---

*) Garemanten, ein erdichtetes Volk im Innern von Afrika.

Läßt einen Bösewicht nie ruhn;
Du hast der Kuh das Kalb zerrissen,
Der Bär soll dir ein Gleiches thun.“
So starb der Wolf, und wie man saget,
Verrieth sein Bauch, was er gethan. —

Lichtwer.

36.

Die Biene und die Henne.

Nun, Biene! sprach die träge Henne,
Das muß ich in der That gestehn,
So lange Zeit als ich dich kenne,
Seh' ich dich stets nur müßig gehn.
Du sinnst auf nichts als dein Vergnügen,
Im Garten auf die Blumen fliegen
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht gar sehr bemühn.
Bleib' immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch!
Wär' ich, wie du, ich thät' es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eiern unser Haus versorgen.

O! rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht so, wie du bei jedem Eie,
Aus vollem Halse zehnmal schreie, —
So denkst du, wär' ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sei mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;

Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreien wir bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du, im Neste heisch;
So präge dir es jetzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein,
Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen*)
Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.

Gellert.

37.

Die Klugheit.

Durch eines Fischers List berückt,
Ward in sein Garn ein junger Hecht verstrickt.
Das Sprichwort sagt: die Noth bricht Eisen; —
Der Kriegsgefangne macht so lang,
Bis daß es ihm zuletzt gelang,
Sich aus den Banden loszureißen.
Jetzt sprach er bei sich selbst: „Ei, ei,
Ich dacht' es nicht bei meiner Ehre,
Daß hier ein Netz verborgen wäre.
Je nun, ich bin ja wieder frei,
Kein Henker soll zum zweitenmal mich kriegen.
Doch still! was seh' ich dort vor jenem Boot
Im Wasser hin und wieder fliegen?
Beim Element, ein fetter Bissen Brod!"
Er schnappt ihn auf, und läßt, dem Netze kaum entgangen,
Sich nun durch eine Angel fangen.

Pfeffel.

---

*) Rost und Kuchen, die Wachsscheiben in einem Bienenstocke.

38.

Die Thiere und die Sonne.

„O Sonne, scheine nicht so heiß!
Ich muß vor Mattigkeit und Schweiß
Bei meiner Arbeit schier erliegen.“
So rief der Esel. — „Dank für deinen heitern Schein,
O Sonne!“ rief die Schlange mit Vergnügen,
„Leg' ich mich Stunden lang hinein.“
Die Eule schrie: „verschone mein Gesicht
Mit deinem mir verhaßten Licht,
O Sonne! kann ich kein Schlupfloch finden,
Wohin dein Strahl nicht dringt, ich werde noch erblinden!“
„Wohlthät'ge Sonne, sei mir lange noch geneigt,“
Hub eine Feldmaus an: „es reifen meine Aehren;
Vollauf kann ich mich wieder nähren.“ —
Die Sonne hört es an, scheint fort, und — schweigt.

Willamov.

39.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und fühlte Lust, sich anzubauen; —
Ein edler Trieb; denn eigner Heerd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Glut der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier woh'n ich, sprach er, wie ein König,

Dergleichen Nester gibt es wenig.
Kaum stand das Nest, so ward's verheert,
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war,
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut in niedriges Gesträuche; —
So scheu macht ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmal davon zu zieh'n.

Da baut er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe,
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sei dein eigner Herr und Knecht,
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

Lichtwer.

40.

Die beiden Hunde.

Zwei Hunde dienten einem Herrn;
Das eine von den beiden Thieren,
Joli, *) verstand die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln, —
So falsch und boshaft war sein Herz! —
Gleich fing er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie,
So blieb ihm doch das [illegible]
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Ging öfters auf die Jagd mit aus;

---

*) Die Namen der beiden Hunde, von denen die Fabel handelt, sprechen schon ihren verschiedenen Charakter aus. Beide sind aus dem Französischen entlehnt, wo Joli hübsch, niedlich, Fidel treu bedeutet.

War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt! Mann hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.
So gilt ein Bischen Witz mehr, als ein gutes Herz.

Gellert.

41.

Der Schmetterling und die Biene.

Und spiegelte mit Wohlgefälligkeit
Im Sonnenglanz sein sammtnes Federkleid.
Da sah er in dem Kelche einer Silberglocke
Ein Bienchen. — Voller Zorn schrie er: „Was will das hier?

Ein kleines, so armsel'ges Thier
Wagt sich so nah' zu mir?
Man sieht's an seinem härnen Rocke,
Daß es vom Staub geboren ist,
Im Staub zu kriechen auserkiest,
Bestimmt, sein Bischen Brod in Mühe zu erwerben
Und in der Dunkelheit zu leben und zu sterben.
Herr Gärtner! (hier rief er den Gärtner zu sich hin)
So wahr ich, seh' er selbst, das Kind der Schönheit bin,
So ist der Anblick mir nicht länger auszustehn!
Vertreib' er doch die schmutz'ge Nachbarin;
Noch besser ist's, den Hals ihr umzudrehn!"

Der Gärtner hörte lang' schon dem Geschwätze zu.
„Du bunter Taugenichts!" sprach er, „was schwatzest du?
Dir hab ich Lust den Hals zu brechen!
Du kannst von deiner Herkunft sprechen?
Du! eine Raupe sonst, für uns die größte Last,
Die du mir Blüth' und Blatt im Lenz zerfressen hast,
Und nun nichts thust, als in der Luft umher zu gauckeln,
Und, auf dein Kleidchen stolz, auf Blumen dich zu schaukeln,
Und, wenn du deine Zeit unnütz verthan,
Uns ein Geschmeiß von Raupen herzusetzen!
Und dieses Bienchen siehst du mit Verachtung an?
Ja freilich, wenn wir blos den Werth nach Kleidern schätzen, —
Und doch! wenn auch Geburt was wär',
Sie ist ein Königskind! *) allein sie ist weit mehr,
Ist Fleiß und Arbeit selbst, prangt nicht mit falschem Glanze,
Baut Häuser, sammelt mühsam ein,
Und nicht von Andrer Gut, auch nicht für sich allein;
Sie sammelt Schätze für das Ganze.
Wart'! wart'! du sollst es sehn!" — Und hiermit hascht er ihn.
Er zappelte und wollt' entfliehn.
Umsonst! Er ward zum Bienenstock getragen,
Und in den Korb hineingesteckt.

Hier hat er kaum der Bienen Fleiß entdeckt,
Sie ihn, so faßt ein Schwarm ihn bei dem Kragen,
Und schreit: „Fort, fort mit dir!
Kein Stolz und Müßiggang gilt hier;

---

*) Diese Benennung bezieht sich auf die Königin des Bienenstocks.

Wir kennen kein Verdienst, das Stand und Schneider
k'geben,
Und leben nicht, um bloß zu leben!
Wer jenes nicht durch innern Werth erwirbt,
Ist nicht des Lebens werth, und werth nur, daß er
stirbt."

Weiße.

42.

Der Hund und der Wolf.

Ein armer, magrer Wolf, der wenig Lämmer stahl,
Begegnet' einst in einem engen Thal
Dem fettesten und schönsten Hund,
Mit Namen Beißewund.

Ach, dacht' er gleich, ach wär' ich doch nur nicht
So ganz entkräftet! ei, wie schön wollt' ich mich rächen
Für manchen Biß von solchem Bösewicht!
Doch, was er denkt, das wagt er nicht zu sprechen.

So freundlich, als wenn er
Nie Hundefeind gewesen wär',
Red't er ihn an:
„Mein schöner Herr,
Gott grüße Sie! Ei! wie gesund
Sehn Sie mir aus, Sie wohlgepflegter,
Sie schöner, großer, lieber Hund!
Was sie so schön macht, und so rund,
Ach! das kommt nicht in armer Wölfe Mund!"

Und wer ist Schuld, fragt Ritter Beißewund,
Ihr armen Schlucker ihr,
Daß ihr so rund nicht seid, wie wir?
Seid ihr es denn nicht selbst? Warum behaltet ihr
Den fürchterlichen öden Wald
Zu eurem Aufenthalt,
Worin ihr euch so kümmerlich ernähren,
Den ihr bei Nacht mit Angst durchtraben müßt,
Euch einen Tag des Hungers zu erwehren?
Und Glücks genug, wenn dieß nur möglich ist. —
Was für ein bessres Loos, Herr Wolf, erwählten wir,
Als wir den öden Wald verließen!
Der Mensch, man glaubt es nicht, ist ein gesellig's Thier,
Er läßt uns ohne Neid, was er genießt, genießen,
Speiß't uns von seinem Tisch, und wenn er Gäste hat,
So macht er uns sogar mit Leckerbissen satt!

„Ei," fragt der Wolf, „ihr Glückeskinder ihr,
Was thut ihr denn dem güt'gen Herrn dafür?"

Nichts, sagt der Hund: Wir bellen nur ein wenig,
Und haben unser Fest,
Sobald ein Mensch, sei's Bettler oder König,
Vor unsrer Thür sich sehen läßt.
Dann schmeicheln wir dem Herrn und auch der Frau im Hause,
Und täglich schmausen wir dafür von ihrem Schmause;
Kurz, Freund, wir sind getreue, faule Diener,
Dagegen nehmen wir mit Knochen junger Hühner
Und zarter Tauben auch vorlieb. —

„Das thät ich auch!" fiel ihm der Lämmerdieb
Schnell in das Wort, „ich bitte, nimm mich mit,"
Und traulich traben sie, wie Brüder, Einen Schritt;
Doch nicht gar weit. — Der Wolf, der so gesellig trabt,

Betrachtet seinen Freund, sieht dessen Hals geschabt,
Steht hurtig still, und fragt: Ei! was ist das
Am Halse da? — „Nur eine Kleinigkeit;
Mein Halsband war ein wenig enge,
Nun hab' ich eines, das ist weit."

„Ein Halsband? Ei! ist denn dein Herr so strenge?
Legt er dich an?" — „Nicht allezeit,
Zuweilen nur der kleinen Kinder wegen,
Was ist daran gelegen?"

So viel, sagt Meister Wolf, daß ich
Nicht neidisch bin auf dich.
Die Freiheit ist ein viel zu edles Gut,
Ich tausche nicht; ein Narr ist, der es thut!
Freund, lebe wohl! — Der Hund sagt: warte doch!
Nein, sagt der Wolf, läuft fort, und — läuft wohl noch.

Gleim.

43.

Der junge Adler.

Auf einem hohen Felsen hatten
Zwei Adler ihre junge Brut;
Das Weib beschützte mit dem Gatten
Sie sorgsam vor der Stürme Wuth.
Einst sah'n die naseweisen Gäste
(Sie wuchsen noch gerad' heran),
Mit langen Hälsen aus dem Neste
Die Thäler unten lüstern an,
Die Alten fürchteten Gefahr
Und zogen sie in's Nest zurück.

Als Beid' einmal nach Futter flogen,
Da wagt ein Junger doch sein Glück;
Er flattert nach dem nächsten Hügel.
Doch er erreicht ihn nicht; denn ach!
Die kaum von ihm versuchten Flügel
Sind dem gewagten Flug zu schwach;
Er stürzt und fällt die Brust sich morsch entzwei.
Die Mutter ist nicht weit, sie hört das Klaggeschrei,
Und fliegt mit Mutterangst herbei.
Doch schon verstummen seine Klagen,
Er öffnet nur, des Lebens halb beraubt,
Den Schnabel noch, als wollt' er sagen:
„Ihr Aeltern, hätt' ich euch geglaubt,
So läg' ich jetzt nicht so zerschlagen
Und färbte nicht die Erde roth."

Sie wollten ihn drauf zu dem Neste tragen,
Allein jetzt war der Arme — todt.

Tiedge.

44.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort. Eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein neidischer Fuchs herbeischlich, und ihm zurief: „Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiter!" *) — „Für wen siehst Du mich an?" fragte der Rabe. — „Für wen ich Dich ansehe?" erwiederte der Fuchs. „Bist Du denn nicht der rüstige Adler, der täglich von der

---

*) Der Adler war dem Jupiter heilig, daher diese Benennung.

Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst Du Dich? Sehe ich denn nicht in deiner siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir Dein Gott durch Dich zu senden fortfährt?" — Der Rabe erstaunte, und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. „Ich muß," dachte er, „den Fuchs nicht aus diesem Irrthum bringen." Großmüthig dumm ließ er ihm seinen Raub herabfallen, und flog stolz davon. Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf, und verzehrte es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in Schmerz; das Gift fing an zu wirken — der Fuchs war nicht mehr. — So geht es dem Neidischen. Oft bringt das, um dessen Besitz er Aud're auf alle Weise zu bringen sucht, ihm, wenn er's erlangt, Verderben. *)

Lessing.

45.

Die Fliege und die Biene.

Zur Biene sprach die Fliege:
„Geliebte Biene, sprich,
Was machst du, daß man dich
Auf keinem deiner Züge
Verfolgt und jagt, wie mich?
Vor jeder Hand muß ich
Mein kleines Leben hüten.
Du schwingst dich frei empor,
Holst ungestraft aus Blüthen
Den Honigseim hervor.

---

*) Mit dieser Fabel ist die Erzählung S. 38. zu vergleichen, in der die nämliche Wahrheit, wie in dieser Fabel gelehrt wird.

Mir — streck' ich meinen Rüssel,
Nach eines Armen Brod,
Nach eines Reichen Schüssel,
Mir droht sogleich der Tod.
Ich glaube, könnt' ich stechen
Und mich so scharf wie du
An meinen Feinden rächen,
Man ließe mich in Ruh."
„Du irrst!" versetzt die Biene,
„Was noch weit sichrer mich
In Schutz nimmt, ist, — daß ich
Durch Fleiß den Menschen diene."

Tiedge.

46.

Die Wespen im Honigtopfe.

Ein Schwarm Wespen war in einen Honigtopf gekrochen, und ließ es sich allda wohl schmecken. — Doch jetzt, als sie wieder fort wollten, konnten sie nicht; denn die zähe Süßigkeit hatte Flügel und Füße unbrauchbar gemacht. Kläglich jammerten sie nun über ihr nahes Ende.

Eine einzige hatte sich vorsichtig am Rande erhalten, weniger genossen, aber auch sich nicht gefangen. — „Ihr dauert mich, Schwestern!" rief sie, indem sie fortflog; „aber ihr hättet auch die Schwierigkeit des Herauskommens bedenken sollen, ehe ihr so tief hinein euch wagtet."

Der Weg zum sündhaften Vergnügen ist leicht. Doch desto schwerer fällt es, von ihm sich loszureißen. Daran denke man vorher; denn nachher ist es zu spät und fruchtlos.

Meißner.

47.

Der Hirsch, der Hase und der Esel.

Ein Hirsch mit prächtigem Geweih'
Von achtzehn Enden, ging spazieren.
Ein Hase lief vorbei,
Sah, ihn, und stutzte. — Starr auf allen Vieren
Steht er, und gafft ihn an,
Macht Männchen, geht heran,
Sagt: „Lieber, sieh mich an!
Ich bin ein kleiner Hirsch;
Denn, spitz ich meine Ohren,
So hab ich solch Geweih, wie du."

Ein Esel hörte zu,
Sprach: „Häschen, du hast Recht,
Wir sind von einerlei Geschlecht,
Der Hirsch, und ich, und du."

Der Hirsch that einen Seitenblick,
Und ging in seinen Wald zurück.

Gleim.

48.

Der Reiche und die Cicade.*)

Von Elfenbein und feinem Golde ließ
Ein Reicher zu Korinth sich einen Käfig bauen,

---

*) Die Cicaden sind Insekten, die zu den Heuschrecken und Grillen gezählt werden. Eine Art derselben wurde von den alten Griechen und Römern ihres Gesanges wegen sehr hoch geschätzt. Dieser Gesang besteht aber nur in

Zum neuen Schmuck in seinem Prunkgemach.
Und in des Käfigs glänzendem Gegitter
Ward sorgsam ein Cicadenpaar verschlossen,
Und ein Gefäß von Gold und Alabaster,
Erfüllet mit Hymettus *) duft'gem Honig,
Hineingestellt den kleinen Sängerinnen
Zur Kost und Labung. Also stand der Käfig,
Ein kleiner Tempel, an Gestalt und Schönheit
Latonens Dom, **) dem weltberühmten, ähnlich.
Chrysanthes — also hieß des Reichen Name —
Erlauschte nun mit seinen Tischgenossen
Der Musenvöglein süße Stimm' und Lieder.
Allein umsonst! Sie saßen stumm und trauernd.

Da zürnte sehr der reiche Mann und sagte:
Weßhalb verschmäht ihr uns mit euren Tönen,
Gleichwie des Landvolks Ohren, zu erquicken?
Hab' ich nicht einen Palast euch erbauet,
Von Göttern selbst bewohnt zu werden würdig?

Nun öffneten die Vöglein ihre Lippen
Und sangen leis' in trauervollen Tönen:
„Es fehlet uns der goldne Tag der Freiheit.
Wir sollen dienend dir den Saal nur schmücken.
Willst du Gesang von uns, so pflanze Myrthen,
Und birg dich horchend in des Wäldchens Schatten."

Krummacher.

Tönen, welche die Männchen, vermittelst merkwürdiger Werkzeuge in ihrer Bauchhöhle, die von außen durch zwei runde Klappen bedeckt sind, hervorbringen.

*) Ein Berg in der Nähe von Athen, vorzüglich wegen der Menge und der Vorzüglichkeit des Honigs bekannt, den die Bienen hier einsammeln.

**) Latonens Dom, ein dem Apollo geweihter Tempel auf der Insel Delos, einer der Cycladen im ägeischen Meere. Er wurde von Latona erbaut und galt für eins der größten und prachtvollsten Kunstwerke Griechenlands.

49.

Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das gold'ne Waizenfeld
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst in Nahrungsgeschäften aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir schweben in großer Gefahr!
Der Herr des Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Der Waizen ist reif, die Mahd *) muß geschehn;
Geh, bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn.
O, sagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit,
Nicht flugs sind die Nachbarn zum Dienste bereit.
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir schweben in neuer Gefahr,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen die treulosen Nachbarn im Stich;
Geh' rings um zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth sehn,
So helfet ihm morgen sein Waizenfeld mähn!
O, sagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit,
Nicht flugs ist die Sippschaft **) zur Hilfe bereit.
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach Mutter, wir schweben in höchster Gefahr.
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:

---

*) Das Abmähen.
**) Die Verwandtschaft.

Uns ließen auch unsre Verwandten im Stich;
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wenn morgen die Hähne krähn,
Selbander uns rüsten, den Waizen zu mäh'n.
Ja, sagte die Wachtel, nun ist's an der Zeit!
Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit!
Wer Nachbarn und Vettern die Hilfe vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Lüfte gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand. —
Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
Und über den Stoppeln ging Tags drauf der Wind.

Langbein.

50.

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn.
Die Alte gibt's der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein; sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit strupfigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,

Und will ihr Kind aus der Gefahr befrein;
Setzt zehnmal an und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheu'n.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente;
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreit?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen;
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name: Held;
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren,
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Gellert.

51.

Der Papagey.

Ein großer, grauer Papagey,
Dem Käfig und der Stadt entflogen,
War auf die Nachbarschaft in einen Hain gezogen,
Von Vogelsang belebt und süßer Melodei.
Hier nahm er eine Kennermiene,
Ein Richteransehn an, und tadelte das Lied
Der Nachtigall: — „sie trillert, — schleift — und zieht
Zu viel." — Der Hänfling — meinet er — verdiene
Den Namen eines Sängers nicht

Die Grasmück hätt' es noch zu etwas bringen können,
Wenn sie nur seinen Unterricht
Genossen. — Kurz, kein Vogel war zu nennen,
Dem er nicht dies und das verwies.
Sobald sich, hier und da, ein Sänger hören ließ,
Pfiff er so lange drein, bis sie beschämet schwiegen.
Doch endlich müde dieser Schmach,
Versammeln sie sich in ein Chor, verfügen
Sich hin zum Papagey, und eine Lerche spricht:
„Du pfeifst uns immer aus, und gibst uns immer Lehren,
Du singst vermuthlich schön: — laß dich auch einmal hören." —
Doch Papchen kratzt den Kopf, sieht albern aus und spricht: —
„Ich pfeife nur, ich singe nicht." —

Pfeffel.

52.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
„Mich dauert," sprach er „dein Gefieder;
O sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm."

„Mich," sprach sie, „lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört' ich den Ton der Lieb' und Freude.
Ich lief! kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon." —

„Das Netz," sprach dieser, „nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär',
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr."

Er fliegt, und ruft noch: „merk' es dir!" —
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
„Sprich," rief sie, „wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm."

„Die Freundin," sprach er, „ging mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah;
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu sein, kam ich geflogen,
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!"

„Die Ruthe," sprach sie, „nicht zu sehn?!
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dich's nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist."

Gellert.

53.

Die Wünsche eines Esels.

Ein junger Esel sollte nun
Bei einem Gärtner Dienste thun;

Es war im Mai. Der frühen Blumen Heerde
Packt man, in Töpfen mit der Erde,
Ihm täglich auf, und treibet ihn
Damit zum nahen Städtchen hin.
„Das schwere Zeug! Wer mag doch Lenz und Blumen lieben?
O Sommer, komm' nur bald!" — Er kommt, die Ruhe nicht.
Man gibt dem Grauen Kohl, Salat und Rüben
Zu schleppen, schwerer, da die Sonne heißer sticht.
„Geduld! der Herbst macht dieser Qual ein Ende." —
„Ihr Knechte!" ruft im Herbst der Gärtner, „regt die Hände!
Das Obst den Bäumen abgepflückt,
Und tücht'ge Lasten in die Stadt geschickt!" —
„Ein neues Kreuz! Doch in den Wintertagen
Gibt mir gewiß die Erde nichts zu tragen.
O Winter eil' herbei!" Der Winter schleicht heran;
Dem Knechte wird nun anbefohlen,
Zweimal im Tage Mist zu holen.
„Nun Mist? und zweimal gar? O Lenz, komm bald heran!"

Der Knabe wünschet sich zum Jüngling, der zum Mann;
Der Alte finge gern beim Knaben wieder an.

Nicolay.

54.

Die Flinte und der Haase.

Ein Jäger schlief im Haberschwaden,
Und stützte sich auf seine Hand.
Sein Rohr mit grobem Schrot geladen,

Lag ihm zu Füßen aufgespannt.
Ihn sah und floh ein blöder Hase,
Der doch die Furcht bald fallen ließ,
Bald näher kam, und mit der Nase
An die geladne Flinte stieß.

„Verweg'ner geh'!" hub hier die Flinte
Mit drohenden Geberden an:
„Wie, weißt du nicht, daß ich noch heute
Dich nach der Hölle schicken kann?
Vor meinem Blitz erschrickt der Tiger,
Der Löwe, Bär, das Schwein und Rind,
Die alle muthiger und klüger,
Als ein verzagter Hase, sind."

„Mein Freund, du irrst in deinem Satze!"
Warf ihm der Langohr lachend ein,
„Vor deinem Droh'n läuft keine Katze,
Dein Herr ist's, den wir alle scheu'n:
So lange dessen Augen wachen,
So fürchtet dich auch jedes Thier;
Allein, wenn sie sich dunkel machen,
So hat es keine Noth allhier."

Was hilft Gesetz, was helfen Strafen,
Wenn Obrigkeit und Fürsten schlafen.

Lichtwer.

55.

Die Taube und die Biene.

Eine zarte Biene fiel
Jüngst in's Wasser, und voll Beben
Rang sie um ihr theures Leben.

Jeder kleinen Welle Spiel
Länger noch zu wiederstehn,
Ist ihr fast die Kraft benommen:
Wird nicht schnell ein Retter kommen,
Muß die Kleine untergehn!
Und ein sanftes Täubchen weilt
Noch am Strand, es sieht der Armen
Aengstliches Geschäft, und eilt
Sie zu retten aus Erbarmen.
„Bienchen!“ ruft es, „fasse Muth!“
Wohl besonnen, ohne Säumen,
Wirft es von den nahen Bäumen
Zweiglein in die klare Fluth.
Bienchen landet, wie im Kahn,
An dem sichern Ufer an.
Schüttelt seine nassen Schwingen,
Eilt den Blumen wieder zu,
Das Versäumte nachzubringen.
Und einst saß in guter Ruh,
Halb versteckt vom dichten Laube,
Nah am Nest die sanfte Taube.
Sie zu tödten mit dem Blei,
Schlich der Jäger schlau herbei.
Schon das furchtbare Geschoß
Sieht die Biene sich erheben;
Zitternd für der Freundin Leben
Stürzt sie auf den Jäger los,
Läßt ihn ihren Stachel fühlen,
Daß vor Schmerz der schlaue Mann
Hastig zuckt, nicht gerade zielen,
Und die Taube fliehen kann.

Michaelis.

56.

Die Biene und die Maus.

An einem jener Wintertage,
Im kalten Monat Januar,
Wo Alles kahl und öde war,
Brach die damit oft verwandte Plage
Des Mangels in ein Bienenhaus.
Es ging der ganze Vorrath aus;
Im Feld' und Walde gab es nichts mehr, sich zu nähren,
Und ach! von bloßer Luft läßt sich nicht lange zehren;
Auch war das Völkchen bald dem Untergange nah.
Als dies des Stocks Besitzer sah,
Bracht' er zu ihrem Rettungsmahle
Von Honig eine volle Schale.
Indeß hatt' eine Maus, die sich dort einquartieret,
Die leckre Kost bald ausgespüret,
Und stellet sich als ungebetner Gast,
Wie dieses Völkchen pflegt, keck auf die Mast.
Der Abgang mußte bald Verdacht erwecken,
Und sich der Thäter schnell entdecken.
Die Falle ward gestellt, und in der ersten Nacht
Der Dieb gefänglich eingebracht,
Und auch sogleich zu dem Prozeß geschritten.
Statt vieler, hier umsonst erhobner Bitten,
Hob mit dem Herrn des Stocks die Maus zu richten an:
„Grausamer, ungerechter Mann!
Schein' ich den Tod ja zu verdienen,
Warum bestrafst du nicht die Bienen?"
„Weil ich," versetzt' er, „Fleiß
Von Müßiggang zu unterscheiden weiß.
Wer hat in vor'gen Sommertagen
Mir diesen Honig eingetragen?

Ist's nicht die Bien'? Und wer, wer frißt
Mir, was in Küch' und Keller ist?
Bist du es nicht? — Und deiner sollt' ich schonen
Und künft'ge Missethat mit Honig noch belohnen?
Den Besen her!" — Vergebens war ihr Flehn;
Mit einem Schlag war's um die Maus gescheh'n.

Der Fleiß'ge, der der Welt durch seine Kräfte nützt,
Verdient beim Mangel bloß, daß man ihn unterstützt.
Allein der Weg vom Müßiggange
Führt von der Bettelei zum Diebstahl und zum Strange.

Weiße.

57.

Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die jedes Thier ohn' Ursach biß;
Und was sie biß, das trieb's nicht lange,
Die Wunde schwoll, es starb gewiß.

Das ging ihr lange Zeit von Statten.
Bis, da sie einst im Grase spielt,
Sie endlich ihren eignen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
Mit einer solchen Wuth nach sich,
Daß sie darüber sterben mußte. —
Daran, Verläumder, spiegle dich!

Lichtwer.

58.

Der Wolf und die Ziege.

Auf eines Felsens steiler Höh',
Die weder Gras, noch fetten Klee
Dem Hungrigen zur Speise gab,
Stand eine Ziege. „Komm herab,
Du Kleine, Schmale, Liebliche!"
Rief Räuber Wolf zu ihr hinauf;
„Was stehst du nur da oben drauf?
Dort triffst du keinen guten Fraß
Für deinen lieben Magen an!
Hier unten wächst so schönes Gras,
Daß man sich artig mästen kann;
Auch stehn an kleinen Wasserfällen
Viel junge Bäumchen abzuschälen,
Die, glaubt' ich, schmeckten dir so süß,
Wie Zuckerrohr! Es ist gewiß!
Du Liebliche!" — — „Herr Wolf, Sie sind
Sehr gütig, wahrlich! geben Sie
Sich aber doch nur keine Müh'
Um meinen Magen, denn ich bin
In Wahrheit keine Schmauserin,
Ich halt' es mit gesunden Kräutern,
Und mag mit fettem Gras und Klee
Nicht eben meinen Leib erweitern!
Ich klettre gern! Herr Wolf, adieu!"

Gleim.

52.

Die Fliegen.

„Was mag wohl in der Schale sein?
Gift oder Zucker? Wer will's wagen?
Wer fliegt von uns zuerst hinein?"

Sprach eine Fliege zu der andern. — „Ich will's wagen!"
Rief eine. — „Welche Kost! ich kann es euch nicht sagen,
Wie süß! Verlangt ihr es so gut, wie ich,
So fliegt herbei! Hier ist genug für euch und mich!"
Sie thaten's. — „Welch Gericht! Das ist Ambrosia!" *)
So hieß es jetzt; bald aber hie und da:
„O Weh! O Weh! Wie wird mir? Falsche! Das ist Gift!
Du mordest uns, Verruchte!" — „Flucht mir nicht! Mich trifft
Ein gleiches Schicksal. Ach, daß keine sich
Mir widersetzte, keine klüger war, als ich!"
Sie sprach's, fiel todt dahin, mit ihr der ganze Haufen.
Man muß nicht mit Gefahr sich kurze Lust erkaufen.

Willamov.

60.

Das Glück des Esels.

Ein Esel zog in kurzem Trab
Mit faulem Dünger durch die Straßen;
Der Dunst, den dieser von sich gab,
War eine Pest für alle Nasen.
Die ekle Fracht war kaum erblickt,
So trat ein jeder auf die Seite;
„Ei, ei! sprach Langohr hochentzückt,
„Wie ehren mich die guten Leute!"
Er trug an einem andern Tag
Den Raub von zwanzig Blumenbeeten,
Der bunt in seinen Körben lag,
Die süßen Balsam von sich wehten.
Er ward umringt. Der Nasenschmaus

---

*) Ambrosia, d. i. Götterspeise.

Hat Jung und Alt herzugetrieben. —
„Ha," rief das Thier mit Thränen aus,
„Wie mich die guten Leute lieben!"

Beglückte Dummheit, sollte sie
Nicht selbst des Weisen Neid erregen?
Was auch geschieht, weiß ihr Genie
Zu ihrem Vortheil auszulegen.

Pfeffel.

61.

Der Leopard und das Eichhorn.

Der Leopard schlief unter einem Eichbaume seinen unruhigen Mittagsschlummer. Auf dem Baume selbst jagten sich ein paar muntere Eichhörner in sorgenloseſter Fröhlichkeit umher. Unvermuthet aber war eins derselben so unglücklich, herab und auf den Leoparden zu fallen. — Mit Brüllen sprang er auf, faßte mit der Tatze das zitternde Thier, und war im Begriffe es zu zerreißen. Doch plötzlich besann er sich wieder. Nein! du bist mir zu klein. Ich schenke dir das Leben. Sage mir aber, wie kommst du und deines Gleichen zu der beneidenswerthen Gabe, immer heiter und vergnügt zu sein? Mir dient der ganze Wald, und gleichwohl verfolgt mich Mißmuth im Wachen und im Traume. — Diese Beantwortung, mächtiger Leopard! ist leicht; nur erlaube mir, daß ich zuvor wieder auf einen Ast steige. Im Freien spricht es sich besser.

Die furchtbare Klaue ward geöffnet; mit drei Sätzen war das Eichhörnchen wieder in Sicherheit, und rief: Leopard, wie kannst du auf Freude und Hei-

terkeit hoffen, da täglich das Blut deiner Mitgeschöpfe dich befleckt? da du die Kraft mißbrauchst, die dir verliehen ist, und dein eigenes Gewissen der Grausamkeit dich anklagen muß? — Lebe schuldlos wie wir! Laß keinen Fluch und Jammer dich verfolgen! denn nur in einer unbefleckten Seele wohnt Ruhe und Freude.

Meißner.

62.

Die Wohlthaten.

„Hast du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns?" fragte die Biene den Menschen.

Ja wohl, erwiederte dieser.

„Und wen?"

Das Schaf! denn seine Wolle ist mir nothwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm. — Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größeren Wohlthäter halte, als dich, Biene? Das Schaf schenkt mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkest, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

Lessing.

63.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen, Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.

Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah:
So hieß es: „Petz ist wieder da!"

Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er geseh'n, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt, wie er, zu gehn:
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr! willst klüger sein, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Gellert.

64.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe, welcher sich auf einen Baum gestellt,
Hielt einen Käs' in seinem Schnabel.
Den Käse roch der Fuchs. Der Hunger rieth ihm bald,
Dem schwarzen Räuber sich zu nahen.
Ha! spricht er, sei gegrüßt! Ist hier dein Aufenthalt,

Erblickt man hier die reizende Gestalt?
Daß du gefällst, muß, wer dich kennt, bejahen.
Erlaube mir die Lust, dich itzo recht zu sehn.
Ja! der Fasan muß dir an Farbe weichen.
Ist dein Gesang nur halb so schön,
So wird an Seltenheit dir auch kein Phönix gleichen.
Den Raben täuscht das Lob, das ihm der Falsche gab.
Er kann sich nicht vor stolzer Freude fassen.
Ich, denkt er, muß mich hören lassen,
Und sperrt den Schnabel auf. Sein Käse fällt herab,
Den gleich der Fuchs verschlingt. Er sagt: Mein schönster Rabe,
Ein Schmeichler lebt von dem, der ihn zu gerne hört,
Wie ich dir itzt bewiesen habe.
Ist diese Lehre nicht zehn solcher Käse werth?
Des Fuchses Schüler schweigt, mit heimlichem Verlangen,
Den schlauen Fänger auch zu fangen.
Der trug einst Speck nach seinem Bau,
Und er begegnet ihm. Wie, spricht er, Hühnerfresser,
Ist itzo Speck dein Mal? Du lebest zu genau,
Fast wie ein Mäuschen lebt. Schalk, dein Geschmack war besser.
Sieh um in jenen Hof. Die Hennen die dort gehn,
Sind klügrer Füchse Kost: nichts schöners wird man sehn,
Dich sollte wohl ein solcher Anblick rühren.
Allein, du bist nicht dir, noch deinem Vater gleich.
Sonst warst du doch an Muth und an Erfindung reich.
Da suchte dich das Glück. Der Fuchs läßt sich verführen,
Wirft seinen Fraß dahin, setzt dem Geflügel nach.
Doch jenes macht sich unter Dach,
Und krähet, ihm zum Hohn, im sichern Hühnerhause.

†

Kräht, ruft er, kräht! mir bleibt ein fetter Fraß zum
Schmause.
Er trabt zurück und sucht. Der frohe Rabe sitzt
Auf einem Baum, wo ihn die Höhe schützt.
Den Speck hat er verzehrt. Freund, schreit er, mit
Vergnügen
Erlern' ich Füchse zu betrügen.
Gedenk, an meinen Käs'; ich denk' an deine List:
Vorhin war ich ein Thor, wie du es heute bist.

Hagedorn.

65.

Die großen und die kleinen Raubthiere.

Der König Löw' und Herzog Leopard,
Fürst Tiger, Panther und Hiäne,
Graf Luchs und Bär, und andre ihrer Art,
Kurz die Gewaltigen der Krallen und der Zähne,
Befahlen einst den kleinern Thieren,
In ihren Ländern und Revieren
Sich künftighin des Raubens zu enthalten,
Und niemals mehr, von schnöder Gier und Wuth
Getrieben, mit dem Gut und Blut
Der Schwächeren so freventlich zu schalten,
Wie sie bishero sonder Fug und Recht
Sich angemaßt — —
Erlaubet euerm Knecht,
Hob jetzt ein Hamster an, demüthiglich zu fragen,
Warum ihr Mächtigen uns Kleineren geruht,
Das allergnädigst zu versagen,
Was ihr doch selber täglich thut?
Verzeiht, wenn euer Knecht den Grund nicht sieht,
Warum man uns denn ausgeschlossen?
Was, brummt ein Bär ihn an, wir treiben es im
Großen,
Und darin liegt der Unterschied.

Krummacher.

66.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den grünen Wald
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wärm'res Land
Jenseits des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betäubt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.
Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt; mit Recht trifft also mich
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug?
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
Ein guter Wind vom Land in's Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur bleibt weit zurück und ruht
Auf Lotosblättern *) oft, womit die See
Bestreut war, und seufzt oft vor Gram und Schmerz.
Nach vielem Ruh'n sah er das beß're Land,
Den milden Himmel, der ihn plötzlich heilt;
Und vielen Spöttern war die Fluth zum Grab.
Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Gram erfüllt,
Das Leben oft beseufzt, verzaget nicht,

*) Lotos, eine Wasserpflanze mit großen, schildförmigen Blättern, die an der Küste von Nordafrika häufig gefunden wird.

Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseits des Ufers gibt's ein beß'res Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch!

K l e i s t.

67.

D e r H a s e.

Es traf sich einst ein rascher Hase
Mit einem wilden Kater auf der Straße.
Man schwatzte viel, auch von der Tapferkeit,
Und itzt entstand ein Ehrenstreit.
Herr Murner *) pries den kühnen Muth der Katzen
Und hieß die Hasen feige Matzen.
Verläumdung, rief Herr Lamp, *) du sollst mich seh'n
Dem ersten Hund beherzt entgegen geh'n.
Gut, gut. Sie trabten fort; auf einmal stießen
Sie auf das Aas von einem Schäferhund.
Lamp sah's zuerst. Mit schnellen Füßen
Läuft er, so weit er kann, läuft sich die Sohlen wund,
Und bleibt erschöpft vor Mattigkeit und Schrecken
In einem dichten Busche stecken.
Hier fand zuletzt der Kater ihn;
Nun, nun, das heiß' ich mir vor einem Aase flieh'n,
Rief er, ich suche dich schon eine halbe Stunde,
Du tapfrer Held. Ei, liebes Kind,
Versetzte Lamp, ein and'res sind
Lebendige, ein and'res todte Hunde.

P f e f f e l.

---

*) In der Dichtersprache heißt der Kater: Murner, der Hase: Lampe.

68.

Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.

Zum Sonnenzeiger sprach die Glockenuhr:
„Was ist die Zeit? Laß sehn, ob wir zusammentreffen?"
Es war ein trüber Tag; die Eitle sprach es nur,
Sich zu erheben, ihn zu äffen.
„Ich weiß es nicht," versetzt' er ihr:
„Die Stunde sieht man nur an mir,
Wenn mich der Sonne Strahlen treffen." —

„Armseliger!" fuhr jene fort,
„An keine Zeit, an keinen Ort,
An keinen Strahl bin ich gebunden.
Ununterbrochen währt mein Lauf;
Und zieht man mich des Morgens auf,
So geh' ich vier und zwanzig Stunden;
Noch mehr, ich schlage. Doch von dir
Kömmt nie ein Laut. Du kannst doch zählen?
Da, höre mich: Eins, zwei, drei, vier.
So viel ist es genau; das kann unmöglich fehlen."

Indem sie spricht, zertheilt sich gleich
Der Nebel Flor, die Wolken fliehen,
Apollo *) steht allein und strahlenreich
Am Himmel; Aehrenfeld und Teich und Wiese glühen.
Der Zeiger weiset vier, drei Viertel noch dazu.
„Wie nun?" so spricht er: „zweifelst du,
Ob von Apollen selbst belehrt, ich Wahrheit sage?
Bereit bist du auf jede Frage;
Doch, wer dir trauet, läuft Gefahr,
Daß er zu viel, zu wenig zählet.
Ich schweige, wenn mir Helle fehlet;
Ich rede selten, aber wahr." **)

Nicolay.

---

*) Apollo, der Sonnengott, stehet hier für die Sonne selbst.
**) Der Sonnenzeiger ist das Bild des Weisen, der nichts

69.

Der Mensch, das Vergnügen und der Schmerz.

Wer bist du, freundlich Kind? —
„Ich heiße das Vergnügen."
Und du Tiefäugiger, aus dessen finstern Zügen
Verdruß und Gram und Trübsinn spricht?
„Ich bin der Schmerz."
Dich mag ich nicht!
Doch du, o schönes Kind, bist mein!
„Nicht also Freund, das kann nicht sein!
Wer mich verlangt, der muß sich auch bequemen,
Hier diesen mitzunehmen." —
O pfui, das ist dein Scherz!
Wie schickst du dich denn zu dem Schmerz?
Ihr Feinde wär't so nah verbunden?
„Ja, dieß ist einmal so der großen Götter Schluß.
Sieh nur dieß feste Band, das uns verknüpfen muß;
Sie haben's selbst um uns gewunden.
Wir bleiben unzertrennt verbunden,
Und folgen stets einander auf dem Fuß."

Williamow.

70.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,

---

behauptet, als was er weiß, und schweigt, wo ihm das Licht (der Erkenntniß) fehlt.

Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sich's selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein wie ging's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum mich auszuputzen:
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht.

Gellert.

71.

Die treue Freundschaft.

Ein Rabe, den die Vögel für einen Weisen hielten, saß auf einem Baume des Waldes. Da kam der Vogelsteller, stellte sein Netz, streute Körner hinein und ging wieder fort; aber der Rabe fürchtete sich vor dem Netze und versteckte sich in das dicke Laub. Bald darauf kam ein Schwarm wilder Tauben; sie sahen das schöne Gerstenfutter, setzten sich alle und fraßen. Aber das Netz fiel zu, sie waren gefangen und flatterten darin umher. Da sprach die Führerin des Schwarmes: „Uns hilft nicht, also hin und her zu flattern; Laßt uns aber versuchen, Alle auf einmal in die Höhe zu fliegen; vielleicht vermögen wir's, das Netz mitzunehmen!" Sie flogen nun alle zugleich in die Höhe, und nahmen das Netz mit sich. Der Rabe aber hatte Alles mit angesehen, wie Einigkeit sie stark machte, und er flog in der Ferne nach.

Und die Tauben hatten sich wieder gesetzt in ein Fruchtfeld, in der Nähe eines Baumes, und berathschlagten, wie sie aus dem Netze heraus kommen möchten. Da sprach eine von dem Schwarme: „Ich habe schon längst Freundschaft geschlossen mit einer Maus, die hier in der Nähe wohnt; soll ich sie rufen, daß sie das Netz zernagt?" Und sie rief die Maus. Die kam aus ihrer Höhle heraus und zernagte die Schnüre; die Tauben aber flogen fröhlich davon, der Maus für ihre Befreiung dankend. Der Rabe, der dies Alles mit angesehen hatte, dachte bei sich, ein treuer Freund sei doch ein großes Gut. Er setzte sich deshalb in die Nähe des Mäuseloches, und rief die Maus, weil er Freundschaft mit ihr schließen wollte. Als aber die Maus heraus kam und den Raben erkannte, floh sie schnell wieder in ihre Höhle, aber der Rabe rief sie

wieder, und sagte: „Warum fliehest Du mich, willst Du nicht meine Freundin werden?“ Die Maus antwortete: „Nein, das geht nimmermehr an, denn in kurzer Zeit würde Deine angeborne Lust nach meinem Fleische dich unsere Freundschaft vergessen lassen, und Du würdest mich, wie jede andre Maus auffressen.“ Dies redete ihr aber der Rabe aus, und sie lebten beisammen ohne Mißtrauen, und waren zufrieden. Nur sehnte sich der Rabe nach seinem ersten Aufenthalte, denn er fürchtete sich hier vor den vorübergehenden Jägern. Darum sagte er eines Tages zu der Maus, wenn sie nichts dawider habe, so wollten sie wegziehen von diesem Orte, weil er da nicht verborgen genug sei; er wollte sie an einen viel heimlicheren Ort bringen, wo er auch eine treue Freundin habe, die Schildkröte, bei der sie künftig wohnen wollten. Die Maus war mit dem Vorschlage zufrieden, denn auch ihr war es unheimlich da, weil eine Katze oft in das Feld kam, und ihr nachstellte. Der Rabe faßte sie also mit dem Schnabel bei ihrem Schwänzlein, trug sie durch die Lüfte, setzte sie unter seinem Baume nieder, und rief die Schildkröte, seine Freundin. Diese kam hervor aus ihrem Teiche, und freute sich, daß ihr Nachbar wieder da sei mit einer neuen Freundin, der Maus. Die Maus grub sich eine Höhle, und alle Drei lebten nun beisammen in Frieden und Eintracht. Als sie nun eines Tages da saßen und mit einander plauderten von der Welt Lauf, da kam eilends ein Hirsch gelaufen, der blieb am Teiche stehen, und sah sich um. Da floh die Schildkröte in ihr Wasser, und tauchte unter, und die Maus verkroch sich in ihre Höhle, aber der Rabe schwang seine Flügel, und flog in die Höhe, zu sehen, ob der Jäger den Hirsch verfolge. Er sah aber nichts, kam herunter, und sprach zum Hirsche: „Sei ohne Furcht, hier ist keine Gefahr; noch kein Jäger ist in diese Gegend des Waldes gekommen. Wenn es Dir gefällt, so kannst Du hier wohnen; um den See wächst schönes

Futter und sein Wasser ist frisch zum Trunke." Als er dieß gesagt hatte, rief er die Maus und die Schildkröte; sie kamen hervor und redeten dem Hirsche auch zu, daß er bleiben sollte. Aber der Hirsch sah umher; das Gras war schön, das Wasser frisch, auch der Ort sicher vor Nachstellungen. Er machte sich also eine Lagerstätte von Moos, wohnte bei ihnen, und sie hielten treue Gemeinschaft mit einander. Eines Abends war der Hirsch nicht heimgekommen; da ward seinen Freunden bange, es möchte ihm ein Unglück widerfahren sein, und der Rabe flog aus auf Kundschaft. Er sah seinen Freund liegen, gefangen in einem Netze. Er flog zurück, brachte seinen Genossen die Nachricht, und berathschlagte sich mit ihnen, wie man den Hirsch befreien möge. Da sprach die Maus zu ihm: „Nimm mich und trage mich hin, daß ich ihm das Netz zernage!" Der Rabe trug sie schnell hin, und sie nagte an dem Netze. Indem kam auch die Schildkröte daher, und der Rabe und die Maus schalten, daß sie gekommen war. „Wohin," sagte der Rabe „willst du denn fliehen, wenn der Jäger kommt? Ich fliege fort, der Hirsch läuft weg, die Maus verkriecht sich, was willst du aber machen? Dein Gang ist langsam, du kannst dich nicht retten; auch bin ich nicht stark genug, dich zu tragen." Indem der Rabe noch so redete, kam der Jäger schon gegangen, zu sehen, ob er etwas in seinem Netze gefangen habe, und als er den Hirsch darin sah, freuete er sich. Aber ehe er noch hinkam, war das Netz schon zernagt, der Hirsch sprang in das Dickicht, der Rabe flog davon, die Maus verkroch sich, aber die Schildkröte stand und zitterte an allen Gliedern. Der Jäger ärgerte sich, daß ihm die schöne Beute entgangen war; um aber doch nicht ganz leer nach Hause zu kommen, nahm er die Schildkröte, wickelte sie in das zernagte Netz und ging weg. Doch die Maus hatte dem Allem zugesehen; sie rief ihre Freunde schnell zusammen, und berathschlagte mit ihnen, wie man die Schildkröte wieder befreien

könnte. Da schlug der Rabe vor, der Hirsch solle sich wie todt an den Weg legen, wo der Jäger vorbei kommen mußte, und er wollte auf ihm sitzen, als ob es ein Aas wäre, von dem er fräße; wenn das der Jäger sehe, so würde er gewiß sein Netz niederlegen und hinzugehn; dann sollte der Hirsch aufspringen, und langsam hin und her gehen, als hätte er ein Gebrechen am Fuße; so sollte er den Jäger immer mehr reitzen, ihn nahe an sich kommen lassen, dann aber wieder entspringen, und das so lange, bis die Maus unterdessen das Netz zernagt, und die Schildkröte sich im Walde verkrochen habe; dann wollten sie auf einmal alle davon eilen. Und wie sie's beschlossen hatten, so thaten sie auch. Der Jäger warf sogleich die Schildkröte hin, und eilte dem Hirsche nach; als aber die Schildkröte und das Mäuslein in Sicherheit waren, da sprang der Hirsch auf einmal davon, eilte schneller, als der Jäger sich's versah, ihm aus den Augen, und kam mit seinen Genossen glücklich wieder bei ihrer Wohnung an; und sie freuten sich Alle, daß sie durch ihre Freundschaft einander gerettet hätten.

Grimm.

72.

Der gewarnte Hirsch.

Ein stolzer Hirsch machte sich im Winter eine erwärmende Bewegung. Er setzte über Felsen und Hecken, sprang über Kluft und Graben, lief, wie der Wind, über den gefrornen Strom, und wieder zurück. „Recht brav!" rief ein Fuchs ihm zu. „Im Springen hast Du etwas gethan; das muß wahr sein. Aber, Freund, nimm Dich auf jener Eisbahn in Acht! Des Müllers Esel tanzte gestern dort herum, und" — „Und war

ein Esel, fiel und brach das Bein; das wußte ich längst! Aber sieh her, ob Deine Lehre sich für einen Hirsch schickt!" — Sogleich war er wieder auf dem Eise, sprang noch dreister, glitt aus, stürzte hin, und brach das Bein, wie der Esel. Ein benachbarter Jäger, der ihm schon lange vergebens nachgestellt hatte, kam nun herbei und tödtete den Hirsch ohne Mühe. „Ach," seufzte der Sterbende, „der Tod thut wehe, aber noch weher das schmerzliche Gefühl, eine freundschaftliche Warnung verschmäht zu haben.

Meißner.

73.

Die Stufenleiter

Ein schlauer Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen. Weh' mir Armen!
Rief es, ach Herr, verschone mich,
Laß meiner Jugend dich erbarmen!
Nein, sprach der Mörder, du bist mein!
Denn ich bin groß und du bist klein!

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;
So leicht wird kaum ein Floh gefangen,
Als Junker Spatz. Gib, rief er aus,
Mich frei! Was hab' ich denn begangen?
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein!

Ein Adler sah den Gauch und schoß
Auf ihn herab, und riß den Rücken
Ihm auf. Herr König! laß mich los,
Rief er, du hackst mich ja in Stücken.
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein!

Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl *)
Dem Adler in die Bruft geflogen.
Warum, rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, tödtet mich dein Bogen?
Ei, ſprach der Mörder, du biſt mein;
Denn ich bin groß und du biſt klein!

Pfeffel.

74.

Die Rehe.

Mein Kind! du wageſt dich ſo kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne.
Erſieht er dich, ſo biſt du kalt! —
So ſagt' ein Reh zu ſeinem Sohne.

Wohl! ſprach der Rehbock, ſaget mir,
Was iſt der Tiger für ein Thier?
So flieh' ich ihn als wie ein Feuer.

O Sohn! das iſt ein Ungeheuer,
Ein Scheuſal von Geſtalt; ſein blitzend Angeſicht
Verräth den Mörder gleich; ſein Rachen raucht vom Blute;
Der Bär iſt ſo erſchrecklich nicht,
Und bei dem Löwen iſt mir nicht ſo ſchlimm zu Muthe. —

Gut! unterbrach der Sohn, nun kenn' ich dieſen Herrn.
Er ging hinweg; ſein Unglücksſtern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Graſe ruhte.

---

*) Bühl, ein veraltetes Wort, das ſo viel als Hügel bedeutet

Der Rehbock stutzte zwar; doch er erholte sich
Und sprach: das ist er nicht. Der Tiger raucht vom Blute,
Und sieht abscheulich fürchterlich.
Hingegen dieses Thier ist schön, geputzt und freundlich;
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.

„O solchen Tigern geb' ich nach!"
Hob er mit Kühnheit an zu schreien:
Doch mocht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm der Tiger das Genicke brach.

Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt.
Jedoch man warne sie auch vor dem Schein von Tugend
Und vor dem süßen Gift, das in dem Laster steckt;
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

Lichtwehr.

75.

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie partheiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das Recht?

Ach, schweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben in's Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern.

Lessing.

76.

Der Knabe und die Quelle.

An eines Bächleins Quelle
Ein Knabe spielend stand,
Er trug ein Stäblein in der Hand
Und taucht es in die Welle.
Und wenn es in die Welle sank,
Das Stäblein schien gebogen,

Und dann herausgezogen,
Erschien es wieder grad' und schlank.

Das deucht dem Knaben wunderbar.
Er sprach erzürnt zur Quelle:
Du bist zwar klar und helle,
Allein dein Börnlein hell und klar
Hat mich getäuschet immerdar —
Du hast mich schnöd belogen,
Geh! bin dir nicht gewogen!
Da tönte fein und helle
Ein Stimmchen aus der Quelle:
Mein Kind, ich täusch' und trüge nicht!
Dein eignes blödes Augenlicht
Vermag nicht, meiner Wellen Spiel
Vollkömmlich durchzuschauen,
Drum solltest künftig nicht zu viel
Dem eignen Blick du trauen. *)

Krummacher.

77.

Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menschen!" so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus; man will, ich sei eins der schönsten Geschöpfe, womit Du die Welt gezieret hast, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?" — „Und was

---

*) Bekanntlich scheint ein Stab, der in das Wasser gesenkt wird, gekrümmt zu sein, was aus der Brechung der Lichtstrahlen zu erklären ist; dieses gibt dem Dichter Veranlassung zur Warnung, dem kurzsichtigen Auge nicht zu viel zu trauen, indem nicht Alles so sei, wie es uns erscheine.

meinst Du denn, daß an Dir zu bessern sei? Rede! Ich nehme Lehre an," sprach der Gott und lächelte. „Vielleicht," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren, und, da Du mich doch einmal bestimmt hast, Deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt." — „Gut," versetzte Zeus, „gedulde dich einen Augenblick!" — Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verbanden sich die Stoffe, und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel. Das Pferd sah, schauderte, und zitterte vor Entsetzen und Abscheu. — „Hier sind höhere und schmächtigere Beine," sprach Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals; hier eine breitere Brust; hier der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?" — Das Pferd zitterte noch. — „Geh," fuhr Zeus fort, „dießmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich Deiner Vermessenheit aber dann und wann zu erinnern, daure fort, neues Geschöpf, (Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel) und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern."

Lessing.

78.

Die junge Schwalbe.

„Was macht ihr da?" fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. Wir sammeln Vorrath auf den Winter; war die geschwinde Antwort.

Das ist klug, sagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und sogleich fing sie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

Aber wozu soll das? fragte endlich ihre Mutter. — „Wozu? Vorrath auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch auch! Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt."

O laß den irdischen Ameisen diese kleine Klugheit, versetzte die Alte; was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfnisse wohnen, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erweckt.

Lessing.

79.

Der Fischreiger.

Am Ufer eines Bachs, auf einer Wiese ging
Ein Reiger ernsthaft hin auf dürren Beinen,
Mit langem Hals, woran ein langer Schnabel hing.

Des Baches Wasser floß auf harten Kieselsteinen,
Durchsichtiger als ein Kristall,
Bergab, mit angenehmem Schall,
Und stand dann wieder tief. Vom Himmel ohne Wolke
Fiel warmer Sonnenstral
Auf seine Fläche, drang zum kalten Wasservolke,
Lockt' es herauf in Haufen ohne Zahl;

Er setzte sich, war guter Dinge,
Und machte tausend krumme Sprünge
Am warmen Sonnenstral.

Herr Reiger, wie so faul? du schnappst ja nicht einmal
Mit deinem langen Schnabel zu,
Und holst dir ein Gericht? du zauderst? warteſt du
Auf einen Karpfen? Ei! es wird dich nicht gereu'n;
Wenn du wirst schnappen wollen, dann wird kein Hecht mehr sein.

Wie ernsthaft stehet er! wie still!
Wie drehet er den Hals, den er nicht brauchen will!
Freund von gesunder Mäßigkeit,
Besinnt er sich und denkt: es ist noch Zeit;
Stets essen ist gemeiner Vögel Weise.
Bald aber hungert ihn, und nun sieht er sich um
Nach Karpfen oder Hecht;
Allein verschwunden ist das ganze Fischgeschlecht,
Nur Schleien schwimmen noch. Allein er ist nicht dumm,
Er hat Geschmack: Schlei' ist zu schlechte Speise
Für eines Reigers Mund; er läßt sie ziehn,
Und immer mehr noch hungert ihn.
Er geht vom Ufer ab, und watet in den Bach;
Gründlinge trifft er an, fragt aber nichts darnach,
Er läſſet sie in Frieden schwimmen, spricht:
Gründlinge fressen Reiger nicht!
Darnach den Schnabel aufzuthun,
Das wäre Schimpf für einen Leckermund.
Er sagt es, und es geht, was Fisch ist, auf den Grund.
Nicht einer läßt sich seh'n. Ei, Leckermund! wie nun?
Nachdem er lang gesuchet und geschnappt,
Wird mit genauer Noth — ein Fisch von ihm ertappt.

Gleim.

80.

Der Sturmvogel und die Schiffenden.

Ein Schiff durchschnitt des Meeres blaue Bahn,
Das Segel schwoll, die Wellen spielten
Sanftrauschend um den Kiel, Delphine wühlten
Und wälzten scherzend sich im Ocean.
Vom fernen Eiland trugen sanfte Lüfte
Des Zimmetwaldes Düfte.

Das Schiffvolk lag im milden Sonnenschein,
Und vom Verdeck ertönten Jubellieder,
Vermischt mit lautem Scherz, zum frohen Wein,
Und leiser plätscherten die Wogen.
Da kam ein Sturmfink hergeflogen,
Und ließ sich auf das Steuer nieder.

Den Unglücksvogel sah der Steuermann. Fürwahr!
Du Freudenstörer, hub er an,
Du konntest nie uns ungelegner kommen!
Doch soll dir dein Prophetenamt nicht frommen.
Dir selbst verkünde die Gefahr!

Er sprach's, ergriff die Büchse, traf
Des Vogels Brust: er fiel. Doch eh' des Todes
Schlaf
Sein Aug' umschloß, erscholl aus seinem Munde
Der ernste Spruch: „Ihr wähnet im Propheten
Der Wahrheit heil'ge Kraft zu tödten!
Umsonst! es naht die ernste Stunde,
Und euer Sträuben hemmt sie nicht.
Dann wird ihr Wort zum Sturm, ihr stilles Licht
Wird sich zu Feuerflammen röthen!" —
Er sprach's, da floß sein Leben aus der Wunde.

Gewölk stieg auf, hoch schwoll im Sturm die Fluth.
Der Blitz zerriß den Mast, es scholl Gewimmer;
Des Oceans empörte Wuth
Verschlang des Schiffes Trümmer. *)

Krummacher.

81.

Der Hund.

Philax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian, **)
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte;
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöhl und Mithridat ***)
Mußte sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen;
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh',
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doktor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

---

*) Der Sturmvogel, der sich bei einem herannahenden Sturme auf die Schiffe flüchtet, um sich zu retten, und den Seefahrern die drohende Gefahr verkündet, bezeichnet hier den lehrenden und warnenden Weisen, dem gewöhnlich mit Undank gelohnt wird. Doch die Wahrheit, die er verkündet, besteht, und Strafe, oft Vernichtung ist das Loos derer, die auf die mahnende Stimme des Weisen nicht gehört haben.

**) Ein feiner, berüchtigter Dieb.

***) Zwei Arzeneien, die von Herumträgern zu Kauf angeboten werden, und von denen die letzte für ein wirksames Gegengift gehalten wird.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantalon, sein bester Freund,
Leckt' ihn an dem heißen Munde;
O! erseufzt' er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint!

Ach! rief Phylax, Pantalon!
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wohl davon gekommen!
Sterb' ich Armer so geschwind,
O! so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief ich ein,
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen!
Ach! das macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich, und bist mir treu,
O! so hole sie herbei;
Eins wirst du dort bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eins, mein lieber Pantalon!
Hab' ich erst noch gestern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber . . . friß mir nichts davon!

Pantalon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand.

Phylax roch bei schwachem Muthe
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir Alles liegen!
Sterb' ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder! eher nicht.

Sollt' ich nur so glücklich sein,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich, — doch ich mag's nicht sagen,
Wo ich mir es hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund
Will ich dir, bei meinem Leben!
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst — hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tod noch karg;
Zwei Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst bewahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Schätze zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Gellert.

82.

Die alte und junge Forelle.

In des Rheines Silberquelle,
Die auf glatten Kieseln floß,
Zog sich eine Steinforelle
Einst ein jung' Forellchen groß.

Rings umzäunt von Dorngeflechte
Und von schroffen Steinen, sahn

Beide weder Mensch, noch Hechte
Sich dem stillen Börnlein nahn.

Söhnlein, laß dich nie verleiten,
Sprach die Mutter, in den Bach,
Der dich lockt, hinabzugleiten!
Da ist nichts, als Weh und Ach.

Daß dich nicht der Trug verderbe,
Der so manchen schon verdarb,
Kindlein, bleib im kleinen Erbe.
Also sagte sie und starb.

Und das Söhnlein sah im kühlen
Bach von ferne eine Schaar
Fröhlicher Forellen spielen,
Sonder Jammer und Gefahr.

Und nun kam mit frohen Blicken
Tanzte auf des Bächleins Rücken,
Plätscherte im Schilf und Rohr.

Lustig taumelt' er und fragte;
Wo sind die Gefahren nun?
Keiner der Gesellen wagte
Es dem Kühnen gleich zu thun.

Ihm behagt' es immer besser
In der neuen, weiten Welt.
Weiter ward der Bach und größer,
Bis er über Felsen fällt.

Hier nun riß mit Wetterschnelle
Ihn des Stroms Gewalt entlang!
Traurig blickt er nach der Quelle,
Als ihn, ach! ein Hecht verschlang.

Krummacher.

83.

Der alte Hofhund.

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hieß. Dieser war alt geworden, so daß er nichts mehr packen konnte. Da stand der Bauer einmal mit seiner Frau im Hofe und sprach: Den alten Sultan schieße ich morgen todt, der ist zu nichts mehr nütze. Der Frau that der Hund leid, und sie antwortete: Er hat uns so lange Jahre gedient, daß wir ihm wohl könnten das Gnadenbrod geben. Ei was, sprach der Mann, du bist nicht recht gescheit; er hat keinen Zahn mehr im Maule, und kein Dieb fürchtet sich vor ihm; hat er uns gedient, so hat er auch sein gutes Fressen dafür bekommen; jetzt taugt er nichts mehr, und da kann er abgehen.

Der Hund, der nicht weit davon lag, hatte Alles mit angehört. Er erschrack nicht wenig und war traurig, daß morgen sein letzter Tag sein sollte. Nun hatte er einen guten Freund, das war der Wolf; zu dem ging er Abends hinaus in den Wald und erzählte, was für ein Schicksal ihm bevorstehe. Mach dir keine Sorge, sprach der Wolf, ich weiß einen guten Rath. Morgen in aller Frühe geht dein Herr mit seiner Frau in's Heu, und sie nehmen ihr kleines Kind mit. Das legen sie während der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten, da leg du dich daneben, gleich als wolltest du es bewachen. Dann will ich aus dem Walde kommen, und das Kind rauben; du mußt mir nachspringen mit allen Kräften, als wolltest du mir's wieder abjagen. Ich lasse es fallen, und du bringst es wieder; dann glauben sie, du hättest es gerettet, und werden dir gewiß nichts Böses thun; im Gegentheil, du kommst in völlige Gnade, und es wird dir an nichts fehlen.

†

Der Anschlag gefiel dem Hunde, und, wie er ausgedacht war, so wurde er auch ausgeführt. Der Bauer schrie, wie er den Wolf mit seinem Kinde durchs Feld laufen sah. Als es aber der alte Sultan wieder zurückbrachte, da war er froh, streichelte ihn, und sprach: Dir soll nichts Böses widerfahren; du sollst das Gnadenbrod haben, so lange du lebst. Dann sagte er zu seiner Frau: Geh' gleich heim und koche dem alten Sultan einen Brei, den braucht er nicht zu beißen, und mein Kopfkissen schenk' ich ihm auch zu seinem Lager. Von nun an hatte es der Sultan so gut, als er sich's nur wünschen konnte. Der Wolf besuchte ihn und freute sich, daß sein Anschlag so wohl gelungen war. Hör, Landsmann, sprach er, du wirst doch ein Auge zudrücken, wenn ich deinem Herrn ein fettes Schaf weghole? Es wird heutzutage Einem schwer sich durchzuschlagen. Nein, antwortete der Hund, meinem Herrn bin ich treu, das kann ich nicht zugeben. Der Wolf indessen meinte, das wäre kein Ernst und kam in der Nacht den guten Bissen abzuholen. Aber der treue Sultan hatte dem Herrn Alles angezeigt, so daß dieser in der Scheune aufpaßte und dem Wolfe garstig die Haare kämmte. Der Wolf mußte zwar ausreißen, rief aber dem Hunde noch zu: Du schlechter Kerl, das soll dir nicht so hingehen!

Am andern Morgen schickte der Wolf das Schwein und ließ den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten sie ihre Sache ausmachen. Der Hund konnte Niemand als eine dreibeinige Katze zu seinem Beistande bekommen. Als sie nun zusammen hinausgingen, humpelte die arme Katze daher und streckte vor Schmerzen den Schwanz in die Höhe. Der Wolf und sein Beistand waren schon an Ort und Stelle. Aber als sie den Gegner daher kommen sahen, meinten sie, er führe einen Säbel mit sich, weil sie den aufgerichteten Schwanz dafür ansahen, und wenn die

Katze so auf drei Beinen hüpfte, dachten sie nicht anders, als sie höbe jedes Mal einen Stein auf und wollte damit auf sie werfen. Da ward ihnen beiden bange, und das wilde Schwein verkroch sich in's Laub und der Wolf sprang hinter einen Baum. Der Hund und die Katze, als sie herangekommen waren, wunderten sich, daß Niemand sich sehen ließ. Das wilde Schwein aber hatte sich im Laube nicht ganz verstecken können, sondern die Ohren standen noch hervor. Als die Katze nun umher schaute und das Schwein die Ohren bewegte, meinte sie, es rege sich da eine Maus, sprang darauf los und biß herzhaft hinein. Da erhob sich das Schwein mit großem Geschrei, sprang fort, und rief noch zurück: Dort hinter dem Baume, da sitzt der Schuldige. Der Hund und die Katze sahen dahin, und erblickten den Wolf; der aber mußte sich schämen, daß er sich so gefürchtet hatte, und von dem Hunde den Frieden annehmen.

Grimm.

84.

Das Heupferd.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebaut, und schlecht bespannt,
Konnt' endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.
Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War, eben wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.
Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:

„Ich will dem Vieh es leichter machen!“ —
Drauf ward der Wagen fortgerückt,
„Ei!“ rief das Heupferd ganz entzückt:
„Du Fuhrmann wirst an mich gedenken.
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken.“

Gellert.

85.

Der Fuchs und die Trauben.

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Traf einen Weinstock an, der schwer von falben Trauben
Um einen hohen Ulmbaum hing.
Sie schienen gut genug; die Kunst war: abzuklauben.
Er schlich sich hin und her, den Zugang auszuspähn;
Umsonst; kein Sprung war abzusehn.
Der Schalk dacht' in sich selbst: Ich muß mich nicht beschämen! —
Er sprach, und wies dem Baum ein höhnisches Gesicht:
Was sollt' ich mir viel Mühe nehmen?
Sie sind ja sau'r und taugen nicht! —

So geht's der Wissenschaft! Verachtung geht' für Müh.
Wer sie nicht hat, der tadelt sie.

Haller.

86.

Die beiden Pflugschare.

Von gleicher Art des Eisens wurden auf einer Werkstätte zwei Pflugschare verfertigt. Einer davon kam in die Hand eines Landmanns, der andere ward in einen Winkel gestellt. Erst nach mehreren Monaten erinnerte man sich desselben, zog ihn aus seiner Ruhe hervor, und siehe, er war ganz mit Rost bedeckt. Wie erstaunte er, als er seinen Gefährten wieder sah, und sich selbst mit ihm verglich! denn diesen fand er hell und glatt, ja fast glänzender, als er anfangs gewesen war. Ist das möglich? rief der Verrostete aus: einst waren wir einander gleich; was hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin? — Eben diese Ruhe, erwiederte jener, war dir verderblich. Mich hat Uebung und Arbeit erhalten, und diesen verdanke ich die Schönheit, in der ich dich jetzt übertreffe.

Meißner.

87.

Die Nachtigall und die Schwalbe.

Die Schwalbe, die sich in der großen Welt
Und im Geräusche nur gefällt,
Ihr Häuschen mitten unter Menschen bauet,
Und nie allein zu bleiben sich getrauet,
Im Hof und auf dem Teich in luft'gen Kreisen lärmt,
Und stets in dicken Scharen schwärmt,
Verlor sich einst aus diesem Aufenthalt

Der lauten Luft in einen nahen Wald;
Wie's zuging, weiß ich nicht. Hier fand sie in dem
Schatten
Der allertiefsten Einsamkeit
Die Schwester, die sie nicht gesehn seit jener Zeit,
Seitdem sie auf der Flucht vor des treulosen Gatten
Furchtbarer Rach' und Grausamkeit
Einst Thracien verlassen hatten.
Hilf Himmel! rief sie: Philomele *) hier,
In dieser Finsterniß? Wie kam der Einfall dir,
Hier deine seltnen Gaben
Zu Harmonie und Tonkunst zu vergraben?
„Wer weiß," sprach sie: „würd' ich sie haben,
Gäb' mir die Ruh der Einsamkeit
Nicht Liebe zum Gesang, zur Uebung Muß' und Zeit!" —

Ach Possen! Sieh, ich wohne mitten im Geräusche
Der Welt, und sing' ihr unaufhörlich vor!

„Und wie? hat sie denn auch für dich ein lüstern
Ohr?
Die Welt, wofern ich mich nicht täusche,
Nennt ja dein flüchtiges Gekreische
Nur Zwitschern, Singen nicht!" — Allein
Wen denkst du, Schwester! denn hier durch dein Lied
zu rühren?
Du singst ja nur den wilden Thieren!

„Gut, liebe Progne, **) laß es sein!
Gibt's Menschen, die sich meiner Lieder freun,
So wissen sie auch in den tiefsten Gründen
Mich aufzusuchen und zu finden:
Und die, die Hörer wohl, doch keine Horcher sind,

---

*) Die Nachtigall.
**) Die Schwalbe.

Vor jedem Wohlklang taub, vor jeder Schönheit blind,
Die hören eine Trommel lieber,
Und gehn bei mir so dumm, als wie bei dir, vorüber!" —

Weiße.

88.

Die Fische im Schutze der Menschen.

Ein Reiher, der, wir ihr wohl wißt,
Ein großer Freund der Fische ist, —
Ein Freund? — wie könnt ihr dies noch fragen?
Versteht sich wohl, für seinen Magen! —
Ein solcher Bursch ersah sich einen schönen Teich,
An groß und kleinen Fischen reich,
Zum Gasthof aus, wo er, wie's ihm behagte,
Stets seinen Tisch gedecket fand,
Doch so, daß er den Wirth nie um die Zeche fragte.
Zu seinem Vortheil noch verband
Er sich mit einem Wasserraben,
Ein gleicher Freund und Gast wie er,
Der auch sich pflegt' an dieser Kost zu laben.
Wenn dieser saubre Herr
Im Fluge überm Teig nach jedem Fische schnappte,
Den er hoch an der Fläch' ertappte,
Und sie geschreckt an's Ufer flohn,
So wartete auf seinen Stelzenfüßen
Herr Langhals an dem Ufer schon,
Um sie aufgabelnd zu genießen,
So daß der armen Fische Schaar,
Hier oder dort, stets in Gefahr
Vor diesen zwei Tyrannen war.

Was war zu thun? Sie kannten keine Waffen,
Um sich vor ihnen Ruh zu schaffen.

Indessen hielt man einen Rath,
Wo jedes einen Vorschlag that,
Den man verwarf und wieder einen neuen that,
Bis sich ein Karpfen ein geneigt Gehör erbat.
Sein grauer Kopf, von vielen langen Jahren
Bemoost, versprach, er sei klug und erfahren,
Und prägte jedem Ehrfurcht ein.
Ob jen's vom Alter stets mag eine Folge sein?
Das wird die Folge zeigen!

Ihr Kinder, sprach er, nur der Mensch allein
Ist fähig, Schutz uns zu verleihn.
Durch die Natur ist ihm der Thiere Herrschaft eigen,
Und denen, die nur in sein Joch sich beugen,
Gewährt er gerne Sicherheit.
Ich weiß sogar, er baut Fischweiher, Halter, Kästen,
Wo's ihm gefällt, wie Fürsten uns zu mästen,
Und wo ein Schloß solch feinen Gästen,
Wie Rab' und Reiher sind, den Zutritt ganz verbeut.
Wohlan! wir wollen unser Wasserreich
Zu gnäd'gem Schutz ihm übergeben! —

Des Graubarts Rath fand Beifall. Er soll leben!
Ertönte laut der ganze Teich.
Allein die Frage war: wer wird, das Wort zu führen,
Als Abgesandter für uns gehn?
Denn außerm Wasser kann von uns sich keiner rühren,
Ein Krebs nur oder Frosch ist hier zu deputiren.
Der Frosch schreit brav; drum ward er dazu ausersehn.
Das wichtige Geschäft war auch sehr bald geschehn.
Man ließ das Wasser ab, und die Beschützer kamen
Sehr gnadenreich mit Netzen und mit Hamen,

Und fischten unser Völkchen ein,
Und — es war eine Lust — Sie drängten sich hinein,
Um sicher nur in einem Trog zu sein.
Doch, was geschah? Darf ich dies wohl dem Leser sagen?
Sie wurden in den Folgetagen,
Beliebt' es der Beschützer gnäd'gem Magen,
Nun haufenweis zur Küche hingetragen,
Und, ach! da half kein Zappeln, hier
Gewürgt, zerstückt, zerfetzt, gesotten und gebraten.
Ach! seufzten sie: wie übel haben wir,
Wir dummen Fisch', uns nicht durch diesen Schutz gerathen!
Wir waren freilich in Gefahr
Vor Wasserraben und vor Reiher!
Doch nahmen wir mit Vorsicht unser wahr,
So bot des Teiches Grund uns eine Freistatt dar;
Jetzt stecken wir in Trog und Weiher,
Da kann der Klügste nicht entfliehn;
Selbst auf dem Boden fängt man ihn:
Hol' solche Schutzherrn doch der Geier!

Weiße.

89.

Der Löwe und der Bär.

Zur Zeit des alten Kronos *) blühte
Ein König auf der Thiere Thron,
So zahm, so mild, so voller Güte,
Als je des frömmsten Lammes Sohn.
Nichts als belohnen und vergeben
War dieses Fürsten Leidenschaft;
Auch ward in seinem ganzen Leben
Kein Frevler mit dem Tod bestraft.

---

*) D. i. in den ältesten Zeiten.

Auf einem Zug durch seine Reiche
Traf einst der thierische Trajan, *)
Im Schatten einer hohen Eiche,
Den Nestor **) aller Bären an.
Man rühmte diesen Eremiten; ***)
Er war die Fackel seiner Zeit,
Von strengen, aber rauhen Sitten,
Und gar kein Freund von Höflichkeit.
Der Großherr sprach zum finstern Greise:
Ich habe viel von dir gehört;
Man sagt, du seist der größte Weise,
Und ich erkenne deinen Werth.
Komm, folge mir nach meinem Schlosse!
Der Wechsel wird dich nicht gereu'n.
Du sollst mein Freund, mein Tischgenosse
Und mein geheimer Staatsrath sein.
Ich danke dir für deine Gnade,
Erwiedert' ihm der Philosoph: †)
Denn die genießt in gleichem Grade
Der arge Fuchs an deinem Hof.
Ein Schloß, das Buben in sich fasset,
Hat für den Weisen keinen Glanz,
Und wer nicht ganz das Laster hasset,
Der liebt auch nicht die Tugend ganz.

Pfeffel.

---

*) Trajan war römischer Kaiser vom Jahre 98 bis 117 nach Christus, ein edler Mensch und weiser Fürst. Wegen dieser Eigenschaften wird der Eigennamen Trajan als Gattungsnamen in der Bedeutung: edler, weiser Regent gebraucht; so auch an dieser Stelle.

**) Nestor, einer der griechischen Helden, die Troja belagerten. Schon im höchsten Alter wohnte er diesem Zuge bei, und nützte den Griechen vorzüglich durch reife Erfahrung und weise Rathschläge. Daher bezeichnet Nestor den erfahrnen, weisen Greis, in welcher Bedeutung der Dichter das Wort auch hier gebraucht.

***) Einsiedler.

†) Weiser.

90.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen muntern Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase: daß euch Löwen ein elender, krähender Hahn so leicht verjagen kann? — Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe: und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Beispiel von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erweckt. — Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase: ja nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten!

Lessing.

91.

Der Rohrspatz, der Gimpel und der Truthahn.

Ein Rohrspatz und ein Gimpel riefen
Beim Wettgesang den welschen Hahn
Zum Richter ihrer Lieder an.
„Ich muß den Casus *) reiflich prüfen,"
Sprach er, und, um allein zu sein,
Wich er in Phöbus **) nahen Hain,
Den hohe Felsen rund umschlangen.

---

*) Fall, Rechtsfall.
**) Eine andere Benennung Apollo's, des Gottes der Dicht- und Singkunst.

Hier sann er lange hin und her.
Er fand, daß beide trefflich sangen,
Und darum fiel der Spruch ihm schwer.
Um endlich doch zum Schluß zu kommen,
Nahm er die Zuflucht zum Apoll.
Gib du mir ein, rief er beklommen,
Zu wessen Gunst ich sprechen soll;
Ist es der Rohrspatz? ist's der Gimpel?
Flugs rief das Echo: Gimpel! Gimpel!
Und dreimal scholl's noch „Gimpel" nach.
Stolz, wie der Pfau an Juno's Festen, *)
Trat nun der Truthahn auf und sprach:
Ihr Herr'n, der Gimpel singt am besten. **)

Pfeffel.

92.

Die Berathschlagung der Pferde.

„Ha!" sprach ein junger Hengst, „wir Sklaven sind es werth,
Daß wir im Joche sind. Wie lebt ein edles Pferd,
Das frei sein will? O! wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei
Und tapfer. In die Sklaverei
Bog keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer ***) Aufenthalt;

---

*) Der Pfau war der Göttin Juno heilig.
**) Der Dichter züchtigt in dieser Fabel diejenigen, deren Urtheil über Andere nicht sowohl auf der richtigen Einsicht in das Wesen der Sache, als vielmehr auf der unbegründeten Meinung des großen Haufens beruht.
***) Geraumer für geräumiger.

Auch scheuten sie kein offnes Feld;
Sie gras'ten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir
Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten wie ein Stier;
Dem schwachen Menschen sind wir unterthan,
Dem Menschen! — Brüder, seht es an
Das unvollkommne Thier!
Was ist es, was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn.
Pfui! Auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von Fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft,
Ist er großmüthiger, als wir?
Ist er ein schönes Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert? —
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn, wir fürchten seine Macht,
Wir führen seinen Krieg, und liefern seine Schlacht;
Er siegt und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unser Werk, wir hatten es gethan!
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen! *)
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sklaverei,
Entreißet euch dem Joch und werdet wieder frei!
Wie leicht ist es, wenn wir
Zusammenhalten! — Was meint ihr?" —

---

*) Eine Anspielung auf die Triumphzüge der römischen Feldherrn nach glücklich beendigtem Kriege.

Er schwieg. Ein wieherndes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bei.
Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
Ein zweiter Nestor, sprach: „Wahr ist es, die Natur
Gab uns die prächtige Gestalt,
Die keiner hat, als wir; auch gab sie uns Gewalt
In unsern Huf. Jedoch aus mild'rer Hand
Bekam der Mensch Verstand!
Wer bauete den Stall, in dem wir sicher sind
Vor Tiger und vor Wolf, vor Regen, Frost und Wind?
Wer macht, daß wir auch dann dem Hunger widerstehn,
Wann wir der Auen Grün mit Jammer sterben sehn?
Wann Eis vom Himmel fällt und Alles wüst und todt
Auf allen Fluren ist? Wer wendet alle Noth
Und allen Kummer dann von unsern Krippen ab?
Der Mensch, der gute Mensch, den uns der Himmel gab!
Er streuet Haber aus und erndtet siebenfach,
Er trocknet süßes Gras und bringt es unter Dach.
Zwar helfen wir dabei, doch thun wir keinen Schritt
Und keinen Zug umsonst. Er macht uns täglich satt
Mit Speisen und Getränk; und wenn er Sonntag hat,
So haben wir ihn mit.
Wir dienen ihm, er uns; wir leben mit einander,
Sind mit einander frei. Der Rappe Bucephal, *)
Ein Grieche, welcher einst den Menschen Alexander
Auf seinem Rücken trug, war König in dem Stall,

---

*) Bucephalus, das berühmte Pferd des macedonischen Königs Alexanders d. G., das nur er bändigen konnte und welches ihm so theuer war, daß er nie ein anderes Pferd bestieg. Es starb an einer in einer Schlacht empfangenen Wunde; Alexander ließ es feierlich begraben und baute in der Nähe des Grabes eine Stadt, die er Bucephalia nannte.

Wie jener auf dem Thron. Und kam er in ein Feld,
Wo Ruhm zu erndten war, so war er auch ein Held;
Und beide, Pferd und Mensch, eroberten die Welt,
Und theileten den Ruhm des Sieges. Würden wir
Vom Bucephal sonst Nachricht haben?
Es läg' in tiefer Nacht begraben,
Das edle Thier!" —

Niemals besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn, er voran und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebst dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alsobald sich wieder nach dem Stalle.

Gleim.

93.

Die Raupe und der Schmetterling.

Dicht an der Erd' auf dunklem Strauche saß
Eine rauhbehaarte Raup, und fraß
Das herbe Laub. Da schwebte auf leichtem Gefieder
Vom bläulichen Himmel ein Schmetterling hernieder;
Ihn trugen die spielenden Wellen der Lüfte
Zur Blume, da trank er die würzigen Düfte.

Die Raup' erhob erstaunt vom dunklen Strauch
Ihr thierisch Haupt und seufzt': Auf niederm Bauch
Muß ich mich kriechend im Staube plagen,
Indeß den Vogel dort durch die heitre Luft
Vier goldgeschmückte Schwingen tragen.
Ihn nährt der Blumen Saft und Duft,
Und ich muß herbes Laub zernagen! —

Der Sommervogel sang: Getrost, mein verkleideter
Bruder, nicht immer
Wirst du dich plagen im rauhen Gewand;
Bald wird auch dich die freundliche Hand
Der Mutter bekleiden mit Schimmer;
Bald wird ein doppeltes Flügelpaar
Auch dich zum fröhlichen Leben erheben;
Den Staub abschüttelnd, verjüngt wie ein Aar,
Wirst du in den Lüften und Düften dann schweben. —
Drum glaube und harre der besseren Zeit,
Und trage geduldig dein staubiges Kleid!

Krummacher.

94.

Die Geschichte des alten Wolfs.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entschluß mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuße zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Hürden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennest mich einen blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert, denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein, denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist, das kann wohl sein, versetzte der Schäfer. Aber, wann bist du denn satt?

Du und der Geiz, ihr werdet es nie. Geh deinen Weg.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

„Du weißt, Schäfer," war seine Anrede, „daß ich dir das Jahr hindurch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir aber überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen."

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde.

„Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen," sagte der Wolf.

Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfere ich kaum im ganzen Jahre dem Pan. *)

„Auch nicht viere?" fragte der Wolf weiter, und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?" — —

Nicht ein einziges, fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

Aller guten Dinge sind drei, dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe," sprach er, „daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jähr-

*) Der Gott der Hirten.

lich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Wald, den Niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! welche Kleinigkeit! könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? worüber lachst du denn?"

O, über nichts. Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch jung genug dir deine liebsten Lämmer zu würgen."

Erzürne dich nicht, alter Isegrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen bloß um dich desto gemächlicher und mit desto weniger Gefahr nähren zu können.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

„Schäfer," sprach er, „ich habe mich mit meinen Brüdern im Walde veruneinigt und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weist, wie viel du von ihnen zu fürchten hast. Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in den Dienst nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe nur scheel ansehen sollen."

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen?

„Was meine ich denn sonst? Freilich."

Das wäre nicht übel. Aber, wenn ich dich nun in meine Hürden einnehme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine arme Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb in's Haus nehmen um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen — —

„Ich höre schon," sagte der Wolf, „du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!"

Wäre ich nicht so alt, knirschte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer. „Kennst du mich, Schäfer?" fragte der Wolf. Deines Gleichen wenigstens, versetzte der Schäfer.

„Meines Gleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin."

Und wie sonderbar bist du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß von todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht" —

Spare der Worte, sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh.

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden

um zu meinem Zwecke zu gelangen, dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

„Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?“ fragte der Wolf.

Dein Pelz? fragte der Schäfer. Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter den Zähnen gehabt haben.

„Nun, so höre Schäfer; ich bin alt, und werde es nicht lange mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz.“

Ei, steh doch! sagte der Schäfer. Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein, dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber Ernst, mir ein Geschenk damit zu machen, so gib mir ihn gleich jetzt. Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf entfloh.

„O die Unbarmherzigen!“ schrie der Wolf und gerieth in die äußerste Wuth. „So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet, denn sie wollen es nicht besser!“

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen.

Lessing.

95.

Das Chamäleon *) und die Vögel.

Die schwarze Farbe lebe hoch!
So rief ein Rabe jüngst am Spiegel einer Quelle,
Als ein Chamäleon vorüberkroch,
Das, wie wir wissen, seinem Felle
Leicht jede Farbe gibt. Der Rabe krähte noch,
So war das Thier schon schwarz. Ein Schwan im nahen Teiche
Gab seinem weißen Wamms den Preis,
Und das Chamäleon war weiß.
Grün ist die schönste Tracht! so rief aus dem Gesträuche
Ein Zeisig, und das Thier war grün.
Roth, schrie ein Cardinal vom Wipfel einer Eiche,
Roth ist der Farben Königin,
Und das Chamäleon erschien im Scharlachkleide;
Als aus dem duftenden Gestäude
Der Meise Stimm' erscholl: Wen reizt nicht das Lazur,
Das meinen Scheitel schmückt? Im gleichen Augenblicke
Versetzt ein Goldfasan: Wer prangt in der Natur,
Wie ich, im reinsten Güldenstücke?
Flugs färbt sich das Chamäleon
Mit blauen und hierauf mit safrangelben Tinten.
Allein was war des Augendieners Lohn?
Zuerst verlachten blos die Klügern seine Finten:
Bald aber ward ihm selbst der dümmste Gimpel feind.
Wer Jedes Freund sein will, ist Niemands Freund

Pfeffel.

---

*) Ein vierfüßiges Thier von der Größe eines Frosches und zum Geschlechte der Eidechsen gehörig, dem man sonst die Eigenschaft beilegte, seine Farbe nach dem Orte wo es sich befand, zu verändern, was jedoch von neuern Reisenden geläugnet wird.

96.

Die Esel.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu sein, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns dazu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht sein.

Mein Geschöpf, erwiederte Zeus ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit ist. Und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne, euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil sein eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, schrien die Esel, du bist allezeit weise und gnädig! — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe. *)

Lessing.

---

*) Diese Fabel enthält die Lehre: Wer stark genug ist, sein Unglück zu tragen, der ist nicht unglücklich.

97.

Die Raben und der Fuchs.

Zwei Raben fanden zu gleicher Zeit,
Was jeder gern einzeln wollte,
Der Käse schönsten, und hatten viel Streit,
Wer ihn behalten sollte.
Der Fuchs war berühmt in der Gegend umher,
Die verworrensten Fälle zu schlichten;
„Komm mit zum Fuchse!“ rief dieser und der,
„Der Fuchs soll den Handel uns richten!“

Der Fuchs nahm zuvörderst den Käs' in Beschlag,
Um ihn gerichtlich zu wahren,
Und setzte den hungrigen Parten *) den Tag,
Zu rechtlichem Spruch und Verfahren.
Da kamen so Kukuk als Elster herbei,
Die Anwaltschaft über sich habend;
Plädirten **) nach Herzensluft; trieben Geschrei
Vom Morgen bis auf den Abend.

Der Fuchs indessen? — der hörte zu;
Verzehrte den Käs' in Frieden und Ruh,
Und wußte zuletzt gar zierlich den Zwist
Durch diesen Bescheid zu beenden:
„Dieweil der Käse verstritten ist;
So hat es dabei sein Bewenden.“

Kretschmann.

---

*) Streitende Theile.
**) Plädiren: einen Rechtsfall vor Gericht vertheidigen.

98.

Der Lorbeer und der Schwan. *)

Es rauscht der Hagel, es sinkt die Saat;
Die Hütten rauchen, das Unglück naht;
Alles dampft in Flammen und Schimmer.
Es ziehn die Wolken, es zuckt der Stral
Durch Felsenhänge, durch's tiefe Thal,
Bricht ewige Bogen zu Glimmer.

Doch ernst der Lorbeer, schön belaubt,
Erhebt das königliche Haupt,
Von Feuerschlangen umhellet.
Der Ulmen knickt und Eichen bricht,
Ihn trifft der Blitz des Donn'rers nicht,
Der Felsenwände zerschellet.

Doch schwimmt, wie in Wolken der Mondeskahn,
Auf schwarzen Wellen ein Silberschwan.
Wohl reißen die Wirbel ihn nieder;
Doch, ob die Woge ihn untertaucht,
Und zürnend der Athem des Boreas haucht,
Er hebt sich mit hellerm Gefieder!

So wandelt furchtlos Apollo's Sohn,
Ob ihm des Lebens Stürme drohn,
Ob Blitze die Wälder umblinken.
Er schaut zum Himmel, der Feuer sprüht,
Zum schwarzen Abgrund ... das reine Gemüth
Läßt Phöbus Geweihten nicht sinken.

Kind.

---

*) Beide waren dem Apollo heilig.

99.

Das Pferd und der Stier.

Des Ritters Don Quixot's berühmte Rossinante *)

War kaum so dürr und matt, als das bejahrte Thier,
Das, neben einen starken Stier,
Vor seinen Pflug ein Bauer spannte.
Dem Gaule floß der Schweiß vom Bug;
Denn ihn allein ließ für den schweren Zug
Der feiste Hörnerträger sorgen.
Er schlenderte bequem beiher
Mit schlaffem Strang', als dächt' er ungefähr:
Kommst du nicht heut, so kommst du morgen!
Drob seufzte das geplagte Roß:
„O wär' ich doch des Lebens Bürde los!
Mein Mitarbeiter macht mir's sauer:
Vom Morgen an bis Sonnenuntergang
Zieht er am Pfluge keinen Strang,
Und doch schlägt mich, nicht ihn, der Bauer.
Am Abend ist ein Bündel magres Heu
Der ganze Trost für mein Gerippe;
Dagegen strotzt von Kräutern, die der Mai
Nur erst gebar, des Nachbars Krippe.
So trägt das Faulthier stets den Lohn
Für meinen sauern Fleiß davon."

Vielleicht, du gutes Thier, wird deinen Gram es lindern,
Wenn du erfährst, daß oft, in mancher Fürstenstadt,
Dein Schicksal der Geschäftsmann hat.
Sein Zeisigfutter **) nährt ihn kaum mit Weib und Kindern,
Und Eselslast erdrückt beinah' den armen Mann.

---

*) Don Quixote, der Held eines sehr berühmten spanischen Ritterromans. Sein Pferd hieß Rossinante und zeichnete sich durch seine Magerkeit aus.

**) Spärliches Einkommen.

Doch fein mit hohem Gold begnadeter College,
Der auch, dem Rang nach, oben an,
Wie dein Herr Ochse geht, sinnt bloß auf Leibespflege,
Flieht Arbeit, wie die helle Pest,
Und kutschet nur von Fest zu Fest.

Langbein.

100.

Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe, Tag, fing an zu streiten.

Arme, dunkle Mutter, sprach er, was hast du, wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet hast, zum Gefühl eines neuen Daseins; was du erschaffest, rege ich auf. —

Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? sprach die bescheidene, verschleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? Und wie kann ich anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, *) nehme Alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schooß. Sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle dein Blendwerk und neiget sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene

---

*) Nach der Fabellehre der Alten war die Nacht die Mutter der Götter und der Menschen und wird als solche mit schwarzem Gewande, verschleiertem Haupte, von den Sternen umgeben vorgestellt.

Seele mit himmlischem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahl nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllete Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Eben berührte der schwatzende *) Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schooß. Sie aber saß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone mit ewig ruhigem Antlitz.

Herder.

---

*) D. i. geräuschvoll, lärmerfüllt.

Dritte Abtheilung.

Parabeln.

Einleitung.

Wenn der Verstand des Menschen geweckt, sein sittliches Gefühl geschärft und sein Wille zur edlen That bestimmt werden soll, so geschieht dieses am leichtesten und sichersten, wenn die Wahrheit, die für den Geist zur Ueberzeugung und für die Handlungsweise zum Bestimmungsgrund werden soll, unter der Hülle sinnlicher Bilder mitgetheilt und anschaulich gemacht wird. Die Wahrheit wird dadurch lebendig, freundlich und einladend; sie prägt sich dem Geiste schärfer ein und haftet fest im Innern der Seele, wenn auch später die Hülle schwindet, in der sie vorgetragen wurde.

Es hat sich darum eine eigene Dichtungsart gebildet, die den Zweck hat, durch die Bildersprache der Natur und durch Darstellung wirklicher Verhältnisse des menschlichen Lebens lebendiger und eindringender zu unserm Geiste zu sprechen, als es die Wahrheit in unumhüllter Gestalt zu thun vermöchte. Wir nennen diese Dichtungsart nach einem griechischen Worte Parabel, welches ursprünglich Zusammen- und Nebeneinanderstellung, sodann Vergleichung bedeutet, weil in ihr ein Bild der sinnlichen und eine Wahrheit der geistigen Welt zusammen und nebeneinander gestellt werden, um diese durch jenes anschaulich und eindringend zu machen.

Es könnte scheinen, als sei diese Dichtungsart nicht verschieden von der Fabel, auch haben sie wirk-

lich das Gemeinschaftliche, daß beide ihren Stoff aus der Natur und dem Leben entlehnen, um etwas Gedachtes zu versinnlichen und zur lebendigen Anschauung zu führen; näher betrachtet offenbart sich jedoch eine wesentliche Verschiedenheit zwischen beiden. Während nämlich die Fabel eine meistens aus der Thierwelt hergenommene, immer aber in der Natur der Dinge unmögliche Begebenheit darstellt, hält sich die Parabel gewöhnlich auf dem Gebiete der wirklichen Welt; — während ferner die Fabel sich vorzugsweise auf das irdische Leben, seine Verhältnisse und Bedürfnisse bezieht und Lehren der Weisheit und Klugheit ertheilt, richtet sich die Parabel auf die unsichtbare Welt, erfaßt den Menschen von der religiösen und sittlichen Seite seines Wesens und dient so den höchsten Zwecken des geistigen Menschenlebens. Wenn daher der Fabeldichter durch Leichtigkeit und Gewandtheit, durch Witz und Scharfsinn fesseln und belustigen will, ist das Gewand, in dem die Parabel auftritt, Ernst und Würde, und sie sucht nur Ueberzeugung zu gewinnen durch die innere Kraft der in ihr liegenden Wahrheit.

Unter den Deutschen haben Wenige sich mit Glück auf diesem Gebiete der Literatur versucht, und nur zwei Schriftsteller, Herder und Krummacher, sind auf ihm als ausgezeichnet zu nennen. Von ihnen allein werden daher auch auf den folgenden Blättern einige Stücke mitgetheilt.

A.

Parabeln von Krummacher.

1.

Samuel und Eli,

oder

das erste Erröthen.

Samuel, der Knabe, diente dem Herrn zu Siloh*) vor dem Priester Eli **) und war angenehm bei Gott und den Menschen. Denn er diente dem Herrn mit reinem Herzen, und war gehorsam, und nahm zu an Weisheit.

Aber die Söhne Eli, Hophni und Pinehas, waren böse Buben, die fragten nicht nach dem Herrn, und ihre Sünde war sehr groß. Und sie standen eines Tages vor dem Hause ihres Vaters Eli unter einem Baum, und Samuel der Knabe stand unter ihnen, umgürtet mit leinenem Leibrock.

Aber Hophni und Pinehas redeten böse, unzüchtige Worte unter einander vor den Ohren des Knaben.

---

*) Siloh, eine in der früheren Zeit des jüdischen Volkes sehr ansehnliche Stadt in Westpaläſtina. Hier schlugen die Israeliten nach dem Uebergange über den Jordan die Stiftshütte auf, und da blieb sie über 500 Jahre bis zum Tode des Hohenpriesters Eli.

**) Eli war vierzig Jahre hindurch Richter über Israel, bekannt durch seine Schwachheit gegen seine Söhne, deren Laster er mit Gleichgültigkeit ansah, ohne sie zu strafen.

Da erröthete Samuel sehr, daß sein Angesicht glühete, wie der Glanz des Abends, wenn der Tag sich geneigt hat. Also erröthete der Knabe zum erstenmal. Denn er hatte noch nie ein böses Wort vernommen aus eines Menschen Munde von Jugend auf.

Aber die bösen Buben verlachten den Knaben und höhnten sein, weil er roth ward ob ihren Reden: Und Samuel wandte sein Antlitz und weinte.

Da trat Eli, der alles dieses vernommen hatte, zu dem Knaben und sprach: Mein Sohn, was weinest du? —

Da antwortete Samuel: Deine Söhne Hophni und Pinehas führten böse Reden vor mir, da bewegte sich mein Herz, und es trat mir eine feurige Gluth, ich weiß nicht wie, in das Antlitz. Und sie höhneten meiner.

Da umarmte Eli den Knaben Samuel und herzte ihn und erhub seine Stimme und sprach: Ach mein Sohn! weine nur nicht und laß dir ihr Höhnen nicht zu Herzen gehen. Du bist der Auserwählte des Herrn; aber was mich an dir erfreut, das erfüllte meine Seele mit Jammer über meine eigenen Kinder. Denn sie haben ihre Blüthe in sich selbst verderben wie vermöchten sie jemals gute Früchte zu tragen.

Und Eli weinte über seine Söhne, daß seine Augen dunkel wurden, und sie thaten ihm nichts denn lauter Herzeleid. Aber Samuel erfreute das Herz des Priesters Eli und wandelte aufrichtig vor dem Herrn.

2.

Die Freundschaft.

Zwei Jünglinge, Freunde, wie einst Damon und Pythias, *) wandelten an einem Frühlingstage Arm in Arm in einem Walde. Laß uns hier, sprach einer zu dem andern, ein Bild der Freundschaft suchen! Findet doch der Mensch so gern sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!

Siehe dort, sagte Damon, den Epheu, der sich um die junge Eiche rankt! Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, wie eine Tempelsäule, von fröhlichen Jünglingen und Jungfrauen mit dem ersten Laube des Frühlings umwunden. Der zarte Epheu umschlingt ihn, als ob er Eins mit ihm zu werden strebte. Ohne die Eiche läg' er im Staube! — Die Jünglinge sahen sich an und sprachen: „Schön ist das Bild, und lieblich schmückt das frische Grün den ernsten Eichenstamm. So trägt und erhebt das Starke, sich selbst durch Liebe veredelnd, das Zarte und Schwache. So trug auf nervigtem Arm der edle Herakles **) die kindliche Unschuld. Schöner, freundlicher Bund! — Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Siehe dort am Hügel bindet der Winzer die Rebe an den Ulmbaum! Ein kluger Verein! Das Feste trägt das Geschmeidige und Nützliche, um dem

---

*) Ueber Damon und Pythias siehe S. 56. u. f.

**) Nach der griechischen Fabellehre holte Herakles (griechisch) oder Herkules (römisch) die Gemahlin des thessalischen Königs Admetus, Alceste, die sich aus Liebe für ihren Gatten heimlich und freiwillig dem Tode geweiht hatte, aus der Unterwelt zurück, um sich dadurch für die von Admet genossene Gastfreundschaft dankbar zu beweisen.

Menschen die edelste Frucht zu bereiten. So füllet ihr uns den Becher mit Freuden! Seid uns denn dankbar gesegnet im nützlichen Streben! — Aber ist es nicht ein Bund von Menschenhand gestiftet? sagten die Jünglinge. Sein Ziel ist Gewinn. Kann nicht auch leicht der Weinstock, mit Trauben belastet, die Zweige des stützenden Baumes zerreißen? und sein breites Laub die Blätter der Ulme ersticken? — Schön ist das Bild — es ist das Bild des Vereins menschlicher Kräfte zur bürgerlichen Gemeinschaft, daß Nützliches daraus entsprieße. Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht.

Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche! riefen die Jünglinge. — Sie standen in dem vereinten Schatten zweier junger Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäume an. Welch ein herrliches Gewächs! sprachen sie. Ihre Wurzeln schlingen sich fest in einander, ihre Häupter streben in gleicher Höhe zum Himmel empor! Beide zum Himmel emporstrebend, widerstehen sie gemeinsam dem Sturm; und überwältigt er sie, — sie können nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unserer Freundschaft? fragten die Jünglinge. — Sie sahen sich an, ihre Augen glänzten, und sie umarmten sich im Schatten der männlichen Eiche.*)

---

*) Nicht da besteht wahre Freundschaft, wo der Schwächere, um getragen und geschützt zu werden, sich an den Stärkern anschließt — nicht da, wo äußerer Vortheil der Grund der Vereinigung ist, sondern nur da, wo zwei verwandte Geister in gemeinsamem Streben ein würdiges Ziel sich vorsetzen und dieses zu erreichen suchen. — Vorzüglich gelungen ist der Schluß dieser Parabel, wo der Dichter statt einer trockenen Bejahung und gegenseitigen Versicherung, die Freunde in einer ausdrucksvollen Handlung begriffen darstellt.

3.

Die Eichel.

Einem alten, frommen Bramin *) ward ein Urenkel geboren. Voll Freude über den Segen, der seinem Hause widerfahren war, sprach er: Ich will hinaus gehen, und dem großen Geist und Vater der Natur danken, der uns gesegnet hat. Möcht' er mir Gelegenheit geben, Ihn durch irgend eine gute That zu verehren! So sprach er und ging.

Die Blüthe der reinen Freude ist Dankbarkeit, und ihre Frucht Wohlthun.

Mit dem lebendigen Gefühl der Verehrung des großen wohlthätigen Geistes trat der Greis in das Gefilde und in die Schatten der Bäume. Jeder seiner Gedanken war ein Gebet. Noch funkelten die Tropfen eines frischgefallenen Regens an Halmen Blüthen und Blättern. Die Natur schien ihm verjüngt und schöner als je, obwohl er schon neunzigmal den Frühling gesehen hatte. Sie ist das Werk des guten Geistes, sprach er. Dem, der Ihn verehrt und in dem Gebilde den Bildner erkennt, veraltet sie nicht! —

Der Greis setzte seinen Weg fort. Da fand er auf dem betretenen Pfade eine Eichel. Schon hatte

---

*) Braminen oder Brahmen heißt der vornehmste unter den 4 Hauptstämmen der Indier. Unter ihnen waren die gelehrtesten und weisesten Männer. Sie führten ein einfaches Leben und zeichneten sich durch Frömmigkeit aus. Auch wurden aus ihrem Stamm die Priester erwählt. Brama ist der Name der Gottheit unter den Indiern, das Wort heißt so viel als: das Große. Sie haben eine gewisse Zärtlichkeit für die Pflanzen, als ob es empfindende Seelen wären.

Anmerk. d. Verf.

der Regen durch seine befruchtende Kraft den Keim hervorgelockt; die äußere Schale war zerspalten. Aber der Keim konnte nicht wurzeln auf dem harten, kahlen Pfade. —

Der Greis bückte sich, nahm sie auf und sprach: Schön, daß mich mein Weg hierher führte. Leicht hätte dich der Fuß des Wanderers zertreten, oder der Sonnenstral vertrocknet. Wohl mir, hier kann ich ein gutes Werk thun, und meine innere Empfindung durch That vollenden, indem ich die Zwecke der weisen Natur befördere, die mit jedem Athemzuge uns eine Wohlthat erweiset. Auch die kleinste Dankbarkeit ist eine süße Pflicht. —

Ein Jüngling, der hinter einem Eichbaum stand, hatte die Worte des Braminen vernommen. Er trat hervor, und lächelte spöttisch. — Warum lächelst du? fragte ihn der Greis. Der Jüngling antwortete: Ueber deinen kindlichen Sinn, mein Alter, daß du dich freuen kannst, einer Eichel das Leben gerettet zu haben. — Jüngling, sagte der Bramin, wie vermagst du meinen Sinn zu kennen, da du mich heute zum erstenmal siehest? Und warum spottest du des kleinen Dienstes, den ich der Natur zu leisten gedenke? Ihr gilt das Samenkorn so gut als der Baum, und ohne jenes wäre dieser nicht. — Auch die Tugend, mein Sohn beginnt mit dem Kleinen, und steigt von diesem zu dem Größern hinauf. Aber jemehr sie sich dem Urbilde und der Vollendung nähert, um desto mehr neiget sie sich zur Demuth und zur Einfalt. Und dann gilt ihr das Kleinste so viel als das Höchste. Sendet nicht auch Brama seinen Stral und Thau auf den Grashalm und die Palme hernieder? — So sprach der Greis mit freundlichem Ernst.

Der Jüngling entfernte sich schweigend und voll Ehrfurcht. Er hatte den Greis in seiner Würde

gesehen. Er wünschte zu sein wie er. Denn selbst der Leichtsinn muß in seinem Herzen die Tugend verehren

Der Bramin setzte seinen Weg fort zu einem Hügel, der ringsumher mit Dornen bewachsen war. Ihm begegnete ein Handelsmann und fragte: Denkest du noch aus der Eichel dir einen Baum zu erziehen? du wirst wohl schwerlich dich seines Schattens erfreuen!

Der Greis antwortete und sprach: Muß man beim Pflanzen nur an den Schatten des Baumes und an sich selber denken? Macht es denn die Natur so? Mein Sohn, wer nicht erst seit gestern und vorgestern gepflanzt hat, findet in dem Pflanzen selbst seinen Beruf und seine Freude.

Er kam an den Hügel. Auf der Spitze desselben, unter den Dornen, vergrub er die Eichel, und bedeckte sie sorgsam mit Erde und Moos. — Wie! unter Dornen pflanzest du? rief ihm ein Hirt entgegen; du sorgest übel für deinen Pflegling. — Freund! erwiederte der Bramin, so lange das Pflänzchen zart und klein ist, werden die Dornen es vor rauhen Winden und Verletzung beschirmen, und nimmt es zu, so wird es sich selbst hindurcharbeiten. Denn es ist eine Eiche. — Mein Sohn, ich habe dieses der Natur abgelauscht. Die gute Mutter bedenkt zugleich die Zartheit und die Stärke ihrer Pflegekinder. —

Nachdem der Greis sein Werk vollbracht hatte. trat er fröhlich den Rückweg zur Heimath an. Wer am Wege baut, dacht' er, hat viele Meister! Aber der Erfahrene geht seinen eigenen Gang! —

Als er sich seiner Hütte näherte, sprangen ihm Enkel und Urenkel entgegen, und fragten: Wo bist du so lange gewesen? Er aber versammelte sie um sich

her und erzählte ihnen Alles, was ihm widerfahren war. Und die Kindlein liebkoseten dem Greise, während er redete, die ältern aber hingen an seinen Lippen und hörten ihm zu. — O, sagte der Greis, als er vollendet hatte, es ist doch nirgends schöner, als in dem Schooße der Natur, wenn man kindlich ihren Vater liebt, und in dem Kreise der Seinen, wo man kindlich geliebt wird. Ja, liebevoller Brama! rief er, und blickte zum Himmel empor — im stillen Kreise der Natur und des häuslichen Lebens steht dein heiliger Tempel!

Die neugepflanzte Eiche wuchs bald aus dem Keim hervor, und erhob sich über die Dornen und ward ein krauser schattiger Baum. Da starb der Greis, und seine Geliebten begruben ihn auf dem Hügel. Und wenn sie den Baum sahen und sein Säuseln hörten, gedachten sie des Lebens und der weisen Sprüche des Braminen bis zu den spätesten Zeiten, und erzählten von ihm, und suchten zu werden, wie er.

Denn das Wort eines weisen Mannes ist wie ein Saamenkorn im fruchtbaren Boden.

4.

Der Apfel.

Es war ein reicher Mann an dem Hofe des Königs Herodes,*) der war sein Oberkämmerer und kleidete sich in Purpur und köstliche Leinwand,**)

---

*) So hießen vier jüdische Könige, von denen einer den Beinamen des Großen führte, obgleich nur Grausamkeit und Blutdurst seine Regierung bezeichnete. Unter diesem wurde Christus geboren.

**) Purpur und feine Leinwand gehörten zu den größten

und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Da kam zu ihm aus fernem Lande ein Freund seiner Jugend, den er in langen Jahren nicht gesehen hatte. Und der Kämmerer stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmahl an, und lud alle seine Freunde. Auf den Tischen aber standen viele herrliche Speisen in Gold und Silber, und viele köstliche Gefäße mit Salben und Wein von allerlei Art. Und der reiche Mann saß oben am Tisch und war guter Dinge, und zu seiner Rechten saß sein Freund, der aus fernem Lande gekommen war. Und sie aßen und tranken und wurden satt. —

Da sprach der Mann aus fernem Lande zu dem Kämmerer des Königs Herodes: Solch eine Herrlichkeit und Pracht, wie in deinem Hause, erscheinet mir nicht in meinem Lande weit und breit! Und er rühmte alle Pracht, und preisete ihn glücklich vor allen Menschen auf Erden.

Aber der reiche Mann, der Kämmerer des Königs, nahm einen Apfel von einem güldenen Gefäße. Der Apfel aber war groß und schön und röthlich von außen, wie Purpur. Und er nahm den Apfel und sprach: siehe, der Apfel ruhet auf Gold und seine Gestalt ist sehr schön, und reichte ihn dem Fremdling und Freund seiner Jugend. Der Fremdling aber durchschnitt den Apfel, und siehe! in seiner Mitte war ein Wurm! —

Da schaute der Fremdling seitwärts zu dem Kämmerer hin. Der Oberkämmerer aber blickte hernieder zur Erde und seufzte. *) —

Kostbarkeiten in der alten Welt und zur Auszeichnung der Fürsten und der obersten Staatsbeamten.

*) Diese Parabel lehrt, daß ein Glück, das durch äußere Pracht und Herrlichkeit blendet und täuscht, oft in seinem Innern schon den Keim der Zerstörung hat.

5.

Der Tulpenbaum.

Ein Gärtner kam zu einem andern, der auch ein Gärtner war und viele herrliche Pflanzen und Bäume erzogen hatte. Da redeten sie von allerlei Gewächsen, die, in fernen Weltgegenden geboren und einheimisch, auch in den kälteren Himmelsstrichen grünen und blühen, und nannten einander die eigenen sonderlichen Namen, welche auszusprechen und zu behalten nicht Jedermanns Sache ist. — Sie gingen aber in den Garten und besahen die mannigfaltigen Gewächse und redeten.

Da erzählte der fremde Gärtner, daß er sich ein Gewächs erzogen, welches ein sonderliches vor andern sei, genannt der Tulpenbaum; denn seine Blüthe sei den Tulpen ähnlich an Gestalt, er stamme aber aus fernen, fernen Landen, und sei nicht zu vergleichen allen andern Bäumen. So rühmte er den Tulpenbaum über die Maaßen.

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begier, auch einen solchen Baum zu haben, und er bot jenem die schönsten Bäume seines Gehäges, daß er ihm einen Tulpenbaum sendete. Und jener ging und sendete den Baum.

Und als der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen, da war der Gärtner voll Freude, und erzählte allenthalben von seinem Baume, und daß er bald Tulpen bringen würde. Der Gärtner aber und alle seine Freunde meinten, der Baum müsse von überschwenglich schöner Gestalt sein, jede Blume von herrlich glänzender Farbe und mit feurigen und purpurnen Streifen, und der ganze Baum

gleich einem auserlesenen Tulpenbeet von tausend Farben. Denn der fremde Gärtner hatte den Baum über die Maßen gerühmt.

So harrten sie, und die Tage und Stunden deuchten ihnen sehr lang, bevor er blühte und sich die Knospen aufthaten.

Endlich thaten sich die Knospen auf. Aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht. Denn sie glaubten die Gestalt seiner Blüthe müsse eine andere sein. Als sie nun aber merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüthe sei, — da achteten sie seiner Schönheit gar wenig, denn er blühete in bescheidener Schönheit und Einfalt; ja sie wurden unwillig und zürnten sehr, und brachen heimlich aus Scham und Unwillen alle Blüthen und Knospen ab, und zerstörten sie, damit sie nicht von andern ihres Rühmens wegen verspottet würden.

Also begab sich diese Geschichte. Sie lehret aber, daß man das Unbekannte und auch seine Freunde nicht über die Maßen rühmen und preisen solle. Denn der Mensch ist von Natur ungenügsam, und verlangt, das Gute solle das Beste und das Schöne das Schönste sein, und wenn er es nicht also findet, dann zürnet er und verachtet das Gute und Schöne, weil es nicht das Allerschönste und Beste ist. —

6.

Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Land-

mann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber sammt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aeuglein zutraulich umherschauten. — Und die Kinder sagten: Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie was sagen wollten! —

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!

7.

Die beiden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrete, und die Söhne und Töchter des Dorfs saßen um ihn her und höreten ihm gerne zu. Denn seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?

Da trat ein Knabe auf und sagte: Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht sein wird.

Erzähle du nur nach deiner Weise! antwortete der Lehrer, und der Knabe begann:

Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweien Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, weinte und jammerte die Mutter und wir alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erforschen.

Ich ging, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden.

Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brauſete und heulte in den Eichen und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrieen die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wundersam in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht' ich bei mir, also möge wohl dem Menschen um's Herz sein, der mit bösem Gewissen wandelt.

Kindlein, sagte darauf der Lehrer, möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den

Vater vergeblich suchtet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrei der Raubthiere ertönte?

Ach nein! riefen die Kinder allzumal und schauderten.

Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach: Ein andermal ging ich des nämlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerlei Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie aus einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm, und rings umher im Gebüsch sangen die Nachtigallen. Wir beide aber wandelten Hand in Hand, und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dacht' ich wieder bei mir selbst, also möge es wohl in der Seele des Menschen sein, der viel Gutes gethan hat.

So redete der Knabe. Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthiglich: Ja! wir wollen auch gute Menschen werden!

8.

Die Kanarienvögelchen.

Ein kleines Mädchen, Namens Karolina, hatte ein allerliebstes Kanarienvögelchen. Das Thierchen

sang vom frühen Morgen bis an den Abend, und war sehr schön, goldgelb und mit schwarzem Häubchen. Karolina aber gab ihm zu essen, Saamen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und täglich frisches, klares Wasser.

Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauern, und eines Morgens, als Karolina ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfig.

Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier, und weinete sehr. Die Mutter des Mägdleins aber ging hin und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farben, und eben so lieblich sang wie jenes, und that es in den Käfig.

Allein das Mägdlein weinete noch lauter, als es das neue Vögelchen sah.

Da wunderte sich die Mutter sehr und sprach: Mein liebes Kind, warum weinest du noch, und bist so sehr betrübt? Deine Thränen werden das gestorbene Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier hast du ja ein anderes, das nicht schlechter ist denn jenes!

Da sprach das Kind: Ach, liebe Mutter! ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt, und nicht Alles an ihm gethan, was ich sollte und konnte.

Liebe Lina, antwortete die Mutter, du hast sein ja sorgfältig gepflegt! —

Ach nein, erwiederte das Kind — ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabst, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen. So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen.

Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens; — denn sie erkannte wohl und verehrte die heilige Stimme der Natur in dem Herzen des Kindes. —

Ach! sagte sie, wie mag dem undankbaren Kinde zu Muthe sein am Grabe der Eltern!

9.

Die Namen Gottes.

Als Alexander, Philippus Sohn, zu Babylon war, ließ er aus jeglichem Lande und Volke, die er überwunden hatte, einen Priester kommen und versammelte sie allesammt in seinem Palast. Darauf setzte er sich auf seinen Thron und fragte sie — es war ihrer aber eine große Zahl — und sprach: Wohlan, saget mir, erkennet und verehret ihr ein höchstes unsichtbares Wesen? — Da verneigten sich die Priester allzumal und sprachen: Ja!

Und der König fragte weiter: Mit welchem Namen nennet ihr dasselbe? — Darauf antwortete der Priester aus Indien: Wir nennen es Brama, das heißt das Große! Der Priester aus Persien: Wir nennen es Ormus, d. h. das Urlicht! Der Priester aus Judäa: Jehovah Adonai, den Herrn, der da ist, war und sein wird. — Und so hatte ein jeglicher Priester ein eigenes Wort und einen besondern Namen, womit er das höchste Wesen benannte.

Da ergrimmte der König in seinem Herzen und sprach: Ihr habet nur Einen Herrscher und König.

So sollt ihr auch fortan nur Einen Gott haben. Zeus ist sein Name. *)

Da wurden die Priester sehr betrübt ob der Rede des Königs und sprachen: Mit dem Worte, das wir genannt haben, nennet ihn unser Volk von Jugend auf. Wie sollen wir das ändern?

Der König aber zürnte noch mehr. Da trat ein alter Weiser mit grauem Haupte hervor, ein Bramin, der ihn nach Babylon begleitet hatte; dieser hub an und sprach: Der König mein Herr erlaube, daß ich zu den Versammelten reden möge!

Darauf wandte er sich zu den Priestern und fragte: Leuchtet auch bei euch allen das himmlische Gestirn des Tages, die Quelle des irdischen Lichts?

Die Priester verneigten sich allesammt und sprachen: Ja!

Da fragte der Bramin sie, einen nach dem andern: Wie nennet ihr dasselbe? Und ein jeglicher nannte ein anderes Wort und eigenen Namen seines Landes und Volkes. Da sprach der Bramin zu dem König: Sollen sie nicht fortan das Gestirn des Tages mit gleichem Worte benennen? Helios **) ist sein Name.

Bei diesen Worten ward der König voll Scham und sprach: Lasset sie einen jeglichen sein eigenes Wort gebrauchen. Ich sehe wohl, daß das Bild und Zeichen noch nicht das Wesen ist.

---

*) So nannte er in seiner Sprache (der Griechischen) den höchsten Gott.

**) So heißt im Griechischen die Sonne.

10.

Der Maler und sein Meister.

Ein junger Maler hatte ein vortreffliches Bild verfertigt, das beste, das ihm je gelungen war. Selbst sein Meister fand nichts daran zu tadeln. Der junge Maler aber war so entzückt darüber, daß er unaufhörlich das Werk seiner Kunst betrachtete und seine Studien *) einstellte. Denn er glaubte, sich nicht mehr übertreffen zu können.

Eines Morgens, als er von neuem seines Bildes sich zu freuen gedachte, fand er, daß sein Meister das ganze Gemälde ausgelöscht hatte. Zürnend und weinend rannte er zu ihm und fragte nach der Ursache des grausamen Verfahrens.

Der Meister antwortete: Ich hab' es mit weisem Bedacht gethan. Das Gemälde war gut, als Beweis deines Fortschrittes, aber es war zugleich dein Verderben. Wie so? fragte der junge Künstler. Lieber, antwortete der Meister, du liebtest nicht mehr die Kunst in deinem Bilde, sondern nur dich selbst. Glaube mir, es war nicht vollendet, wenn es auch uns so schien, es war nur eine Studie. — Da nimm den Pinsel und stehe, was du von neuem erschaffest. Laß dich das Opfer nicht gereuen. Das Große muß in dir sein, ehe du es auf die Leinwand zu bringen vermagst.

Muthig und voll Zutrauen zu sich und seinem Lehrer ergriff er den Pinsel und vollendete sein herrlichstes Werk: das Opfer der Iphigenie! — Denn der Name des Künstlers war Timanthes. — **)

---

*) Studien sind in der Sprache der Künstler die zur Uebung und Ausbildung unternommenen Arbeiten.

**) Einer der größten griechischen Maler, ein Zeitgenosse

11.

Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie sein möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten und lockte den Sohn des Landmanns, also daß sie hingingen und die Bäumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren.

Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert und rief: Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben!

Diese Worte gingen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe.

Da antwortete jener: Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen und auf deiner Hut sein.

Als aber Gotthold, — denn so hieß der Knabe — zu Hause kam, und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu

---

des Parrhasius, mit dem er um den Vorzug stritt. Sein vollendetstes Gemälde war das Opfer der Iphigenie.

ihm hinaufzusehen. Denn er dachte, wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen. —

Jetzo trat der Vater herzu und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kinder herbei und freueten sich sehr, und aßen. Gotthold aber verbarg sein Angesicht und weinte bitterlich.

Da hub der Vater an und sprach: Mein Kind! was weinest du? — Und Gotthold antwortete: Ach! ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein anderer erscheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu sein. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt.

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und letztemal sei, daß du etwas zu verhehlen hast. Dann soll es mir nicht leid sein um die Bäumchen.

12.

Der unfruchtbare Baum.

Ein Landmann hatte einen Bruder in der Stadt, welcher ein Gärtner war und einen herrlichen Obstgarten voll der schönsten Bäume besaß,

so daß man überall seine Kunst rühmte und seine köstlichen Bäume. Da ging der Landmann auch zu ihm hin in die Stadt, und verwunderte sich der Bäume, die in schönen Reihen standen und so schlank und glatt in die Höhe wuchsen, wie die Wachslichter. —

Da sprach der Gärtner zu ihm: Siehe, mein Bruder, ich will dir einen Baum geben, den besten meiner Pflanzschule, daran sollst du und deine Kinder und Kindeskinder Freude erleben!

Darauf rief der Gärtner seine Gesellen, und zeigte ihnen den Baum, daß sie ihn ausgrüben. Der Landmann aber freute sich sehr und ließ ihn hinaustragen auf seinen Acker.

Des andern Morgens war ein großer Zwiespalt in seinem Herzen, wohin er den Baum pflanzen sollte. Denn er dachte: pflanze ich ihn dort auf der Höhe, so möchte der Wind ihn fassen, und die köstliche Frucht herabschütteln, ehe sie reif ist; und pflanz' ich ihn hier, nicht fern vom Wege, so sehen ihn die Vorbeigehenden, und die lachenden Aepfel reizen sie, mich zu berauben; setze ich ihn aber zu nahe an die Thüre meines Hauses, so ist er nicht gesichert gegen meine eigenen Kinder und das Gesinde des Hauses.

So überlegte er und pflanzte nun den Baum hinter der Scheune an die Nordseite, und sprach in sich selber: Hier wird die spähende Raubgier ihn schwerlich vermuthen! und freute sich heimlich seiner Klugheit. —

Aber siehe! der Baum brachte keine Frucht das erste Jahr, und auch nicht das zweite Jahr. — Da rief er seinen Bruder, den Gärtner zu sich hinaus

und haderte mit ihm und sprach: Du hast mich getäuscht und mir einen elenden, unfruchtbaren Knorren gegeben statt eines fruchtbaren Baumes! Denn siehe, es ist schon das dritte Jahr, und dennoch bringet er nichts als Blätter.

Da lachte der Gärtner, als er den Baum sah, und antwortete: Das nimmt mich kein Wunder! Du hast den Baum dahin gesetzt, wo er nur den kalten Wind und weder Licht noch Wärme hat. Wie soll er denn Blüthe und Frucht bringen können! Seine Natur ist edel und bleibet es. Aber du hast ihn mit bösem und argwöhnischem Herzen gepflanzt. Wie solltest du Edles und Erfreuliches ärndten können?

B.

Parabeln von Herder.

1.

Waffen und Wissenschaften.

Feder und Degen *) stritten mit einander um den Vorzug; und die Stimmen der Richter waren getheilt.

Die Gelehrten waren geschwätzig und überredeten leicht; die Gewappneten waren wild und zwangen zu ihrer Parthei. So konnte nichts entschieden werden; es stand darauf, daß beide zum Handgemenge gelassen und die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden sollte.

Da rauschten die Bücher der Bibliotheken, da tönten die Waffen der Zeughäuser; die Menschen standen zwischen Furcht und Hoffnung in voller Erwartung.

Die Feder, der Wahrheit geweiht, war vieler Unwahrheit sich bewußt; das Schwert, ein Diener Gottes, war mit unschuldigem Blut besudelt; beide hofften auf die Hilfe des Himmels, beide fürchteten seine Strafe.

---

*) „Feder und Degen" bezeichnen hier den Gelehrten und den Krieger, die mit einander um den Vorzug streiten.

Der Staat, der beider Dienst nöthig hatte und die Sitten beider mißbilligte, wollte das Ansehen haben, als ob er keinem zu Lieb oder Leid dächte. Die Feder war schwach, aber behend, schlüpfrig, wohl geübt, und sehr kühn, wenn man sie reizte. Der Degen hart, unversöhnlich, aber weniger gelenk und geschmeidig; so daß von beiden Seiten der Sieg ungewiß war.

Endlich beschloß zu beider Sicherheit die gemeine Wohlfahrt, „daß wechselsweise beide in Einem Rang bei ihr stehen, und sich unter einander vertragen sollten. Denn nur das sei ein glückliches Land, wo Feder und Degen treu dienten, nicht wo Eine von beiden nach Willkühr und Leidenschaft herrschte."

2.

Die Flecken.

Unachtsam wandelten einst im Garten der Wollust einige Fremde; bezaubert von der Anmuth der Gegenstände besahen sie Alles und geriethen zuletzt in unterirdische Grotten *)

Da spritzten Röhren auf sie und machten sie naß; sie eilten nach Hause, und als sie sich trocknen wollten, fanden sie die Flecken von sehr verschiedener Art.

Die nur von Eitelkeit, Trägheit, Geschwätzigkeit, Meinungssucht bespritzt waren, wurden bald trocken, und ihre Kleider hatten keinen Schaden.

---

*) D. h. in Fehler und Laster.

Die Hochmuth, Geiz, Neid, Unmäßigkeit genetzt hatte, trockneten langsamer; ihre Kleider verloren den Glanz.

Die endlich Wollust und Blutdurst besprengt hatte, mochten lange und oft ihre Kleider beschämt an's Feuer hängen; die Kleider schrumpften zusammen und behielten ihre Makel.

„Ach," sagte Jemand, der zusah, „für die Flecken des Gewissens ist keine Lauge und Seife."

3.

Viel und Wenig.

Ein Jüngling *) von edlem Gemüth wollte zur Königsstadt des Glückes hinauf; und wo er von Jemanden hörte, der des berganfsteigenden Weges kundig sei, den glaubte er darüber fragen zu müssen.

Und allerdings fanden sich viele, die ihm mit großer Zuversicht die Reise vorzeichneten, Philosophen, Politiker, Mönche, Einsiedler, Zauberer sogar, und die einen Vorschmack der Gottheit enthusiastisch träumten.

Von allen Seiten Reisecharten genug; wie er aber nach ihrer Vorschrift den Weg antrat — Wun-

---

*) Der Jüngling, der zur Königsstadt des Glücks hinauf will, ist der Mensch, der in der Welt sein Glück machen will, und sich deshalb bei andern Raths erholt. Jeder schlägt ihm einen andern Weg vor, aber auf keinem kommt er zum Ziele, bis er endlich dem einfachen Sinne und schlichten Menschenverstande vertraut, der ihm an die Worte: „Viel und Wenig" die treffendsten Vorschriften knüpft.

der! wie oft stieß er an! wie oft kam er ab vom Wege! an welche Klüfte, auf welche Höhen gerieth er! Er fluchte allen den Stuben-Wegweisern, die in ihrem Kopf Wege und Stege im Himmel und auf der Erde wollen ausgemessen haben.

Endlich bemerkte er von weitem einen einfach gekleideten, schlichten Mann; den suchte er mit großer Mühe zu ereilen. Ganz außer Athem trug er ihm sein Glück vor, und wie wunderte sich der fremde Mann, da er alle diese verwegenen Vorschläge anhörte.

Bisher bist du irre oder gar rückwärts gegangen, sprach er; willst du mir aber folgen, mein Freund, so thue es und merke dir zu unserer Reise nur die zwei Worte: viel und wenig.

Siehe viel; bewundre wenig. Höre viel; glaube wenig. Wisse viel; sprich wenig. Lies viel; schreibe wenig. Untersuche viel; behalte wenig. Dulde viel; billige wenig. Meide viel; fürchte wenig. Erwarte viel; hoffe wenig. Bedecke viel; hasse, rüge, verlache wenig. Ueberlege viel; beschließe wenig. Laß viel zu dir; weniges liebe. Arbeite viel; befiehl wenig. Bete viel; lehre wenig."

Der Jüngling gehorchte und reisete glücklich.

4.

Sonne und Mond.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt: er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

Vom Rathe des Ewigen ging die schaffende Stimme aus: „Zwei Lichter sollen am Firmamente glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit.“ *)

Er sprach; es ward. Aufging die Sonne, das erste Licht. - Wie ein Bräutigam am Morgen aus seiner Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seine Siegesbahn: so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt, die Erde jauchzete, ihr dufteten die Kräuter, die Blumen schmückten sich.

Neidend stand das andre Licht, und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. „Was sollen,“ sprach sie murrend bei sich selbst, „zwei Fürsten auf Einem Thron? Warum muß ich die Zweite und nicht die Erste sein?“ —

Und plötzlich schwand, vom innern Grame verjagt, ihr schönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft und ward das Heer der Sterne.

Wie eine Todte bleich stand Luna **) da, beschämt vor allen Himmlischen und weinte: „Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich!“

Und Gottes Engel stand vor der Finstern da; er sprach zu ihr des heiligen Schicksals Wort: „Weil du das Licht der Sonne beneidet hast, Unglückliche! so wirst du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dort jene Erde vor dich tritt: ***) so stehest du, halb oder ganz, verfinstert da wie jetzt.

---

*) Nach der Sonne und dem Monde wurde die Zeit in Jahre, Monate u. s. w. getheilt.

**) Der Mond.

***) Bei einer Mondsfinsterniß.

Doch, Kind des Irrthums, weine nicht. Der Erbarmende hat dir deinen Fehl verziehn und ihn in Wohl verwandelt. Geh, sprach er, sprich der Reuenden tröstend zu: „auch sie in ihrem Glanze sei Königin. Die Thränen ihrer Reue *) werden ein Balsam sein, der alles Lechzende erquickt, der das vom Sonnenstrahl Ermattete mit neuer Kraft belebt.“

Getröstet wandte sich Luna, und siehe, da umfloß sie jener Glanz, in welchem sie jetzt noch glänzt: sie trat ihn an, den stillen Gang, den sie jetzo noch geht, die Königin der Nacht, die Führerin der Sterne. Beweinend ihre Schuld, mitleidend jeder Thräne, sucht sie, wen sie erquicke; sie suchet, wen sie tröste.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt: er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

5.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder sein, und hart und grausam gegen den Schwächern handeln.“

„Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel des

---

*) Der Thau.

Friedens. „Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder morden."

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen," so sprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildniß selbst, der Treue Siegel auf sein Antlitz prägtest."

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes, liebstes Kind, zu seinem Throne trat, und seine Knie umfaßte. „Bild' ihn," sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm liebend beistehn und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt: so sollen seines Irrthums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern." *)

Der Vater der Menschen bildete den Menschen. Ein fehlbar-schwaches Geschöpf; aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd. —

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gottes-Eigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reichte dir Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Brust.

---

*) Obschon der Schöpfer wußte, daß der Mensch dem Gesetze der Gerechtigkeit, des Friedens und der Wahrheit entgegen handeln werde, ließ ihn doch seine Barmherzigkeit denselben nach seinem Bilde schaffen — eine Mahnung an den Menschen, liebend und erbarmend zu sein in seinem eignen Thun.

6.

Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten sich die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sich selbst. „Mich hat der Herr gepflanzt," so sprach die erhabene Ceder; „Festigkeit und Wohlgeruch, Dauer und Stärke hat er in mir vereint." „Jehovahs Huld hat mich zum Segen gesetzt," so sprach der umschattende Palmbaum: „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet." Der Apfelbaum sprach: „wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Paradieses." Und die Myrthe sprach: „wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter meinen Geschwistern, dem niedrigen Gesträuch." So rühmten sich alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten sich.—

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. *) „Mir," sprach er zu sich selbst, „scheint Alles versagt zu sein, Stamm und Aeste, Blüthen und Frucht; aber so, wie ich bin, will ich noch hoffen und warten." Er sank darnieder, und seine Zweige weinten. **)

Nicht lange wartete und weinte er; siehe da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der

---

*) Der Weinstock, der ohne Stütze zu Boden sinkt, weil ihm von der Natur die Stärke des Stammes und der Zweige versagt ist, der aber durch seinen erquickenden Saft den Menschen, der ihn aufrichtet, belohnt, ist ein beruhigendes Bild für den Verlassenen; — er soll harren, dulden und auf eine hilfreiche Hand hoffen, die wiederum, wenn auch oft spät — im Herbste des Lebens — für das ihm gewordene Gute belohnt.

**) Der gewöhnliche Ausdruck für das Hervordringen des Saftes aus den beschnittenen Reben.

Lüfte, das unter sich sank und Hilfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Glut der Sonne durchdrang ihre harten grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt neigete bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund. Die stolzen Bäume beneideten jetzt die schwanke Ranke: denn viele von ihnen standen schon entfruchtet da: *) er aber freuete sich seiner schlanken Gestalt und seiner harrenden Hoffnung.

Darum erfreut sein Saft jetzt noch des Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert Begeisterung und Entzückung.

7.

Der Rabe Noah's.

Aengstlich blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten und wartete, bis die Wasser der Sündfluth fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um sich rief: „Wer," sprach er, „unter euch will Bote sein, ob unsere Rettung nah ist?"

---

*) Wenn die Trauben reifen, sind die meisten Bäume schon ihrer Früchte beraubt.

Da drängte sich vor allen der Rabe hervor mit großem Geschrei: er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöffnet: so flog er hin und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hing am Aase. —

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll und schwere Dünste hingen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm auch sein Gedächtniß, wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennet er nicht und genießt an ihnen keine Vaterfreuden. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verläßet sie. Der Undankbare erzeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohns, des Dankes seiner Kinder.

6.

Die Morgenröthe.

Hast du die schöne Morgenröthe gesehen? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach: ein Strahl des unvergänglichen Lichts, die Trösterin der Menschen.

Als David einst, verfolgt von seinen Feinden, in einer schauerlichen Nacht auf dem Hermons-Berge *) saß, den trauervollsten seiner Psalmen **) spielend:

---

*) Der höchste Gipfel des Gebirges Antilibanus, zwischen Syrien und Palästina.

**) Vergl. Psalm 22.

„Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr, der Bösen Rotte hat mich rings umgeben, und ich sehe keinen Helfer!"

Siehe, da ging die Morgenröthe auf. Mit glänzenden Augen sprang sie hervor, die frühgejagte Hindin, und hüpfte auf den Bergen und sprach zu ihm, wie ein Engel auf den Hügeln: „Was grämst du dich, daß du verlassen seist? Ich riß hervor aus dunkler Nacht; aus grauenvoller Finsterniß wird Morgen."

Getröstet hing an ihrem Blick sein Auge, bis sie zur Sonne ward, und Heil der Welt aufging mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlockend wandten sich die Töne seines Gesangs, den er das Lied der Morgenröthe nannte, der frühe gejagten Hindin.

Auch späterhin sang er oft diesen Psalm und dankte Gott für die Bedrängnisse, die er in früher Jugend überstand; und jedesmal kam mit dem Psalm ihm Morgenroth in seine düstre Seele.

Tochter Gottes, heilige Morgenröthe, du blickest täglich nieder und weihst den Himmel und die Welt — weih' täglich auch mein Herz zu deiner stillen Wohnung.

6.

Weingefäße.

Eines Kaisers Tochter sprach zu einem Weisen: wie eine große Geschicklichkeit ist in dir, und du bist so häßlich! Wie eine so große Weisheit in einem so schlechten Gefäß!

„Sage mir," sprach der Weise, „in welchen Fässern habt ihr euern Wein liegen?" „In irdenen," sagte sie. „Und seid so reich! bitte deinen Vater, daß er den Wein in silberne Fässer lege." Sie that's, und der Wein ward Essig.

„Warum hast du meine Tochter zu solcher Thorheit vermocht?" fragte der Kaiser; der Weise sagte ihm die Veranlassung, und behauptete, daß in einem und demselben Menschen Weisheit und Schönheit selten beisammen wohnen.

„Ei," sagte der Kaiser, „es gibt doch auch schöne Menschen, die gelehrt und gescheidt sind!" Wenn sie nicht schön wären, wären sie wahrscheinlich gelehrter und gescheidter. Ein schöner Mensch ist selten demüthig; er denkt an sich, und vergißt darüber das Lernen.

10.

Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch zu denken: „Was Gott schickt, ist gut; es dünke mir gut oder böse."

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; niemand wollte sie ihm öffnen: hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „was Gott schickt, ist gut," und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Sicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand und löschte sein Licht aus: ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „was Gott schickt, ist gut." Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er an's Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen weggeführt oder getödtet. Er war verschont. Sagt' ich nicht, sprach er, daß alles, was Gott schickt, gut sei? nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas des Abends versagte.

11.

Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüfet hast; an der Tafel des Gastmahls gibt's mehrere derselben als an der Thüre des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zwei derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklaget war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen, und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden und der König zürnet.

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verlässet ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

12.

Der Lohn der zukünftigen Welt.

Richte nicht den Weg deines Lebens; alle seine Fußsteige sind gut, ob du gleich das Ziel eines jeden nicht übersiehest. Wäge auch nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: dies Gebot ist groß, darum will ich's halten, denn sein Lohn wird groß sein. Gott hat dem Menschen nicht geoffenbaret, welches der Lohn eines jeden Werks sein werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein; er ließ einem jeden seine Arbeit frei und fragte am Abende nur, woran er gearbeitet habe. Jeder zeigte, was er gethan; dieser den Feigenbaum, jener den Oelbaum, der die Cypresse, dieser den Palmbaum, den er gepflanzet. Der Hausvater gab einem jeden den Lohn nach seiner Arbeit und so war sein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzet. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brächte: so wäre des Hausvaters Absicht nicht erreicht worden: der Garten wäre nicht mit mancherlei Bäumen bepflanzet.

Ein Weiser ward gefragt: warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben? „Weil ich die kleinste Pflicht wie die größeste that," antwortete er, „darum hat mich Gott also gesegnet."

Anhang.

Kurze Schilderung der Schriftsteller, von denen in diesem Bande Stücke aufgenommen worden sind,

in

alphabetischer Ordnung.

Anmerkung.

Die am Ende einer jeden Schilderung eingeklammerten Zahlen weisen auf die Seiten des vorliegenden Bandes hin, auf denen sich Stücke des genannten Schriftstellers befinden.

Campe (Joachim Heinrich), geboren im Braunschweigischen im Jahre 1746, fühlte in sich schon frühe den Beruf des Erziehers, den er mit Begeisterung und der Hoffnung erfaßte, daß durch eine bessere Bildung der jugendlichen Seelen die Hauptquelle menschlichen Elends verstopft werden könne. Nachdem er als Vorsteher einer großen Erziehungsanstalt zu Dessau, Philanthropin genannt, und später in seinem Privaterziehungsinstitute zu Hamburg seine Grundsätze über Erziehung und Unterricht anzuwenden versucht hatte, zog er sich wegen geschwächter Gesundheit von dem Schauplatze des Wirkens als ausübender Schulmann zurück, und suchte mehr durch Schriften für die Bildung der Jugend und die Ausbildung der deutschen Sprache thätig zu sein. Er starb den 22. Oktober 1818 zu Braunschweig in einem Alter von 72 Jahren. Seine Schriften über Erziehung beurkunden überall den Mann von edlem, menschenfreundlichem Sinne, dem die Bereicherung des Geistes und die Veredlung des Herzens das Ziel wahrer Bildung waren. Seine „Kinder- und Jugendschriften" (Braunschweig 1806 — 1809, 30 Bändchen mit Kupfern, neue Ausgabe 1829) gehören zu den Besten, was wir in dieser Gattung besitzen, weil wenige Schriftsteller, so wie er, die Gabe besitzen, sich zu dem Fassungsvermögen der Jugend herabzulassen, ohne dabei in Spielereien zu verfallen, und die Forderungen einer edlen Sprache und geschmackvollen Darstellung bei Seite zu setzen. Wie sehr diese Vorzüge seiner Schriften anerkannt wurden, beweist ihre allgemeine Verbreitung nicht bloß in Deutschland, sondern durch Uebersetzungen auch im Auslande; so ist sein „Robinson der Jüngere" in alle europäische Sprachen, selbst

in die neugriechische übertragen worden, und ein gleiches Glück hat beinahe auch sein „Theophron, oder der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend" gemacht. Eine andere Klasse seiner Schriften bezweckt die Ausbildung, Bereicherung und Reinigung der deutschen Sprache, und obschon er sich in diesen nicht selten Uebertreibungen und Sonderbarkeiten zu Schulden kommen läßt, so hat er sich doch auch durch sie, vorzüglich durch das Wörterbuch der deutschen Sprache" (Braunschweig 1807 — 1811, 5 Bände 4.) bleibende Verdienste erwörben.

(S. 5. 58. 250.)

Engel (Johann Jakob), geboren zu Parchim in Mecklenburg den 11. September 1741, widmete sich zuerst den theologischen Wissenschaften, von denen er sich später der Philosophie und den Sprachstudien zuwandte. Zuerst begleitete er in Berlin das Amt eines Lehrers am Joachimsthal'schen Gymnasium, worauf er Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften, Lehrer des verst. Königs von Preußen und Ober-Direktor des Theaters wurde. Im J. 1794 zog er sich nach Schwerin zurück, wo er in Ruhe schriftstellerischer Thätigkeit lebte, bis er nach dem Regierungsantritte seines ehemaligen Zöglings, einer Einladung desselben nach Berlin zurückzukehren folgte. Seine geschwächte Gesundheit erlaubte ihm nicht eine Stelle zu übernehmen, die ununterbrochene Thätigkeit forderte; als Schriftsteller arbeitete er aber fast über seine Kräfte und beschleunigte dadurch sein Ende, das auf einer Reise zu seiner hochbejahrten Mutter, den 28. Juni 1802, in seiner Vaterstadt erfolgte. Seine Schriften (Berlin 1801 — 1806, 12 Bde.) zeichnen sich durch Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, durch Rundung und Wohlklang der Sprache, durch Schönheit und Einfachheit der Darstellung aus, und trugen nicht wenig dazu bei, die prosaische Schreibart der Deut-

schen zu einer höheren Stufe und Vollkommenheit zu erheben. Wir nennen hier nur seinen „Philosophen für die Welt, in dem allgemein ansprechende Gegenstände menschlichen Denkens und Lebens in Erzählungen, Gesprächen, Schilderungen und Briefen auf eine höchst gefällige und faßliche Art vorgetragen werden, und „Lorenz Stark," ein treffliches Zeit- und Sittengemälde. (S. 183.)

Fouqué (Friedrich, Baron de la Motte) geboren zu Neubrandenburg den 12. Februar 1777, lebt abwechselnd in Berlin und in Nennhausen bei Rathenau. In den neunziger Jahren machte er als preußischer Lieutenant den Feldzug am Rheine mit, worauf er in ländlicher Stille seiner Familie, seinen Freunden und wissenschaftlicher Thätigkeit lebte. Im J. 1813 eilte er von neuem zu den Waffen, wohnte als Lieutenant, dann als Rittmeister bei den freiwilligen Jägern mehreren Schlachten, z. B. der bei Leipzig bei, und nahm nach beendigtem Feldzuge, mit dem Charakter eines Majors seinen Abschied. Seine zahlreichen Schriften, die aus Mährchen, Romanen, Schauspielen u. a. bestehen, athmen vorzüglich den Geist nordischer Sage und altdeutscher Dichtung und beurkunden eine reiche, glänzende Einbildungskraft, einen religiösen ritterlichen Sinn und eine kräftige Darstellungsweise. Wir nennen unter ihnen vorzugsweise: „Sigurd der Schlangentödter," „der Zauberring" und „Undine."

(S. 213.)

Gellert (Christian Fürchtegott), geboren den 14. Juli 1715 zu Haynichen, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, und auf der Fürstenschule zu Meißen und der Universität in Leipzig gebildet, trat, nachdem er mehrere Stellen als Privaterzieher bekleidet hatte, in Leipzig als akademischer Lehrer auf,

und hielt daselbst Vorträge über Dichtkunst und Beredsamkeit, die mit dem größten Beifall gehört wurden. Seine umfassende Bildung, seine religiös-sittliche Gesinnung, sein fleckenloser Wandel erwarben ihm die Liebe und Hochachtung von Hohen und Niedern und Friedrich d. G. nannte ihn „den Vernünftigsten aller deutschen Gelehrten." Er starb zu Leipzig den **13.** Dezember **1769.** Als Schriftsteller nimmt er unter den verdienstvollen Männern, die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an dem Geschmacke eine bessere Richtung und der deutschen Literatur eine höhere Ausbildung zu geben suchten, eine der ersten Stellen ein. Seine Schriften (Leipzig **1784, 10** Bde.) zeichnen sich durch Klarheit der Begriffe, Gefälligkeit der Darstellung, heitern Scherz und gesunden Witz aus, fanden darum allgemeinen Eingang und haben unendlich viel Gutes gewirkt. Unter ihnen nennen wir vorzugsweise seine „Fabeln und Erzählungen, die mit wahrer Begeisterung aufgenommen wurden und noch jetzt nicht bloß in allen Provinzen und unter allen Ständen Deutschlands, sondern in den meisten neueren Sprachen Europa's fortleben. Zum Beweise, welche innige Zuneigung und dankbare Verpflichtung diese Dichtungen ihm erwarben, diene die Thatsache, daß einst im härtesten Winter ein Bauer einen vierspännigen Wagen Brennholz vor Gellerts Thüre ablud, damit, wie er sich ausdrückte, der arme Poet, der ihm und seiner Familie in den Winterabenden am warmen Ofen der Freuden so viele gemacht habe, sich auch wärmen könne. Mit gleichem Beifall wurden seine „geistlichen Lieder" aufgenommen. Fromme Hingebung und hohe Begeisterung für Tugend und Sittlichkeit sprechen aus ihnen so lebendig und eindringend, daß sie Lieblingslieder des Volkes wurden, und in keiner religiösen und kirchlichen Liedersammlung vermißt werden dürfen.

(S. **11. 17. 21. 27. 37. 38. 54. 69. 79. 95. 118. 132 237. 253. 267. 271. 283. 285. 295. 302. 317. 323.**)

Gleim (Johann Wilhelm Ludwig), geboren im Halberstädtischen im J. 1719, verrieth schon frühe ein ausgezeichnetes Talent für die Dichtkunst, die bei seinem Auftreten unter den Deutschen noch in ihrem ersten Werden begriffen war. Im innigen Freundschaftsbunde mit den ausgezeichnetsten Geistern seines Jahrhunderts trug er sowohl durch eigne Leistungen, als auch durch Anregung andrer, vorzüglich jüngerer Männer nicht wenig dazu bei, die Morgenröthe eines bessern Geschmacks für unsere Sprache und Literatur heraufzuführen. Mit einem edlen und biedern Sinne verband er das Talent in Jedem das Treffliche und Vorzügliche aufzufinden, woher es kam, daß die verschiedensten Charaktere sich an ihn anschlossen, und bei „Vater Gleim," wie ihn seine Freunde nannten, in guten und in bösen Tagen des Lebens Theilnahme und Hilfe suchten und fanden. Unter seinen Schriften (Halberstadt 1811—1813, 7 Bde.) verdienen vorzugsweise seine „Fabeln," in denen sich natürliche Erfindung und Anmuth, Lebendigkeit und Witz vereinigt, und seine während des siebenjährigen Krieges verfaßten und einem preußischen Grenadier zugeschriebenen „Kriegslieder," genannt zu werden. Die letzteren nehmen durch ihren dichterischen Schwung, ihre kraftvolle Sprache und ihren humanen Geist in ihrer Gattung die erste Stelle in unserer Literatur ein, und werden den Namen des Dichters der spätern Nachwelt überliefern. Zwei Jahre vor seinem Ende erblindete Gleim an beiden Augen, doch die Heiterkeit seines Geistes und die lebendige Theilnahme an Allem, was ihn geistig berühren konnte, blieb ihm. In dem vier und achtzigsten Jahre seines Lebens nahm er Abschied von seinen Freunden, starb heiter und gottergeben und ward in seinem Garten zu Halberstadt begraben, wo seiner Anordnung gemäß einfache Urnen mit den Namen seiner ältesten Freunde die Stätte seiner Ruhe umgeben.

(S. 11. 33. 45. 239. 240. 242. 244. 255. 256. 274. 280. 292. 314. 332.)

Göckingk (Leopold Friedrich Günther von), geboren im Halberstädtischen den 13. Juli 1748, studirte auf der Universität zu Halle die Rechte, wurde später geheimer Finanzrath in Berlin und von Friedrich Wilhelm II. in den Adelstand erhoben. Er starb zu Wartenberg in Schlesien im J. 1828. Seine Gedichte (neue Ausgabe 1818, 4 Bde.) zeichnen sich durch Reichthum der Gedanken, Lebendigkeit der Darstellung, Witz und Ernst gegen herrschende Thorheiten seines Zeitalters aus, wenn auch auf der andern Seite nicht in Abrede zu stellen ist, daß eine strengere Feile noch manche Härte im Ausdrucke und Silbenmaße hätte entfernen können. Am meisten Beifall fanden seine poetischen Briefe. Der Inhalt derselben ist anziehend, Ton und Sprache, womit in ihnen praktische Lehren eingeschärft werden, sind vertraut und herzlich, der Ausdruck der Dichtungsart angemessen, natürlich, fließend und rein.

(S. 144.)

Hagedorn (Friedrich von), geboren den 23. April 1708 zu Hamburg, daselbst gestorben als Sekretär einer Handelsgesellschaft den 28. October 1754. Da sein amtlicher Beruf nur wenig Zeit in Anspruch nahm, so widmete er sich ganz den Wissenschaften, mit besonderer Vorliebe dem Studium der römischen Dichter. Letzteres zeigt sich auch in seinen eigenen dichterischen Werken, welche mehr Nachahmung fremder, namentlich römischer Dichter, als selbstgeschaffene Arbeiten enthalten, und dadurch nicht selten etwas Steifes und Schwerfälliges an sich tragen. Wenn sie aber darum dem feineren Geschmacke der spätern Zeit nicht recht zusagen wollen, so darf man nicht vergessen, daß schon im J. 1729 seine ersten dichterischen Versuche erschienen, durch die er über alle seine Zeitgenossen weit hervorragt, und daß er schon starb, als kaum das schwulstige und wässerichte Element, das die deutsche

Literatur durchdrungen hatte, einem bessern Geschmack zu weichen angefangen hatte. Am glücklichsten versuchte er sich in der Fabel, der Erzählung und dem Liede. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die zu Hamburg 1800 in 5 Bden. erschienene.

(S. 140. 254. 257. 264. 296.)

Haller (Albrecht von), geboren zu Bern den 16. Oktober 1708, daselbst gestorben den 12. Dezember 1777, ein Mann, der durch seinen ausgezeichneten Geist im Bunde mit dem reichsten, gründlichen Wissen zu den größten Erscheinungen gehört und deßwegen auch mit dem Beinamen „der Große" beehrt wurde. Als Knabe war er schwächlich und trübsinnig; aber desto mehr zum Lernen geneigt. Im sechsten Jahre fing er das Lateinische an, im neunten das Griechische und Hebräische. Schon damals hatte er die Gewohnheit, Alles was ihm merkwürdig war niederzuschreiben und zu sammeln; so veranstaltete er als Kind eine Sammlung von mehr als zweitausend Lebensbeschreibungen, die er aus bändereichen Werken auszog. In Tübingen und Leiden widmete er sich der Arzneiwissenschaft und besuchte sodann England und Frankreich, wo er die berühmtesten Aerzte und Naturforscher kennen lernte und ihren Unterricht genoß. Er trat zuerst öffentlich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt auf; zu einer bestimmten Anstellung konnte er aber daselbst nicht gelangen. Im J. 1736 folgte er einem Rufe als Professor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, wo er siebzehn Jahre eines ausgedehnten und gesegneten Wirkens verlebte. Durch ganz Europa verbreitete sich sein Ruf als öffentlicher Lehrer und Schriftsteller; die ausgezeichnetsten Männer des Jahrhunderts warben um seine Bekanntschaft; die angesehendsten Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, Kaiser Franz I. erhob ihn in den Reichsadelstand und der König von England ernannte

ihn zu seinem Staatsrathe. Doch dieses Alles schützte ihn nicht vor den Ränken und Feindseligkeiten einiger seiner Amtsgenossen, was ihm seinen Aufenthalt in Göttingen verbitterte und ihn veranlaßte i. J. **1753** seine Entlassung zu nehmen und in seine Vaterstadt zurückzukehren. Das Wohl seines Vaterlandes und wissenschaftliche Arbeiten theilten hier seine Zeit und seine Thätigkeit, und seine neuen Verhältnisse gewährten ihm so viel ruhiges Glück, daß er alle auswärtigen Anerbietungen und Einladungen, so vortheilhaft sie auch waren, ablehnte. Im J. **1777** beehrte ihn der Kaiser Joseph **II.** mit einem Besuche; bald darauf befiel ihn eine Kränklichkeit, die seinem thätigen Leben im siebzigsten Jahre ein Ende machte. Neben den unvergänglichen Verdiensten, die sich Haller im Fache der Naturwissenschaften und der Medizin erwarb, ragt er auch als Dichter glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor, obschon seine Gedichte (Erste Ausgabe, Bern **1732**. Neueste Ausgabe. Ebendaselbst **1828**) nicht frei von Härten in der Sprache und von Schwulst in der Ausführung sind. Man sieht überall, wie er mit der zu seiner Zeit noch so wenig ausgebildeten Sprache gerungen hat, um seinen Versen jene Fülle und Gediegenheit zu geben, die ihnen für alle Zeiten einen dauernden Werth sichern werden. Eins seiner berühmtesten Gedichte ist: „die Alpen" in denen er die herrlichen Naturscenen seines Vaterlandes mit der tiefsten Empfindung malt, und die einfache, reine Sitte und Lebensweise der Alpenbewohner mit einem Reize schildert, der das ruhige Glück ihres geräuschlosen Lebens beneiden lehrt.

(S. **324**.)

Hebel (Johann Peter), geboren zu Hausen, einem Dorfe im badischen Oberlande, den **11**. März **1760**. Sein Vater, ein armer Gärtner, später Soldat unter den Schweizern in französischen Diensten,

starb frühzeitig, und seine Mutter, eine fromme, gemüthliche Frau, fand auf der Eisenhütte zu Hausen durch Erzpochen u. dgl. ihr dürftiges Brod, wozu die Arbeit des Knaben, sobald er nur handlangen konnte, auch mit beitrug. Bald starb auch die Mutter, und der Verwaiste wäre aller Stütze beraubt gewesen, wenn nicht einige wohlwollende Männer sein ausgezeichnetes Talent und sein tiefes, herrliches Gemüth erkannt, sich seiner angenommen und für eine gründliche Schulbildung auf dem Pädagogium zu Lörach und dem Gymnasium zu Karlsruhe gesorgt hätten. Nach beendigten Universitätsstudien begleitete er verschiedene Lehrerstellen, bis er **1798** Professor und **1808** Director am Gymnasium zu Karlsruhe wurde. Im J. **1819** wurde er zum Prälaten des Großherzogthums Baden erhoben und starb den **22.** September **1826** zu Schwetzingen auf einer Berufsreise. Als Dichter hat er sich in seinen „allemannischen Gedichten" (Fünfte Auflage, Aarau **1820**), die in der Mundart seines Geburtslandes gesungen sind, auf eine ausgezeichnete Weise bewährt. Außerdem ist er durch seine Erzählungen, die zum Theil in dem „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" von ihm selbst gesammelt sind, ein Lieblingsschriftsteller des Volkes geworden und verdient in dieser Gattung als Muster genannt zu werden.

(S. 10. 12. 15. 29. 36. 47. 67.)

Herder (Johann Gottfried von), geboren den **25.** August **1744** zu Mohrungen, einem Städtchen in Ostpreußen, wo sein Vater Schullehrer war, ist einer der vielseitigsten und geistreichsten Schriftsteller der Deutschen. Nachdem er nicht ohne vielfachen Druck, den ihm seine Verhältnisse auflegten, sich eine umfassende Schul- und Universitätsbildung erworben, und mehrere Stellen als Erzieher, Lehrer und Pre-

diger bekleidet hatte, erhielt er im J. 1776 einen Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberkonsistorialrath nach Weimar, wo er im innigen Freundschaftsbunde mit den größten Geistern Deutschlands, Wieland, Schiller, Göthe und Andern, hochgeschätzt von einem würdigen Fürstenhause, als geistlicher Redner, als Aufseher der Schulen, als Beförderer der Talente, als Stifter mancher trefflichen Einrichtung, segensreich wirkte, bis der Tod am 18. Dezember 1803 sein reiches, thatenvolles Leben beschloß. Aus seinen Schriften, (Stuttgart 1806, 45 Bände) dem unvergänglichen Denkmale seines Geistes, spricht bald der tiefe Denker, bald der gründliche Theolog, bald der geistreiche Dichter zu uns; in jeder Gattung seiner schriftstellerischen Thätigkeit offenbart sich aber eine solche Tiefe der Gedanken, eine solche Vielseitigkeit des Geistes, ein solcher Reichthum des Wissens, daß kein Unbefangener anstehen wird, in Herder einen Stern erster Größe an dem Himmel unserer Literatur zu erkennen und zu verehren. Denn selbst für die Gebiete von Wissenschaft und Kunst, die er nicht selbstthätig anbaute, wirkte er dadurch, daß er Andere zu ihrer Bearbeitung anregte und zur Begeisterung für alles Wahre und Schöne stimmte. Unter seinen Schriften „zur schönen Kunst und Literatur" nennen wir vorzugsweise die aus dem Spanischen entlehnten „Romanzen von Cid;" unter denen „zur Religion und Theologie" seinen „Geist der ebräischen Poesie" und unter denen „zur Philosophie und Geschichte" seine „Ideen zur Philosophie und Geschichte der Menschheit." Zu den in dem vorliegenden Bande enthaltenen Stücken aus Herders Schriften gehören gewissermaßen auch die sinnigen mit der Unterschrift „Palmblätter" versehenen Erzählungen in der ersten Abtheilung, denn sie wurden von ihm, in Verbindung mit J. A. Liebeskind, gesammelt, bearbeitet und mit Rücksicht auf ihren morgenländischen Ursprung unter dem Titel:

„Palmblätter" (1786 — 1800, 4 Bände) herausgegeben.

(S. 134. 139. 169. 174. 188. 262. 346. 375. — 388.)

Houwald (Christoph Ernst, Freiherr von), geboren in der Lausitz den 29. November 1778, lebt auf seinem Landgute bei Lübben im Schoße seiner Familie umd im Dienste der Musen. Als Dichter hat er sich durch mehrere Trauerspiele und wohlgelungene Erzählungen vielen Beifall erworben. Tiefe Gemüthlichkeit ist der Grundton seiner Schriften; edel und gediegen ist die Sprache, in der sie abgefaßt sind.

(S. 97.)

Jacobs (Friedrich Christian Wilhelm), geboren zu Gotha den 6. Oktober 1764, als gründlicher Kenner des Alterthums und geistreicher Erzähler allgemein geschätzt. Nachdem er zu Jena und Göttingen studirt hatte, wurde er als Lehrer an dem Gymnasium seiner Vaterstadt angestellt, wo er blieb, bis er im J. 1807 einem Rufe als Professor des Lyceums zu München und als Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften folgte. Doch nach drei Jahren kehrte er nach Gotha zurück, wo er als Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinets lebt. Seine Elementarbücher der griechischen und lateinischen Sprache haben in sehr vielen Lehranstalten Deutschlands Eingang gefunden und zur Erleichterung des Studiums dieser Sprachen viel Gutes gewirkt. Seine übrigen zahlreichen Schriften gehören theils zur Alterthumswissenschaft, theils zur schönwissenschaftlichen Literatur, und wie sich jene durch seltene Gründlichkeit und Tiefe auszeichnen, erfreuen diese neben der lebendigen Darstellung durch den reinen Sinn und sittlichen Geist, der in ihnen weht, und verdienen, wie z. B. „Allwin und Theo-

dor," „die Feierabende zu Mainau" und andere besonders der Jugend als anziehende und bildende Unterhaltungsschriften empfohlen zu werden.
(S. 30. 50. 86. 121. 155.)

Kind, (Johann Friedrich), geb. den 4. März 1768 in Leipzig, lebt seit vielen Jahren in Dresden dem schriftstellerischen Berufe, und gehört zu den beliebtesten neueren Dichtern. Vorzüglichen Beifall hat er sich im Fache der poetischen Erzählung erworben, die er mit gefälliger Auffassung und malerischer Darstellung zu behandeln weiß. Seine Schriften sind in mehreren Sammlungen unter dem Titel: „Tulpen" (Leipzig 1806 — 1810, 7 Bde.) „Lindenblüthen" (Leipzig 1819, 3 Bände) „Die Harfe" (1814 — 1819, 8 Bde.) „Gedichte," Leipzig 1817, 5 Bände u. s. w. enthalten; zum Theil aber auch noch in Almanachen und Zeitschriften zerstreut.
(S. 117. 167. 180. 223. 344.)

Kleist (Ewald Christian von), geboren den 3. Mai 1715 in Pommern, gestorben als preußischer Major im J. 1759 an den Folgen einer Wunde, die er durch eine Kanonenkugel in der Schlacht bei Kunersdorf erhalten hatte. Er gehört zu den Schriftstellern, die in der deutschen Dichtkunst einen bessern Geschmack begründeten, und wenn seine Arbeiten noch an vielen Stellen an die Fehler seiner Zeit erinnern, so wird doch Niemand in ihnen die Fülle und den Wohlklang der Sprache, die glückliche Wahl der gebrauchten Bilder und die hohe Begeisterung verkennen, die sich überall aussprechen. Unter seinen Gedichten (Berlin 1803, 2 Bde.) ragt vor allen das beschreibende Gedicht: „der Frühling" hervor, in dem er mit entzückender Anmuth die Wunder der verjüngten Natur besingt, und das den Namen seines Verfassers in der Geschichte der deutschen Literatur unvergäng-

lich erhalten wird. Treffliches leistete Kleist auch in der Fabel und vorzüglich in der Hymne, wo sich sein kindlich-frommes, heldenkräftiges Gemüth in seiner ganzen Fülle äußern konnte.

(S. 113. 299.)

Kretschmann (Karl Friedrich), geboren 1738, gestorben 1809, hat sich in mehreren Arten der Dichtkunst nicht ohne Glück versucht. Seine Gedichte zeichnen sich durch Neuheit, Wahrheit, Witz und strenge Feile aus; am meisten Ruf haben ihm seine „Bardenlieder" erworben. Seine sämtlichen Schriften sind zu Leipzig 1784 — 1805, in 7 Theilen gesammelt erschienen.

(S. 343.)

Krummacher (Friedrich Adolph), geboren den 13. Juli 1768 zu Tecklenburg, war früher Professor der Theologie zu Duisburg, dann Generalsuperintendent zu Bernburg und lebt heute als Prediger in Bremen. Seine „Parabeln" (Duisburg 1809. Neue Ausgabe 1820), seine „Apologen und Paramythien" (Duisburg 1810), sein „Festbüchlein" (Duisburg 1813, 3 Bdchen) und andere Schriften der Art zeigen uns ihn als einen Dichter, dem, wie wenigen, der Ton reiner, sinniger Gemüthlichkeit, und der Geist inniger Religiosität unverkennbares Eigenthum seines Wesens ist.

(S. 19. 24. 235. 259. 280. 298. 311. 316. 319. 335. 353 — 374.)

Langbein (August Friedrich Ernst), geboren zu Radeberg bei Dresden im J. 1759, lebt in Berlin. Unter seinen Schriften sind die Versuche im Fache der scherzhaften Erzählung durch Natürlichkeit der Erfindung und Leichtigkeit und Gewandtheit der

Ausführung die gelungensten. Je unverkennbarer sich in ihnen ein nicht gewöhnliches poetisches Talent ausspricht, um desto mehr ist zu bedauern, daß der Stoff seiner Darstellungen oft nicht edel ist, und daß es seiner Sprache an Reinheit und Gediegenheit fehlt. Von seinen Gedichten sind drei Sammlungen **1788**, **1820** und **1823** erschienen.

(S. **23. 91. 119. 130. 283. 345.**)

Lessing (Gotthold Ephraim), geboren zu Kamenz den **22.** Januar **1729**, gestorben als Bibliothekar zu Wolfenbüttel den **15.** Februar **1781**, war der größte und einflußreichste der Männer, die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Umgestaltung deutscher Kunst und Wissenschaft bewirkten. Schon in früher Kindheit zeigte sich bei ihm eine seltene Arbeitslust und eine große Vorliebe zu Büchern. Als darum in seinem fünften Jahre ein Maler ihn malen, und nach dem Willen seiner Eltern auf dem Bilde einen in einem Käfig sitzenden Vogel anbringen sollte, so widersetzte sich der Knabe und bestand darauf, daß er mit „einem großen Haufen Bücher" abgebildet werde. Bis zu seinem achtzehnten Jahre blieb er auf der Fürstenschule zu Meißen, worauf er die hohe Schule zu Leipzig besuchte, ohne sich jedoch einer bestimmten Wissenschaft zu widmen, weil seine reichen Anlagen und sein tiefer Geist sie alle umfassen zu können schien. Bis zum Jahr **1769**, wo er dem Rufe nach Wolfenbüttel folgte, führte er ein ziemlich unstätes, aber stets den Wissenschaften geweihtes Leben. Kein Schriftsteller der neueren Zeit hat in Sachen des Geschmacks und des feinen gründlichen Urtheils über Gegenstände der Literatur so allgemein und eingreifend gewirkt als Lessing. Ein durchdringender Verstand, ein richtiges Gefühl, eine seltene Gewandtheit, sich auf jedem Gebiete menschlicher Erkenntniß einheimisch zu machen, eine Sicherheit im Ausdrucke, die nie die rich-

tige Bezeichnung verfehlte. — Alles vereinigte sich in ihm, um auf jedem Gebiete des Denkens, Glaubens und Wissens, dem er sich zuwandte, Gährung, Erschütterung und Umgestaltung zu bewirken. Alle seine Schriften zeugen daher, so verschieden auch die Gegenstände sind, die sie behandeln, von der Stärke des lebendigen, denkenden Geistes, von der gründlichsten, vielseitigsten wissenschaftlichen Bildung. Hier können nur genannt werden seine „Fabeln", „Minna von Barnhelm", ein Lustspiel, „Emilie Galotti", ein Trauerspiel, „Laokoon oder über die Grenzen der Poesie und Malerei". Den strahlenden Schlußstein seiner Laufbahn bildeten noch zwei Werke: „Nathan der Weise", ein Schauspiel, und „die Erziehung des Menschengeschlechts", beide reich an großen, herrlichen Gedanken, und Denkmale seiner hellen, tief gedachten religiösen Weltansicht. Sein Tod war plötzlich; am **15.** Februar **1781**, als er sich zur Ruhe legte, überfiel ihn Engbrüstigkeit, und bald darauf war der große Geist entflohen. Er starb im **53**sten Jahre.

(S. **202. 236. 243. 244. 247. 264. 266. 277. 295. 310. 312. 313. 331. 236. 312.**)

Lichtwer (Magnus Gottfried), geboren den **30.** Januar **1719** zu Wurzen, gestorben zu Halberstadt als königl. preußischer Regierungsrath den **7.** Juli **1783.** Als Dichter hat er sich durch seine Fabeln (Neue Auflage, Berlin **1782**) bekannt gemacht, von denen sich viele durch Lebendigkeit und Zierlichkeit empfehlen.

(S. **35. 56. 80. 170. 256. 261. 266. 269. 287. 291. 309.**)

Meißner (August Gottlieb), geboren den **4.** November **1753** zu Bautzen in der Oberlausitz, wurde **1785** Professor der Aesthetik und schönen Wissenschaf-

ten zu Prag, 1805 nassau-oranischer Consistorialrath und Direktor der höheren Lehranstalten zu Fulda, wo er den 20. Februar 1807 starb. Seine Schriften zeichnen sich durch zweckmäßige Wahl der behandelten Gegenstände, und durch frisches Leben und Anmuth der Darstellung aus, und gehörten eine Zeitlang zu den gelesensten Unterhaltungsschriften in Deutschland. Die bekanntesten darunter sind: „Skizzen" (14. Sammlung, Leipzig 1778 — 1796) prosaische Aufsätze verschiedenen Inhalts, Erzählungen, Fabeln, Anekdoten enthaltend, ferner „Alcibiades" und „Epaminondas" zwei historische Romane und „Julius Cäsar" eine Biographie.

(S. 279. 294. 307. 325.)

Michaelis (Johann Benjamin), geboren den 31. Dezember 1746 zu Zittau, gestorben in Halberstadt bei seinem Freunde Gleim den 30. September 1772, zu frühe für das hervorragende poetische Talent, das er in mehreren Fächern der Dichtkunst schon bewährt hatte. Namentlich zeichnen sich seine Schriften durch leichte, geistreiche Wendungen und Munterkeit des Vortrags aus. Sie sind noch nicht vollständig gesammelt; die beste Ausgabe ist die in Gießen 1780 von Ch. H. Schmid besorgte, woran sich die schon 1779 erschienenen: „Einzelne Gedichte" anschließen.

(S. 263. 288.)

Moritz (Karl Philipp), geboren den 15. September 1737 zu Hameln, starb als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 26. Juni 1793. Die dürftigen Verhältnisse, in denen er geboren war, ließen ihn manchen Kampf bestehen, um sich die Bildung zu erwerben, nach der er trachtete. In späteren Jahren bereitete ihm die Unzufriedenheit mit seiner jedesmaligen Lage, die Unstätigkeit in seinem

Wollen und Streben manches Leiden. Unter seinen zahlreichen Schriften mythologischen, grammatischen psychologischen Inhalts, die zum Theil sehr anziehend und belehrend sind, hat „die deutsche Prosodie" den meisten Werth.

(S. 191.)

Nicolay (Ludwig Heinrich), geboren den 29. Dezember 1737 zu Straßburg, gestorben 1820; trat schon frühe in russische Dienste, wo er eine glänzende Laufbahn machte, und als geheimer Rath und Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg starb. Er hat sich in mehreren Fächern der Dichtkunst versucht, und wenn auch sein Talent nicht glänzend genannt werden kann, so sind doch viele seiner Arbeiten nicht ohne bleibenden Werth. Dieser besteht in der natürlichen Erfindung, der leichten Versifikation, und der umfassenden Welt- und Menschenkenntniß, die vorzüglich in den Fabeln und Erzählungen hervortritt. Seine Schriften sind gesammelt Berlin 1792—1795, 7 Theile kl. 4. Ein achter Theil erschien 1810.

(S. 13. 14. 154. 177. 185. 194. 238. 286. 301.)

Palmblätter, siehe Herder.

(S. 40. 62. 73. 82. 116. 197.)

Pfeffel (Gottlieb Konrad), geboren zu Kolmar den 28. Juni 1736; daselbst gestorben den 1. Mai 1809. Schon in seinem 21. Jahre hatte er das Unglück, gänzlich zu erblinden, welches Schicksal er über ein halbes Jahrhundert mit Ruhe und Gleichmuth ertrug. Sein heiterer Sinn und thätiger Geist hielten ihn in seiner traurigen Lage nicht blos aufrecht, sondern gaben ihm auch den Muth und die Kraft, sich durch Errichtung einer höheren

Erziehungsanstalt unter dem Namen: Kriegsschule, aus der viele trefflich gebildete Zöglinge hervorgingen, einen ausgedehnten, gesegneten Wirkungskreis zu schaffen. Außerdem war die Dichtkunst seine Lieblingsbeschäftigung und seine Fabeln und Erzählungen gehören zu dem Besten, was wir in dieser Gattung besitzen. Heitere Laune, Leichtigkeit im Vortrage und ein beißender Witz, mit dem er die geistigen und sittlichen Verirrungen seiner Zeitgenossen rügte, zeichnen seine Darstellungen aus. Als Mensch erwarb er sich durch sein wohlwollendes Herz, seinen biedern Charakter, seine tiefgefühlte Religiosität und seinen Gleichmuth in allem Wechsel des Schicksals die höchste Achtung. Seine Schriften sind in zwei Sammlungen enthalten: „Poetische Versuche" (Tübingen **1817—1821. 10** Thle.) und „Prosaische Versuche" (ebendaselbst **1811—1812**).

(**S. 7. 18. 24. 70. 111. 186. 205. 237. 246. 249. 253. 268. 284. 295. 300. 308. 329. 331. 341.**)

Rochlitz (Friedrich), geboren zu Leipzig im Jahr **1770**, lebt daselbst als Privatmann. Seine literarischen Beschäftigungen haben sich vorzüglich im Kreise der Erzählung gehalten, worin seine Leistungen zu den besseren gerechnet zu werden verdienen. Eine religiöse Weltansicht, tiefe Menschenkenntniß, verbunden mit geistreicher, lebendiger Darstellung, zeichnen seine Schriften aus. Außerdem hat er sich um die Lehre der Tonkunst durch viele kleine Aufsätze und Beurtheilungen in verschiedenen Zeitschriften, vorzüglich durch Herausgabe der Leipziger musikalischen Zeitung, von **1799—1818**, verdient gemacht.

(**S. 148.**)

Seume (Johann Gottlieb), ausgezeichnet durch seine Schicksale und geistvollen Schriften, wurde zu Poserne, einem Dorfe bei Weißenfels, wo sein Vater Bauer war, den 29. Januar 1763 geboren. Nachdem unverschuldete Unglücksfälle den Wohlstand des Vaters zerstört hatten, nahm sich der Graf von Hohenthal des Knaben an, und brachte ihn nach Leipzig, wo er sich, nach vollendeten Schulstudien, der Theologie widmen sollte. Doch damit nicht zufrieden, machte sich der achtzehnjährige Jüngling auf den Weg nach Paris, fiel aber schon am dritten Abende hessischen Werbern in die Hände, die ihn an die Engländer verkauften, und so wurde er nach Amerika geschleppt. Von der Ueberfahrt erzählt Seume selbst: „Um Platz zu sparen hatte man in den Kajüten Verschläge übereinander angebracht, die so dicht aufeinander waren, daß man nicht gerade aufsitzen konnte. Jeder Verschlag war für sechs Mann; wenn aber vier darin lagen, waren sie voll, die beiden letzten mußten hinein gezwängt werden. Für den Einzelnen war es gänzlich unmöglich, sich umzuwenden, und eben so unmöglich auf dem Rücken zu liegen; die geradeste Richtung scharf auf der Seite war nöthig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebratet hatten, rief der rechte Flügelmann: Umgewendet! und es wurde umgeschichtet; hatten wir nun auf der andern Seite ausgehalten, rief das Nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorige Quetsch.“ Es war Seume's kräftiger Charakter nöthig, um in dieser Lage den Muth nicht zu verlieren und nicht geistig und sittlich unterzugehen; aber auch in Canada waren Horaz und Virgil seine Gefährten und die Dichtkunst seine Lieblingsbeschäftigung. Nach mannigfachem Leiden sah er den deutschen Boden wieder und wollte in die Arme der geliebten Mutter eilen. Da ergriffen ihn preußische Werber und führten ihn nach Emden, wo er von neuem als gemeiner Soldat dienen mußte. Zweimal entfloh er,

ward aber wieder jedesmal eingeholt und entging mit Mühe der Todesstrafe. Erst nach einigen Jahren gelang es ihm sich von seinem Joche zu befreien, worauf er nach Leipzig ging und dort den Wissenschaften lebte. Nach einiger Zeit nahm er die Stelle eines Secretärs bei dem russischen General Igelström an, wurde russischer Offizier, war bei dem Aufstande der Polen gegen die Russen in Warschau gegenwärtig, den er auch beschrieb; verließ aber nach dem Tode Katharina's II. den russischen Dienst und ging wieder nach Leipzig. Im Jahre **1801** machte er eine Fußreise durch Oestreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Frankreich, die er sehr anziehend und geistreich in seinem „Spaziergang nach Syrakus" (**3** Theile) beschrieben hat. Eine ähnliche Fußreise machte er **1805** über Moskau, Petersburg durch Finnland und Schweden, die er in der Schrift: „Mein Sommer **1805**" schildert. Er starb zu Töplitz den **13**. Juni **1810**, wohin er sich zur Befestigung seiner Gesundheit begeben hatte. Als Mensch geschätzt und geliebt, hat sich Seume auch in der Reihe deutscher Dichter einen ehrenvollen Platz erworben. Seine Schriften sind gesammelt, Leipzig **1826**, **12** Bände.

(S. **75**.)

Tiedge (Christian August), geboren in der Altmark den **13**. Dezember **1752**, lebt jetzt größtentheils in Dresden. Seine dichterischen Werke zeichnen sich durch Gedankenreichthum, Lebensweisheit, religiös-sittliche Begeisterung und vollendete Verskunst aus. Vorzüglich ragen seine „Elegien, **2** Bände," durch Tiefe der Empfindung und Würde des Vortrags hervor und gehören zu dem Ausgezeichnetsten in dieser Gattung. Nächst ihnen nennen wir die „Urania," ein Lehrgedicht über Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, dessen schnell aufeinander folgenden zahlreichen

Auflagen die günstige Aufnahme bezeugen, die ihm nach Verdienst geworden ist.

(S. 8. 265. 276. 278.)

Weiße (Christian Felix), geboren zu Annaberg den 8. Februar **1726**, gestorben als Kreissteuereinnehmer zu Leipzig den **16.** Dezember **1804**, ist einer der verdienstvollsten Männer seines Zeitalters, auf das er durch seine rege Wirksamkeit als Dichter und Jugendschriftsteller einflußreich wirkte. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten für das Theater entsprechen viele dem gereinigteren Geschmack unserer Zeit nicht mehr; seine Gedichte (Leipzig **1772**, **3** Bde.) aber, verdienen heute noch wegen der Leichtigkeit der Darstellung, des feinen Tons und der Gewandtheit, mit der er den ganzen Reichthum der Sprache beherrschte, die Aufmerksamkeit, die ihnen bei ihrem ersten Erscheinen geworden ist. Außerdem hat er durch seine Jugendschriften, z. B. den „Kinderfreund" (**1775**) und den „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" einem zu seiner Zeit lebhaft gefühlten Bedürfnisse abgeholfen.

(S. **172. 248. 272. 290. 325. 327.**)

Willamov (Johann Gottlieb), geboren zu Morungen in Ostpreußen den **13.** Januar **1736**, gestorben als Professor zu Petersburg im J. **1778.** Als Dichter gehört er nicht zu den vollendeten, aber in jeder Hinsicht zu den ausgezeichneten Schriftstellern aus der Periode des Aufblühens der deutschen Literatur. Unter seinen Schriften (Wien **1793**, **2** Bde.) sind die Fabeln, in denen er zuerst den Dialog anwandte, die besten, und zeichnen sich durch Natürlichkeit, Wahrheit und Anmuth aus.

(S. **241. 269. 292. 302.**)

Zachariä (Friedrich Wilhelm), geboren den 1. Mai 1726 zu Frankenhausen im Fürstenthum Schwarzburg, starb als Professor der schönen Wissenschaften zu Braunschweig. Unter seinen Schriften haben seine komischen Heldengedichte und einige beschreibende Dichtungen, z. B. „die Tageszeiten" am meisten Beifall gefunden. Sind jene auch nach Stoff und Form veraltet zu nennen, so verdienen diese doch auch heute noch, vorzüglich wegen ihrer reinen Sprache, Beachtung.

(S. 247. 250. 260.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bruckner, Friedr. Conrad

Jugendbibliothek Deutscher Classiker

Bd.: 1

Neustadt a. d. Haardt 1841
P.o.germ. 195 la-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106429-8